UNTER DEM FREIHEITSBAUM: ROMAN

Clara Viebig

Clara Viebig / Unter dem Freiheitsbaum

Von diesem Werk wurden fünfzig Exemplare auf Büttenpapier gedruckt und von der Verfasserin gezeichnet

Clara Viebig

Unter dem Freiheitsbaum

Roman

Erste bis zehnte Auflage

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin
1922

*

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Meinem treuen
Freund und Führer
in der Heimat
Otto Pitz
zu eigen

I

Ins Gäßchen „Sieh um dich" läuten die großen Glocken der Stadt. Von der Pellinger Höh' und dem Franzensknüppchen, von dem einst Franz von Sickingen die Stadt beschossen, vom Grünberg durch die traubenbehängten Reihen der Rebstöcke herab, dröhnt Kanonieren. Die Trikolore weht. Wehe dem Bürger, aus dessen Fenster nicht Fahnentuch flaggt: blauweißrot! Die Männer tragen die dreifarbene Kokarde am Hut, die Frauen haben sie an die Haube gesteckt.

Auf dem Hauptmarkt, auf dem Domfreihof, vor dem Justizgebäude in der Dietrichsgasse ragt ein Freiheitsbaum — junge, schlanke Eichen von Eifelhöhen. Die unteren Äste sind ihnen abgestutzt, die oberen mit dreifarbenen Bändern umwunden, ihren Wipfel krönt eine Jakobinermütze.

Durchs Gäßchen „Sieh um dich" windet sich ein langer Zug; durch die Glockenstraße, über den Markt, durch die Fleisch- zur Nagelgasse. Munizipalität und Geistlichkeit, Professoren und Studenten, Vorsteher aller Ämter, Lehrer, Zünfte, Schulknaben und -mädchen, hervorragende Bürger und Stadtmusikanten, alle Beamte von Stadt und Umkreis ziehen hinter berittenen Chasseurs zum Dekadensaal. Trompeter blasen schmetternd, Tambours wirbeln dröhnend, Waisenkinder singen gellend. Soldaten zu Fuß, Soldaten zu Pferd; Jungfrauen, bekränzt und in weißen Kleidern, schwenken Rosengirlanden zwischen sich, hohe Herren in schwarzseidenen Mänteln

lassen drei lange Federn vom Hute wehen. Viel neugieriges Volk rund herum: Bauern im blauleinenen Kittel der Eifel, Mädchen, im festgeflochtenen, wassergestrählten Haarnest den blanken Unschuldspfeil. Fremde Gaffer, von denen man nicht weiß, woher und wohin. Dazwischen Männer mit Ziegenbärten, denen man's ansieht, wie sie heißen: Herzchen Rosenblatt, Moyses Mohnsam, Mendel Löw, Afrom May, Itzig Nudel, Leib Süßkind. Und über allem ein Himmel tiefblau und schwer. —

Trier feierte am 1. Vendémiaire des Jahres V. (22. September 1796) das Fest der Gründung der französischen Republik: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Im Dekadensaal, dem einstigen Promotionssaal der Universität, war eine Pyramide errichtet, darauf stand eine weibliche Statue, das Symbol der Republik; sie hielt in der hängenden Rechten das Bündel Stäbe mit dem herausragenden Beil, ihre Linke hob einen Speer empor, an dem die Freiheitsmütze steckte. Huldigend verneigten sich die wie in Prozession an ihr Vorüberziehenden. Aber manch Trierer Auge blickte mit Schaudern. Da stand zur Seite der Republik noch so ein Weibsbild, mit Helm und Lanze, aber sonst nackt, und das streckte gegen einen Priester, der im Ornat zwischen kirchlichen Insignien und heiligen Gefäßen am Sockel der Pyramide zu sehen war, die Zunge heraus, und bacchantische Kinder, splinterfasernackig, trampelten auf dem Kurhut und auf dem erzbischöflichen Kreuz mit dem

Pallium herum. O Clemens Wenzeslaus, Kurfürst von Trier, wenn du das sähest! Doch gut, daß du nicht mehr hier bist, dachte manch Trierer Herz.

Man hatte ihm manches verdacht, dem Clemens Wenzeslaus. Wenn der nicht versippt gewesen wäre mit dem französischen Königshaus, nicht allzu gastlich den emigrierten Adel und die verpönte Geistlichkeit Frankreichs im Kurfürstentum aufgenommen, es seinen Neffen, den Brüdern Ludwigs XVI., nicht erlaubt hätte, zu Koblenz einen Hofhalt einzurichten mit allem Trara, wer weiß, ob dann das Land nicht verschont geblieben wäre vom Mißtrauen und der Rache der Republik. Nun mußte man leiden, selber ganz unschuldig, aber Clemens Wenzeslaus, der dicke Hasenfuß, der war geflohen.

Und doch, es hatte sich lange Zeit fröhlich gelebt unterm Kurhut; der Krummstab war ein mildes Zepter gewesen. Weiß Gott, wenn der Clemens Wenzeslaus heute wiederkäme, man würde sich wiederum einspannen vor seinen Wagen anstatt der Pferde, wie im Jahr 93 des alten Kalenders zu Koblenz geschehen war, nach des Kurfürsten Rückkehr von seiner ersten Flucht. Und zärtlich würde man rufen: „Kommen Eure kurfürstliche Durchlaucht doch wieder in den Schoß Ihrer treuen, nach Höchstihnen sich so innigst sehnenden Untertanen zurück, schenken Höchstsie uns den Segen Höchstihrer Nähe!" Das Volk hatte Vivat geschrien und „noch fufzig Joahr!"

Doch nun war das erst drei Jahr her und alles, alles schon so ganz anders! Man wußte nicht, ob

man lieben oder hassen sollte, und wo und wen. Wie war auch den Bürgern mitgespielt worden seitdem! Es war nicht einmal im Jahre 92, als die Kaiserlichen mit den Franzosen sich um Trier herumbalgten und von der Pellinger Höh' aus die Stadt beschossen wurde, ganz so schlimm gewesen. Freilich harte Zeit auch da. Das Herz hatte sich dem anständigen Menschen, der sein Vaterland liebte, umgedreht, wenn er's erleben mußte, daß Soldaten, die wie Plundermätze aussahen: die einen in Hüten, die anderen in Kasketen, diese in Pelzmützen, jene in Bauernkappen, mancher im Leinenkittel und viele im Wollenkamisol, wenige nur in regelrechter Uniform, die meisten ohne Strümpfe in durchlöcherten Schuhen, daß die Sieger wurden. Sieger über die Truppen der Österreicher, Preußen und Landeskinder, die, wenig zuvor nur, schmuck wie zum Ball ausgezogen waren in die Champagne zum Spaziergang nach Paris.

Wehe, welche Tage in Triers Mauern! In Nächten, in denen man nicht schlafen konnte, sah man wiederum diese schmucken Truppen ausrücken und dann, wiederkehrend, die Stadt durchflüchten wie irre Träume. Von Tausend waren Hunderte tot. Und abermals Hunderte in wenigen Wochen, durch strömenden Regen ohn' Unterlaß, durch Hunger und Kot zu wankenden Schatten geworden, die aufs Pflaster hinsanken, nicht mehr aufstehen wollten Im „Krahnen" schiffte man die Flüchtenden ein; was an Schiffen und Kähnen zu haben war, wurde requiriert. Die Mosel hinab, das war die Losung. Wer noch laufen konnte, lief auf eigene Faust —

nur fort, fort! Aber viele Krümmungen macht die Mosel, in unendlichen Windungen umschlängelt der Fluß felssteile Berge von allen Seiten; wer weiß, wie viele, um abzukürzen, die Flußstraße verließen und sich auf unkenntlichen Höhenpfaden verstrickten ins Dickicht noch ungelichteter Wälder und, todmüde dahinstolpernd, verloren gingen in entlegenen Köhlerhütten. Geforscht wurde nach keinem Verlorengegangenen, ein einzelnes Menschenleben war heute so gut wie gar nichts. Blut war in der Mosel, und Seuche und Hunger an beiden Ufern und wenig Barmherzigkeit.

Wenn die Bürger Triers ihren Kindern, die dazumal noch am Gängelband geführt wurden, von jenen Tagen erzählten, dann schauten die auch jetzt noch verständnislos drein; sie begriffen gar nicht, warum die Mutter ein Kreuz schlug und ihre Wange sich bleichte. Sie hatten ja das Leben nie anders gekannt: Lärm auf den Straßen, Abteilungen französischer Soldaten, die an die Türen schlugen, auf Leiterwagen davonführten, was sich noch von Schuß- und Hiebwaffen in den Häusern befand; und auch das mit sich nahmen, was einzelne, die geflüchtet waren, bei Verwandten und Freunden von ihren Möbeln und Wertsachen zurückgelassen hatten. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — Todesstrafe für den, der etwas einbehielt von dem, was der Flüchtende ihm anvertraut hatte, auf Freundestreue und Redlichkeit bauend. In den Klöstern und bei den alteingesessenen Familien da fand sich am meisten. In manchem Patrizierhaus nahm man der alten Mam-

sell, die treu wie die Hauskatze am Hause hing, ihr Bettzeug weg, und dem Diener, der langsam die verschlossene Eingangstür öffnete, die Livree, die er viele Jahre im Dienst seiner Herrschaft getragen hatte. Die Kinder verstanden nicht, wie bitter es tut, vom Altgewohnten zu lassen. Warum weinte die Mutter so schmerzlich, daß sie nicht mehr im Dom in der Muttergotteskapelle ihre Andacht halten konnte? Sie sei es von Kindheit auf so gewohnt gewesen. Nun mußte sie anderswo beten gehen. Viel Auswahl war nicht; im Dom war jetzt ein Furagemagazin, auch Möbel aus dem kurfürstlichen Palast waren dort eingestellt, bis man sie abführte nach Frankreich. Im Palast selber lagen die Soldaten, die die Krätze hatten. Sankt Matthias war Lazarett geworden, seine schönen Glocken hatte man in Stücke geschlagen. In die Dreifaltigkeitskirche hatten die Kommissäre den Wein gelegt, den sie den Klöstern und den Kellern der Ausgewanderten entnommen; siebzig Fuder wurden in einem Monat drin abgestochen. In der Kirche der Karmeliter hatte man der Muttergottes ihr kostbares Kleid und den mit Silber bestickten Mantel ausgezogen, ihr statt dessen einen Sack übergestülpt. Im Kloster der adligen Nonnen zu St. Irminen hatten die Franzosen ihr Schlachthaus eingerichtet, in St. Simeon die bleiernen Platten des Daches abgedeckt und St. Martin ausgeplündert. In St. Maximin lagen die großen Statuen der Bischöfe mit der Nase an der Erde, die bunten Glasfenster, von Steinwürfen verletzt, verloren im Windstoß klirrend ein Scheibenstück

nach dem anderen. In der Abtei Marien waren die Orgelpfeifen herausgerissen, und mit St. Paulin war's nicht viel besser bestellt. Nach Liebfrauen konnte die Mutter doch noch beten gehen; aber es stolperten immer etliche im hallenden Schiff herum, scharrten mit den Füßen, rauchten und sprachen ganz laut, und das störte sie.

Der Vater ballte die Faust: das war noch nicht das schlimmste. Aber daß man der Jugend, schon den Kindern in der Schule, die Göttin der Vernunft, ein nackiges Weibsbild, vorsetzen wollte an Stelle „Unserer Lieben Frau", das war Ärgernis ohnegleichen. Man sah's ja, wohin solcher Unglaube führte. Mägdlein, die sonst ganz sittsam gewesen, setzten ihre Kinder hinter Hecken und Zäunen ab, fahrendes Volk gaukelte auf allen Märkten, mit den Bänkelspielerinnen in kurzen Röcken trieben ehrsamer Bürger Söhne sich herum. Ein Volk ohne Religion ist ein Volk ohne Sitte; nichts auf der Welt kann dem simplen Herzen seinen Herrgott ersetzen.

Oh, und die Angst, die man ausgestanden hatte, vor den durchziehenden befreundeten Truppen nicht minder als dann vor den feindlichen! Der Krieg nimmt, wo er kann und was er kann; man hatte gegeben, aber alles Geben hörte doch einmal auf. Ja, als die Emigrierten mit ihren geflüchteten Schätzen ins Land gekommen waren, die Marquis, die Marquisen, hohe Geistliche und adlige Nonnen, als die ihr Gold, Edelsteine, Perlen, Brillanten, eingelegte Waffen, kostbares Pelzwerk und Kleider zu Geld

machten und für die Wohnung, die man ihnen einräumte, reichlich zahlten, da war jedermann gut bei Kasse gewesen. Man hatte ordentliche Preise genommen zu Trier. Aber seit die Patrioten, wie die Republikaner sich nannten, die Emigranten geächtet hatten, daß die nur in wenigen verborgenen Winkeln sich aufzuhalten getrauten, als Todesstrafe darauf stand, wer einen Emigrierten bei sich aufnahm, da war die beste Erwerbsquelle verloren gegangen. Denn die Assignaten, mit denen die Republikaner zahlten, waren nichts weiter als dreckiges Papier; nicht einmal echt waren die immer.

Und doch sollte man zahlen, mußte zahlen; die Kontribution von drei Millionen Livres, die Bourbotte, der Repräsentant des französischen Volkes, der Stadt und den besetzten benachbarten Ortschaften auferlegt hatte, wurde eingetrieben eins, zwei, drei. Klang es nicht wie Hohn, wenn es in der Proklamation von Bourbotte also hieß: „In Erwägung, daß die französische Republik, indem sie den Bewohnern der durch ihre Armeen eroberten Länder Schutz und Sicherheit gewährt, begründete Rechte hat, von ihnen den Zoll der Dankbarkeit zu fordern, den sie dem großmütigen Verfahren einer Nation schulden, die weit davon entfernt ist, die Rechte auszuüben, die der Krieg den Siegern anheimgibt — sie will ihre Macht nur gebrauchen, um die königlichen Unterdrücker zu zerschmettern. diese Geißeln der Welt — und in weiterer Erwägung, daß wenn die französische Nation auf all die Vorteile Verzicht leistet, welche sie von ihrem Sieg in dem Kurfürsten-

tum Trier ziehen könnte, so ist sie jedoch genötigt, sich wenigstens für ihre Kosten und Auslagen zu entschädigen, die die Unterhaltung der Armeen, deren sie bedarf, um die Frechheit der Tyrannen im Zaum zu halten, erfordert."

Gnade, Gnade, woher soviel nehmen?! Es wurde in den Häusern zusammengeschrappt, was sich noch an Werten darin befand: Bargeld, Hypothekenbriefe, altes Familiensilber, eingemauerte Weine, Schmucksachen, Porzellane, Bilder, Samte, Uhren, Pelze, Seidenstoffe. Alles wurde hervorgeholt, und es reichte doch nicht. Trommler gingen durch die Stadt: binnen vierundzwanzig Stunden mußte die Kontribution bezahlt sein, die Munizipalität von Trier haftete mit dem Kopfe dafür. Der letzte Sparpfennig wurde hingegeben, die letzte Hosenschnalle. —

Aber das Schlimmste, das Unerträglichste, das kam doch jetzt: man mußte Feste mitfeiern, die einem nicht Feste waren. Man mußte mitjubeln und hätte doch fluchen mögen. Aber still, um Gottes willen still, daß keiner ein Murren hört! Das Gesicht in zufriedene Falten gelegt, daß niemand einem ansieht, wie es innen würgt! Vorsichtig schaute mancher ehrsame Mann sich um: überall lauerten jetzt Spione, es gab Leute genug, die sich nicht scheuten, den Angeber zu spielen, nur um ein Sündengeld vom Kommissär. Tiefer wurden die Diener vor den zwei nackenden Weibern.

Es wurde viel geredet heute im Dekadensaal, französisch, deutsch und wieder deutsch und französisch.

„Despotismus, Knechtschaft, Unterdrückung, Finsternis hinter uns — Freiheit, Gleichheit, Menschenrechte und Aufklärung vor uns!"

„Krieg den Palästen, Friede den Hütten!"

„Der Kampf zwischen Licht und Finsternis, zwischen Tugend und Laster, zwischen Freiheit und Knechtschaft ist zu Ende, hell strahlt die Zukunft der neuen Menschheit!"

Die neuen freiheitlichen Einrichtungen seien in der Tat ein unvergleichliches Glück, versicherte auch Triers Bürgermeister. Ein wenig ängstlich blickte der Herr, aber desto lauter erhob er die Stimme: ein unvergleichliches Glück! Und wem verdankte man das Glück dieser Befreiung? Den tapferen Truppen, die man den Vorzug hatte, in Triers Mauern zu beherbergen. Damit gab er den beiden Demoiselλen, die er rechts und links neben sich stehen hatte, ein Zeichen, und diese schönsten Jungfrauen der Stadt, die eine mit nachtschwarzem Scheitel, die andere blond wie die Sonne, nahmen die Lorbeerkränze, die sie auf dem Haar trugen, ab und bekrönten damit zwei Soldaten, die man bereitgestellt hatte aus dem Militärhospital.

Die Musik setzte ein, schmetternde laute Musik. Aller Hände erhoben sich. Der Kommissär nahm den Eid ab: „Ich schwöre Treue der Republik."

Dann Gesang eines Liedes:

„Heut jauchzet wonnetrunken
Mein freies Vaterland.
Es lag in Nacht versunken
Am schweren Sklavenband.

Da riß die schwarze Wolke:
Des Thrones Pfeiler sank —
Dem großen Frankenvolke
Den wärmsten Kindesdank!"

Unter Absingung dieses Liedes, das ein Trierer Bürger gedichtet hatte, drängte alles aus dem stickigen Dekadensaal, in dem noch die ganze Septemberhitze brütete, hinaus ins Freie. Es ging durch die Neue Straße über die Weberbach gegen das Alttor.

Da war ein königlicher Thron aufgestellt, mit Purpur und Gold reich behängt. Soldaten zu Fuß, Soldaten zu Pferd stürmten gegen ihn und schossen und stürmten wieder an, bis vier im Gebüsch versteckte Mann, verborgene Seile in Händen, die dem goldenen Thronsessel um die Füße geschlungen waren, ihn umrissen. Er stürzte polternd zusammen — so soll es allen Thronen ergehen! Mit Bajonetten und Kolben schlugen die Soldaten auf die letzten Trümmer ein. Pauken- und Trompetengetöse. Alles Volk schrie: „Nieder mit den Tyrannen! Es lebe die Republik!"

Das Lärmen betäubte die Ohren. Heute gab's was zu sehen. Seit das Gepränge der Prozessionen mit blumenstreuenden Engelchen, mit Lämmchen tragenden Jungfrauen, mit teppichbelegten Straßen, mit Musik und Gesang, mit purpurnen Baldachinen, mit rauschenden Fahnen, mit süßen Marienbildern und segnenden Heiligen, mit Glöckchengeklingel und Weihrauchdüften nicht mehr stattfinden durfte im frommen Trier, hatte man soviel nicht zu sehen bekommen.

„Schad um's Thrönche, daß es is kapores," wisperte leise Herz Rosenblatt aus Reil an der Mosel dem Moyses Mohnsam aus Bridel zu. „E schönes Stück!" Sie hatten beide dasselbe Geschäft: mit allem zu handeln.

„Nu," wisperte Moyses Mohnsam ebenso leise, zog die Schultern hoch und wiegte den Kopf: „Lasse mir nur erst fort sein die Gojim. Wann mir werde sein hier tout seuls, werde mir schon noch eppes finde vom Thrönchen."

Im Gebüsch am Tor niedergekauert, warteten die beiden Juden geduldig, bis auch der letzte von der Menge verschwunden war. Die verlief sich bald, gab's doch heute noch mehr zu sehen; am Nachmittag Tanz und Musik in allen Wirtshäusern, Konzert und Ball für die feinen Leute, am Abend Freudenfeuer auf der Eurener Höhe. Der Galgen, der bei Dorf Euren jenseits der Mosel stand, sollte verbrannt werden, zum Zeichen, daß es nun vorbei war mit der alten Herrschaft im Lande.

II

Auf der Eurener Flur reifte das Obst. Apfelbäume, Birnbäume in großer Zahl. Wie ein weiter Garten, von sanften Höhen schirmend beschützt, lag die Flur gegenüber der Stadt. Durch die Tore der alten Römerbrücke, Euren zu, strömten die Menschen. Sonst ging man hinüber, um Viez zu trinken — die Eurener machten einen vorzüglichen Most, in hohen Haufen geschichtet lag im Herbst das Obst, der Kelter harrend, am Straßenrand — heute wurden viel Äpfel zertreten, viel Birnen zerquetscht. Man rannte, man stürmte, um ja nichts zu versäumen. Es war ein Volksfest, der vornehmere Bürger hielt sich fern.

Aber die schwarze Suzette, des Bürgermeisters schöne Tochter, und ihre Freundin, die blonde Minette, ließen sich sehen auf der Eurener Flur. Sie hatten heute morgen eine Rolle gespielt im Dekadensaal, nun ließen sie sich am Nachmittag noch einmal bewundern. Sie gingen Arm in Arm, in denselben durchsichtig-weißen Kleidern vom Vormittag. Die schmiegten sich den schlanken Hüften eng und glatt an; hochgegürtet hob die kurze Taille den Busen, den ein zartes Flortuch bedeckte. Statt der Kränze, die sie am Morgen getragen, umwanden jetzt Bänder zweifach das Haar; süß lächelten die jungen Gesichter unter den Löckchen vor, die in die Schläfen hingen. Den Zipfel des langwallenden Rockes über dem Arm, den seidenen Beutel am Bändel, setzten sie behutsam die Füßchen in den schmalen, weit ausgeschnittenen Kreuzbänderschuhen.

Die beiden Freundinnen teilten sich in die Gunst des französischen Kapitäns, der sporenklirrend, das schwarze Bärtchen als Fliege am Kinn, elegant in knapp anliegenden Reithosen, neben ihnen herschritt. Hauptmann d'Aubry hatte keinen Blick für die an ihm vorbeiströmende Menge; hochmütig streifte sein Auge flüchtig das Gerüst des Galgens, bei dem französische Soldaten Berge von Reisig schichteten. Das Gerüst sollte brennen. Ein Galgenarm war schon heruntergeschlagen, lachend hatte man ihn herabpoltern sehen, ein dreister Junge hatte ihn durchgesägt. Nun hing der Bube oben am Querbalken, bleckte die Zunge heraus wie einer, der gehängt worden, verdrehte die Augäpfel, daß man nur mehr das Weiße sah, und ließ den schlanken Körper hin und her schlenkern, wie der Wind manchesmal den entseelten Leib eines Gerichteten bewegt hatte. Die Zuschauer klatschten Beifall. Andere Zeiten! Dank der neuen Gesetze bedurfte man des Galgens nicht mehr; Gerechtigkeit und Frieden kamen von Frankreich herüber, sie würden herrschen, und niemand mehr würde sündigen. —

Die beiden Demoisellen kicherten: solch anmutig gedrechselte Komplimente hatte ihnen noch kein Trierer Jung' gesagt. Die schwarze Suzette wurde ganz elegisch, wenn sie daran dachte, daß sie doch eigentlich Herrn Friedrich Adami, dem Assessor beim Tribunal zu Koblenz, ihre Hand zugesagt hatte. Ach, der war so weit weg, eine ganze gewundene Moselstrecke lag zwischen ihm und ihr, Berge und Täler und wieder Berge, man fuhr mit dem Schiffchen

drei Tage fast. Und gar mit der Diligence! Wer weiß, ob man sich überhaupt wiedersah, die Wege waren so unsicher, es trieb sich viel Gesindel herum, versprengte Marodeure — sie würde Herrn Adami gar nicht zuraten, so bald die Reise nach Trier zu wagen. Und wenn's etwa wahr wäre, daß er als Friedensrichter in den Kanton Lutzerath versetzt würde? Maria Josef, sie würde sich wohl hüten, da oben in Lutzerath, dem öden Eifelnest, ihre Jugend und Schönheit zu vertrauern.

Feuriger wurden die Blicke, die sie mit d'Aubry tauschte. Der war eigentlich ein Marquis, aber seinen hohen Titel hatte er fallen lassen, der paßte nicht in die Zeit, nur das „de" hatte er beibehalten.

Die blonde Minette mit den goldenen Locken wurde ganz eifersüchtig: sollte es nicht wahr sein, was der schöne Hauptmann ihr gestern am Gatter ihres Gärtchens zugeflüstert hatte, als er vorbeiritt und sie gerade Blumen schnitt? Sie hatte immer etwas zu tun im Garten, wenn er vorbeiritt in seine Kaserne im Kloster der Minoriten. Daß sie die Schönste der Schönen sei, eine blonde Sonne, hatte er geflüstert und ihre Hand geküßt mit einem solch saugenden Druck seiner Lippen, daß es sie durchschauerte wie nie zuvor.

D'Aubry teilte heute seine Gunst: Tag und Nacht taufte er scherzend die beiden Freundinnen — auf einen holden Tag, eine süße Nacht. Sie verstanden recht gut Französisch. Der Kapitän bot beiden den Arm, es war nötig hier im Gedränge.

Einen Augenblick wallte es in Suzette auf: wenn Adami das erfuhr, daß sie einem anderen am Arm

hing! Und Minette kam es plötzlich, daß es doch nicht recht sei, mit einem Franzos so zu spazieren. Aber das waren nur flüchtige Bedenken. Schon dämmerte es, der frühe Septemberabend begann sich zu senken.

Am Weg, unweit des Waldes, der an die Flur grenzte, hielt der Bursche auf seinem Gaul, mit dem Pferd des Hauptmanns am Zügel. Die Stute „Liberté" war unruhig, so lange zu stehen, das vertrug sie nicht. Auch Jean-Claude war ärgerlich, er riß die Stute im Maul, daß sie schäumte und auch sein Klepper unter ihm zu tänzeln begann. Er wollte zum Ball, er wollte sich auch amüsieren.

Da sagten sie „Freiheit und Gleichheit" — war das Freiheit, wenn er hier wie ein Sklave ausharren mußte? War das Gleichheit, wenn er nicht auch ein hübsches Mädchen in den Arm nehmen durfte? Brüderlichkeit — wenigstens eine von den Zweien hätte der d'Aubry ihm überlassen können. Überhaupt der! Es wollte dem Burschen gar nicht so scheinen, als sei der Kapitän etwas Rechtes. Was der für Narben auf dem Rücken hatte! Er hütete sich zwar, sie zu zeigen, aber der Bursche hatte sie doch gesehen. Und Redensarten hatte der, Flüche, wie der gemeinste Fuhrknecht!

Jean-Claude — „Schankelöddchen" hatte ihn seine Mutter genannt, er war von der Grenze zu Haus — ritt langsam auf und nieder. Vom Galgen her tönte lauter Gesang, Kreischen und Lachen; im Feuerschein sah er hüpfende Gestalten. Die tanzten wohl gar? Auf der Eurener Höhe krachte und knatterte es plötz-

lich, hoch bäumten die Pferde sich auf; droben wurde geschossen. Und jetzt flammte das Freudenfeuer eines mächtigen Holzstoßes.

„Sacré nom de dieu!" Der Bursche fluchte, beinahe hätte die Liberté einen Mann umgestoßen, der gebückt am Rain stand. Neben ihm tauchte jetzt noch ein zweiter auf. Unwillkürlich hielt der Bursche die Pferde fester: was wollten die? Scheu suchte er sie zu erkennen. Buschklepper? Aber dann lachte er. Die beiden Männlein in langen Röcken, abgegriffenen hohen Hüten und mit Ziegenbärten hatten nichts Erschreckendes an sich.

„Schöne Peerd," sagte Moyses Mohnsam aus Bridel, und Herzchen Rosenblatt aus Reil streichelte unter leisem Schnalzen der Zunge die Liberté. „Gott der Gerechte, was kann der Mosjö reiten die wilden Peerd," meinte Moyses bewundernd.

Der junge Mensch fühlte sich geschmeichelt; seine Reitkunst war nicht weit her, ehe die Franzosen ihn angeworben, hatte er nur auf dem Schneiderbock gesessen. Sein Hauptmann korrigierte immer an seinem Sitz. Aha, nun sah man's aber doch, daß er gut reiten konnte! Leute, die so flüchtig vorübergingen, sprachen ihn schon sogar darauf an. Er hatte keine Ahnung davon, daß die zwei ihn schon lange beäugten.

Hinterm ersten Waldbusch hatten sie niedergeduckt gesessen, sich leise wispernd einander mitgeteilt: wenn der Bückler vielleicht, oder ein anderer von jenen, so ein Pferd kriegen könnte! Dreißig Karolin und mehr wäre dran zu verdienen, der Bückler war

nicht knauserig. Ob nichts zu machen war hier mit 'nem Handel? —

Jean-Claude war ein guter Junge, gefällig sprang er ab und ließ die beiden Juden die Pferde mustern. Sie taten's genau. Der eine behorchte Herz und Lunge und sah den Tieren ins Maul, der andere maß die Länge der Schweife und begutachtete dann besonders die Beine. Sie schienen Jean-Claude etwas von Pferden zu verstehen. Er hatte es ja immer gesagt, die Liberté war ein bißchen schwach auf der Vorderhand, und der Adonis hatte mit der Zeit einen Senkrücken gekriegt.

Ob die Pferdchen wohl zu verkaufen wären, fragten die Juden.

„Non, non."

Sie verstanden sich ganz gut, lange Kriegsläufte und seit zwei Jahren französisch geworden, hatten auch den gemeinen Mann genug von der Sprache gelehrt. Und des Jean-Claude Mutter war von Geburt eine Deutsche, in großer Freude und in großem Schmerz vergaß sie 's Französisch, dann sprach sie deutsch.

Wenn der Mosjö das Geschäft vermitteln wollte, würde es sein Schaden nicht sein. Die Landleute brauchten Pferde, es waren ihnen alle abgenommen worden im Krieg — was sollte die Stute kosten?

Parbleu, sie hörten doch, daß die Pferde nicht zu verkaufen waren. Gleich würde der Kapitän kommen, dem sie gehörten; das heißt, sie gehörten der Republik, alles Eigentum war jetzt gemeinsam.

„Bei mein Gesund," sagte Herz Rosenblatt und

schlug klatschend der Liberté auf den Schenkel, „er spricht wie der weise Salomo!“ Aber aufsitzen durfte man doch wohl einmal?

Dagegen hatte der Bursche nichts. Der Alte war dürr, ausgemergelt von Hunger, der würde die Liberté nicht drücken durch sein Schwergewicht. Verdutzt riß er die Augen auf: konnte der aber reiten! Wie angepicht saß der Händler, seine Rockschöße, zerschlissen und zerschlumpt, klatschten der Stute die Lenden, und sie, dadurch angeregt, schlug einen scharfen Galopp an. Ein paar Augenblicke sah es aus, als wollte die Liberté davonjagen auf Nimmerwiedersehen.

In Herz Rosenblatts Seele rangen Gewalten. Wenn er nun wegjagte? Einholen würde ihn niemand. Er hatte seine Gefreundte, da stellte er's Gäulchen unter. Und wenn alles still war davon, holte er's sich nach Reil — was würde viel Wesens jetzt sein um ein Pferd? Aber dann empörte er sich gegen sich selber: pfui, Herzchen Rosenblatt, du wirst doch nicht stehlen? So alt schon, fünfzig und drüber, und noch nicht redlich? Aber heißt das denn stehlen, wenn man einem was wegnimmt, was dem gar nicht gehört? Nicht gehört und doch gehört! Rosenblatt stieß dem Pferd die Hacken in die Seiten, es machte Sätze, hoch und höher, klatschender flatterten die Rockschöße, zerschlissen und zerschlumpt, der graue Ziegenbart wehte, eine wilde Leidenschaft kam Rosenblatt an. Wenn er den Gaul hätte, verkaufte, was für ein Geschäft! Er war ein gemachter Mann, sein Weib brauchte dann nicht mehr in Lumpen zu

gehen, seine Kleinen nicht barfuß zu laufen — Herzchen Rosenblatt, Herzchen Rosenblatt, beim Gott deiner Väter, weh geschrien über deine Redlichkeit — ach, ach, und Moyses Mohnsam war ja auch dabei!

Mit einem gewaltigen Ruck hielt plötzlich der Jude das Pferd an, daß es sich beinahe auf die Hinterhand setzte. Er glitt herab, schweißüberströmt, totenblaß, hochatmend stand er vor dem verblüfften Burschen.

Der war heilfroh, sein Tier wieder zu haben — dem Volk war ja nicht zu trauen.

„Allons!", sagte er grob und schmitzte dem Alten mit den Lederriemen der Zügel ins Gesicht. „Pack Er sich jetzt auf der Stelle!"

Moyses Mohnsam hatte sich schon zeitiger zurückgezogen, nun wankte der andere ihm nach; Blut schoß ihm aus der Nase und mischte sich mit dem Wasser, das ihm aus den Augen floß. Mit dem Geschäft war es nichts gewesen.

Den Rücken gekrümmt, demütigen Schrittes, verloren sich die beiden jetzt unter der Menge — vielleicht, daß es doch noch etwas zu handeln gab! —

Tiefer sank der Abend, es war schon ganz Nacht. Im huschenden Feuerschein tauchten Gesichter auf, die sich vordem nicht hatten sehen lassen. Wo das Gewühl am dichtesten war, drängten sich fremde Gestalten. Wer war der junge Mensch im dreieckigen hochgeschlagenen Hut, das Haar lang hängend auf den Bürgerrock aus blauem Tuch, das Kinn vergraben in die hohe Halsbinde? Ein lustiger Geselle,

er sprang wie ein Fohlen. Bald hatte er eine Frauensperson an der Hand.

War das nicht die Bänkelspielerin, die eine Woche zuvor sich hatte sehen lassen auf dem Trierer Markt im handbreiten Röcklein? Sie hatte getanzt auf dem Seil, das haushoch gespannt war über dem Pflaster, und hatte ein dreistes Stück aufgeführt mit einer Mannsperson, die verkleidet war als Hanswurst. Sie hatte auch gesungen zu Harfenspiel, war dann mit dem Teller sammeln gewesen von Haustür zu Haustür. Der Büttel hatte sie endlich verscheucht. Aber heut trug sie eine Haube wie andere Frauen aus dem Volk auch, hatte das Haar sittsam gescheitelt und das Kleid lang bis auf die Schuh. Aber doch war es dieselbe, denn — ein plötzliches Auftreischen der Nächststehenden — sie schleuderte gewandt einem großen Mann mit der Spitze ihres Fußes den Hut vom Kopf. Hastig bückte sich der Erschrockene danach; es bückten sich viele, bald wälzte sich ein Knäuel von Menschen am Boden herum.

„Mein Hut, mein Hut!" Der Hut, der Hut — ja, wo war der? Und wo war die Chatelaine von Madame Mohr, wo das großblumige Taschentuch von Bürger Haas? Fischer Mathes vermißte seine Schnupftabaksdose, er klagte um sie wie um ein verlorenes Kind. Allgemeine Verwirrung, gewaltiges Entsetzen: was war nicht alles abhanden gekommen! Dieser hatte seine Uhr nicht mehr, jener suchte verzweifelt seine Börse. Diebe, Diebe — Zetermordio! An den Galgen mit den Halunken! Ach, der Galgen, der stand nicht mehr, ein Häuflein Asche nur

war von ihm übrig geblieben. „Holt den Büttel! Haltet den Dieb!" Der mußte noch hier sein; da lief ja einer. „Haltet ihn, haltet ihn!"

Hinter Herz Rosenblatt setzten ihrer vier, fünfe drein. Die Seele im Leib zitterte ihm. Oh, wäre er nur nicht gelaufen! Er war sich keines Unrechts bewußt, nur nach einem Handelchen spürend war er umhergeschlichen; da kam der Lärm. Und nun wußte er aus Erfahrung: der Jud, der Jud, der hat's immer getan. Und angstvoll machte er sich auf die Beine. Er lief wie der Wind. Aber sie holten ihn rettungslos ein. Und sie visitierten ihm die Kleider, rissen die armen Plundern dabei vollends entzwei, durchsuchten ihn bis auf die nackte Haut und konnten nichts finden. „Er hat's fortgeworfen, rasch weggeschmissen!" Man hatte es ja gesehen. Sie bläuten auf den Herz Rosenblatt ein und zerschlugen ihm schier die Knochen. —

Das Fest der Galgenverbrennung hatte kein freundliches Ende genommen. Die Trierer drängten nach Haus, es war ihnen unheimlich geworden auf der Eurener Flur. So weit war es also schon gekommen mit der Unsicherheit, daß man nicht mehr geschützt war dicht vor Triers Toren? Es ward bald ganz ruhig auf der Eurener Flur, still blinzelnd nur guckte der Mond über die schweigenden Höhen.

Der französische Kapitän mit den Demoisellen hatte auch den Heimweg angetreten, aber er ging nicht die Landstraße, die die anderen gingen. Er hatte sich seitab verloren, und seine Begleiterinnen hatten nichts dawider. Suzette fühlte sich sicherer

vor neugierigen Augen im deckenden Busch, da konnte sie niemand an Adami verraten. Und auch Minette wurde freier, der Vater würde es doch nicht gern gesehen haben, daß sie am Arm des Franzosen ging. Im Wald war's ganz finster, der Pfad, der parallel mit der Landstraße auf die Stadt zulief, war schmal, sie mußten sich dicht aneinanderdrängen. Links die Blonde, rechts die Schwarze; die zarten Arme verliebt an sich drückend, verlangsamte d'Aubry immer mehr den Schritt. Hatte er sein Pferd, seinen Burschen denn ganz vergessen? „Setzen wir uns ein wenig, mes charmantes!"

*

Jean-Claude hatte lange gewartet. Erst in Geduld, dann in Ungeduld, zuletzt in Wut: kam der Kerl denn noch immer nicht? „Vermaledeites Cochon!" Er hatte ihn wohl mit den Mamsellen verschwinden sehen. Nun würde er sich auch nicht länger zum Narren halten lassen. Müde war er auch: morgens den Thron gestürmt, abends den Hanswurst von so einem gemacht, dazu die Langeweile des Wartens. Er band beide Pferde an; den Adonis drüben an die Buche, die Liberté hier an die Birke, er selber ließ sich an einem Tannenstamm nieder. Verträumt starrte Jean-Claude in das große Schweigen. Wie sich das Silber des Mondes immer mehr und mehr übers Feld ergoß! Nebel stiegen auf, leicht wehende, weißliche Schleier; eine Unke rief unter Steinen, das klang wie Glöckchen, und Grillen zirpten ihr Schlummerlied, ganz traulich, so wie abends bei

Saarlouis in der Mutter Haus. Die gute Frau, ob sie wohl noch lebte? Seit die Franzosen ihn angeworben — wie verfluchte er das bereits —, hatte er nichts mehr von ihr gehört. Sie konnte nicht schreiben, und wenn sie auch hätte schreiben können, wo sollte ein Brief ihn finden? Bald hier, bald dort; hingeblasen bei der Trompete Ton, hingewirbelt bei Trommelschlag, ohne eigenen Willen, dem Kommando blind folgend, das war Soldatenlos. Wenn er sich Mühe gegeben, hätte er vielleicht ein Briefchen zustande gebracht, aber Dienst machen, Montur putzen, Pferde striegeln, essen, trinken, schlafen und wieder Dienst machen und Montur putzen, und Pferde striegeln, das nahm die Lust. Und doch mußte Jean-Claude jetzt so sehr der Frau gedenken, an deren Herd er gesessen hatte, seit er sitzen konnte. Da hatten die Grillen gezirpt in der Hüttenmauer, geradeso wie jetzt, und die Mutter hatte ihm übers Gesicht gestrichen mit der Hand, die rauh war von Arbeit und doch so weich: „Schlafe, schlafe Schankelödchen!" Jean-Claude schlief ein.

Um die Pferde herum bewegte sich etwas — waren es Schatten? „Bei mein Gesund, e feines Peerdchen," wisperte Mohnsam. „Was wird der Herr mir geben dafür, daß ich ihn hab geführt her?"

Der Fremde im dreieckig aufgekrempten Hut, der vorhin am Galgen getanzt hatte, spuckte verächtlich aus: „Gor neist, du Hund!"

„Nichts, gar nichts? Ich schrei Zeter!"

Der Jude wollte schreien, aber er brachte nichts Lautes heraus, die Hand des Fremden preßte ihm

die Gurgel zusammen. Ein Tritt — Moyses Mohnsam fiel um, lag am Boden. Er getraute nicht mehr sich zu rühren und auch nicht zu schreien.

Gewandt band der andere beide Pferde los, auf die Liberté schwang er sich, den Klepper nahm er an den Zügel. Heidi, fort, lautlos — ein Spuk.

An den Häusern von Euren vorbei stob der nächtliche Reiter. Plötzlich scheute das Handpferd.

„So kommste nit weit," sagte eine Stimme. Keck stand das Weibsbild, mit dem er vorhin getanzt hatte, vor dem Reiter. „Nimm mich mit, laß mich aufsitzen!"

„Wohin willste denn?"

„Zum Hannes Bückler." Die Bänkelspielerin lachte. „Hab dich gleich erkannt. Hab dein Bild angeschlagen gesehen. Jetzt hab ich dich, Johannes Durchdenwald!" Sie lachte immer übermütiger.

„Schrei nit so!"

„Hab auch deine Gesellen erkannt, drei waren bei dir. Hab ihnen geholfen beim Hut, bei der Uhr, beim Fazenetle,* bei der Geldbörs, und was sonst noch da war."

„Sitz auf!"

Sie schürzte den Rock. An den Sattelknopf fassend, schwang sie sich leicht auf den Klepper. Sie setzte sich wie ein Mann.

„Du gefällst mir. Wo haste 's Reiten her?"

„Von mei'm Schatz, dem französ'schen Husarenoffizier. Bin mit dem gezogen en ganzes Jahr, auch als Husar."

---

* Taschentuch.

„Potz Teufel!“ Er sah sie bewundernd an. Hatte sie ihm vorhin schon so gefallen am Galgenplatz, daß er sie beim Tanz an sich preßte mit verliebter Glut, so gefiel sie ihm jetzt noch tausendmal mehr. „Wie heißt du?“

„Julie. Bin das Julchen aus Weyerbach. Aber der Hunsrück kann mir nit gefallen, 's is zu armselig da. Und zu eintönig. Kennst ja auch die Elendsgegend.“

„Woher weißt du das?“ fuhr er sie an.

„Ei je, dat weiß doch ein jeder, wo der Bückler-hannes her is. Frag jedes Kind nach dem Hannes aus Naſtätten — sie kennen dich all!“

Ein eitles Lächeln erschien auf seinem hübschen Gesicht. „Ei ja, sie kennen mich wohl. Der Johannes Durchdenwald schreibt ein klein Briefchen nur, und sie tragen ihm 't Geld in den Wald, wohin er sich't hat bestellt. Aber weh dem, der ihn angibt!“ Drohend sagte er's und sah sie scharf an.

„Ja, du bist fürchterlich!“ Sie lachte schelmisch. Dann neigte sie sich zu ihm hinüber und legte den Arm um seinen Hals. „Nimmst du mich zu dir? Mein' Vatter hat man gehängt auf der rechten Rheinseit, meinen Bruder geköppt auf der linken Rheinseit, von meiner Mutter weiß ich nit, ist die auch tot oder sitzt sie im Spinnhaus. Hannes, du Lieber, paß ich nit zu dir?“ Sie schmeichelte sich an ihn.

Er küßte sie entbrannt. Ihre Pferde gingen dicht nebeneinander, so dicht, daß die Leiber sich aneinander rieben. So ritten sie, langsam, ohne Furcht, die ganze Nacht.

III

War das nicht unerhört, eine Frechheit ganz ohnegleichen? Ein französischer Bursche, der, auf seinen Herrn wartend, mit dessen Pferd an der Eurener Flur hielt, war heruntergerissen worden von dem Begleitpferd, geschlagen, malträtiert; betäubt hatten die Räuber den Armen liegen lassen am Weg, waren mit beiden Pferden entflohen.

Der Jude Moyses Mohnsam aus Bridel war der wichtigste Zeuge, der war in der Nähe vorbeigekommen, hatte die Räuber noch reiten sehen. Als er „zu Hilf" und „Diebe" schrie, hatte noch einer sich umgedreht, sein Pistol nach ihm abgeschossen. Der Schuß hatte des Juden Kopf dicht gestreift. Nun bekam Moyses Mohnsam die für jede Nachricht über den Täter ausgesetzte Belohnung.

Die Belohnung war hoch, der französische Präfekt war in Wut über den an französischem Gut und an einem französischen Soldaten begangenen Frevel. Auch die deutsche Justiz wurde aufgerüttelt, etwas weniger lässig war sie diesmal als sonst. Es wußte ja kein Beamter mehr, ob er lange noch auf seinem Posten verblieb oder kurz, nur ein Zwinkern, ein Wort, vielleicht an sich harmlos, genügte, um mißfällig zu machen; der Posten wurde anderweitig besetzt. Das machte lahm.

Jetzt erließ die Justiz ein Umschreiben. Alle Friedensrichter wurden ersucht, strengste Aufsicht zu führen in ihren Kantonen. Das herrenlose Gesindel witschte behend aus einem Kanton in den anderen,

an der Grenze eines jeden hatte die Polizei bisher haltmachen müssen, das Wild nicht verfolgen dürfen auf fremdem Jagdrevier. Nun aber sollte einheitlich vorgegangen werden, alle Kantone unter eine Polizeigewalt gestellt sein. Die Banden wurden zu frech, es konnte sich niemand mehr über Land getrauen. Marodeure, dem Heeresdienst entwischt, machten die Straßen unsicher mit ihrem Hunger; holten der Bäuerin die Eier aus dem Stall und die Hühner dazu. Sie tranken der Kuh auf der Weide das Euter leer, und wurde ihnen am einsamen Haus keine Gabe gespendet, so schreckten sie mit Drohungen die Bewohner.

Niemand durfte ohne Paß mehr beherbergt werden. Die Tag- und Nachtwächter waren zu verdoppeln. Die Polizei zu verstärken. Der Erlaß lautete ferner:

„Ein großer Streifzug wird unternommen. Die Teilnehmer haben sich zu versammeln am Duodi, dem 2. Brumaire des Jahres V. der Republik" — dahinter stand in Klammern für die, die den Kalender der Republik noch nicht innehatten: (am 23. Oktober 96 alter Rechnung) — „auf dem Domfreihof, morgens 7 Uhr. Wer sich beteiligen will, kann sich einfinden, Jäger und frühere Militärs sind besonders willkommen. Schießgewehr und Munition werden von der französischen Militäroberbehörde den dafür Haftbaren zur Verfügung gestellt."

Acht Tage vor dem festgesetzten Termin war die Bekanntmachung des Streifzuges schon an der Domtür angeschlagen gewesen, auch noch am Roten Haus und an den Straßenecken. Aber es fanden sich außer

der Polizei nur wenige dumme Jungen ein, die es nach Abenteuern gelüstete. Eine geheime Angst hielt den Bürger zurück.

Bürger Mohr sagte zu Bürger Rentenbach: „Ich holen kein Schießgewehr in die Hand. Denn wer is dat größte Übel? Der Finger könnt einem am Hahnen zucken, dat Gewehr einem losgehen am unrechten Platz." Vergrämt sahen sich beide Männer verständnisinnig in die Augen. Ach ja, die Zeit war vorbei, in der der Wahlspruch des biederen Trierers zu seinem Recht kam: „Eich äsše gäre gut, eich drinke gäre gut, un dahingegen will ich mein Ruh han." Man aß nicht mehr gut — es war alles zu teuer. Man trank nicht mehr gut — die Franzosen hatten allen Wein ausgeführt. Und Ruhe kannte man auch nicht mehr. Die Zeit war toll, es stand alles auf dem Kopf, man war selber mit aus den Fugen gegangen wie ein alter Schrank, der das Herumrücken nicht verträgt. — —

Aus der Eulenpütz, dem heimlichen Gäßchen hinter den gewaltigen Dommauern, kam eine geschlichen. Sie trug ein dunkles Tuch überm Haar und hatte das noch tief in die Stirn gezogen. Dem Anzug nach schien sie alt, dem Gang nach jung; der federnde Tritt ließ sich durch alle absichtliche Verlangsamung nicht verbergen. Sie stand an der Domtür still und studierte lange die Bekanntmachung. Dann ging sie wieder, wie ein geducktes Bettelweib an den Häusern entlang sich drückend.

In der Eulenpütz standen nur ein paar armselige Häuschen, Leute von gutem Ruf wohnten nicht hier.

Die Gasse war verrufen, die Wache, die durchpatroullierte, hatte vor nicht allzu lange drin einen Bürgersohn aus gutem Haus gestochen gefunden. Wie das gekommen, das war niemals recht laut geworden, man munkelte nur allerlei; die Untersuchung war niedergeschlagen worden auf Wunsch der einflußreichen Familie, und der junge Mann hatte, kaum genesen, die Stadt verlassen. Ob es wirklich die Franzosen gewesen waren, die ihn überfallen hatten? Es wurde etwas verbreitet von einem Zusammenstoß. —

In der Eulenpütz, in dem niedrigsten Haus ganz im Schatten des Domes, wohnte ein altes Weib mit ihrer Tochter. Das Haus hatte jahrelang leer gestanden, Mäuse und Ratten nur hatten darin herumgefegt, und Fledermäuse wie welke Lappen im Sparrenwerk des Dachs gehangen. Die Alte schien nicht sehr wählerisch, war wohl froh, eine Wohnung gefunden zu haben. Die Buzliese war schon viel umhergezogen, hatte zuletzt in Faid an der Mosel gewohnt. Ob sie lange hier geduldet werden würde? Sie verhielt sich ganz still, man sah sie nie, zuweilen nur das Mädchen, das sie für ihre Tochter ausgab, die Buzliesen-Amie. Und dann war noch die Dienstmagd im Haus. Die ging alle Morgen einkaufen und holte das Wasser vom Brunnen, aber wenn die Leute auch freundlich zu ihr reden wollten, denn sie hatte ein hübsches Gesicht und traurige Augen, blieb sie einsilbig.

Heut nacht war's in der Eulenpütz sehr dunkel, nur das rote Laternchen über der Buzliese Tür

flimmerte. Herbstregen klatschte nieder, und der Wind trieb noch immer mehr Wolken zusammen. In dem einzigen Raum des Untergeschosses — Hausflur und Stube zugleich — saß die Buzliese in einem Winkel und nickte. Wie Spinnweben hing es über ihr Gesicht, einzelne Haare, lang und grau, hatten sich aus der Haube gestohlen und verschleierten Stirn und Wangen. Die rotgeränderten Augen pliierten wie die eines Nachtvogels. Nichts stand von Möbeln in der Leere des Raums als ein Tisch mit zwei Bänken längsseits, und an der anderen Wand das Bett der Alten, eine Lagerstätte, die nicht gerade lockte. Das einzig Wohnliche war ein Ohrenstuhl, mit zerschlissener Seide bezogen; drin saß, wie ein Kätzchen zusammengekuschelt, die junge Amie. Am Herd stand die Magd, die Hände ineinandergeschlungen und starrte ins Feuer. In der dunkelsten Ecke der Hinterwand ging eine Falltür hinab in den Keller; nie traf ein Lichtstrahl dorthin. Eine Leiter in der anderen Ecke führte zum Eingang des Obergeschosses; den verschloß eine Falltür.

Die schöne Amie gähnte: heut war wohl niemand zu erwarten, keiner aus der Stadt und auch sonst keiner — konnte sie jetzt nicht zu Bette gehen?

Die Buzliese gab keine Antwort, sie horchte nach außen; verstohlene Tritte, nur dem geübten Ohr vernehmbar, schlichen durch die Eulenpütz. Alle Verschlafenheit war plötzlich von ihr gewichen, durch das Spinnweb des Haares funkelten ihre Augen. Jetzt ein Kratzen an der Tür, wie ein Hündchen kratzt.

„Die Jule! Mach auf!" fuhr Buzliese die Magd an. Diese schob die schweren Riegel zurück und legte sie dann sogleich wieder vor.

Die Bänkelspielerin stand in der Stube. Jetzt warf sie das verbergende Tuch vom Kopf, richtete sich schlank auf und sagte hastig: „Sie kommen. Placken-Klas, Schmu-Balzer, Schnallen-Joseph, Petronellen-Michel und Husaren-Philipp. Der schwarze Peter und Iltis-Jakob sind auch mit unterwegs."

„Ist der Hannes auch dabei?" Buzliesen-Amie fragte es hastig. Sie war aus dem Sessel aufgesprungen und strich sich mit beiden Händen das verworrene Gelock hinter die Ohren.

Die Julie blitzte sie zornig an: was ging dieses grüne Ding der Hannes an? Sie würdigte das Mädchen keiner Antwort. „Beim Krämer Kutzbach zu Conz haben sie den Laden geleert. Mehl, Zucker, Würste, Wachslichter, Leinwand, schwere Packen von fein Aachener Tuch und 'ne Masse Schnaps. Sie werden gleich hier sein."

Buzliese hopste vor Freuden. „Da fällt für mich Hemd und Kleid ab! Feine Masematten! Ist's gut gegangen?"

Julie lachte: „Am Vormittag hab ich im Laden gebettelt. Der Krämer schläft im oberen Stock, nur der Hund unten. Dem hab ich zu Mittag en Stück Fleisch geschenkt; heut nacht, als sie den Laden aufbrachen, lag der schon tot. Gemächlich haben sie ausräumen können. Ich hab Schmiere gestanden."

„Und is keiner zu Schaden gekommen?"

„Sie haben die Schnelles* nit gebraucht. Nur einer, der nach oben ging, als der Krämer sich rührte und Licht anschlug —"

„Ist der Hannes blessiert?" fuhr Amie dazwischen.

Julie schlug ihr grob ins Gesicht: „Hast dich nit zu kümmern. Der Hannes is mein!" Sie fuhren gegeneinander los.

Buzliese warf sich dazwischen: „Seid ihr ganz toll?"

Amie weinte: „Sie hat mich geschlagen."

Julie höhnte: „Dir Katz schneidt mer die Krallen!" Wieder packten sie sich.

Da tönte draußen ein Eulenschrei — das „Kochemloschen".**

Die Weiber stießen vereint die Riegel zurück, sie waren alle in Aufregung; nur die Magd verharrte regungslos auf ihrem Platz am Herd. Düsteren Blickes sah sie nach den Männern hin, die jetzt, einer nach dem anderen, schwer bepackt sich durch die halbgeöffnete Tür zwängten.

Buzliese war wie von Sinnen, kichernd hopste sie um die Beladenen herum. Sie klatschte in die Hände: „Gut gemacht, gut gemacht, seid brave Jungs!"

Der schwarze Peter, ein Hüne von Kerl, der die langen pechschwarzen Haare in einem Ring unterm Kinn zusammengezogen trug, schmiß mit einem Fluch seinen schweren Packen hin: „Verdammich, dat 's schwer!" Er zog Amie an sich.

* Schnelles = Flinten.

** Gauner-Erkennungszeichen.

Die aber entzog sich ihm, sie hängte ihre Blicke an den jungen Schlanken, der die anderen kommandierte, die ihm willig folgten. Also der Bückler war doch dabei, obgleich die Julie ihn nicht genannt hatte!

Buzliese zündete eine Laterne an und leuchtete den Männern voran in die Ecke. Dort wurde die schwere Falltür gehoben, in den gähnenden Schacht, der sich auftat, wurden die Waren verstaut.

Wenn sie die Falltür nun zuwarf, die Räuber drunten gefangen nähme — Buzliese und Julie waren auch mit hinuntergestiegen — wenn sie dann liefe und die Wache holte? Für einen Augenblick schoß das der Magd am Herd durch den Kopf. Mit der Amie hier würde sie schon fertig werden, die zu überwältigen war nicht schwer. Es riß die Magd förmlich zur Falltür hin, ihre Nägel bohrten sich in die Innenfläche der geballten Hände, sie stöhnte laut auf: nur sich losmachen, fliehen aus diesem Haus, nichts mehr wissen von dem Stehlen und Hehlen hier! Mit einem schweren Blick sah sie an sich herunter: war sie nicht auch schon schmutzig geworden? Wenn sie doch fliehen könnte! Aber sie hatte kein Geld, und der Weg war weit, und die Buzliese gab Obacht allezeit. Und wenn sie nachts schlief in dem Speicherloch, oben im Giebel, schloß die Alte sie ein, und die Leiter, die von der Falltür nach unten führte, wurde weggezogen.

Die Männer waren wieder heraufgestiegen. Buzliesen-Amie saß jedem derselben einmal auf dem Schoß und schlang ihm den Arm um den Nacken.

Sie saßen alle am Tisch; ihre Gesichter waren noch geschwärzt und dadurch unkenntlich gemacht; die Halsbinden hatten sie bis übers Kinn heraufgezogen. Sie tranken von dem gestohlenen Schnaps.

„Komm her!" sagte der junge Anführer zu der Magd am Herd und hielt, ihr lachend zunickend, sein Glas hin. „Trinke auch emal!"

„Ich trink keinen Schnaps."

Die anderen schlugen ein Hohngelächter auf. Das Julchen, das dicht beim Hannes saß, nahm das volle Glas und schüttete es sich herunter auf einen Guß.

Das war eine! So muß des freien Mannes freie Braut sein! Im Wald, in der Finsternis verlassener Köhlerhütten, in den Erdlöchern, in denen man zuweilen hauste, brauchte man eine, in deren Schoß man sein Haupt betten konnte. Sie war auch nicht bang, und schlau wie ein Fuchs und flink wie ein Wiesel! Es richteten sich begehrliche Blicke auf Julie Bläsius aus Weyerbach. Wäre der Hannes nicht der Hauptmann gewesen, sie hätten ihm das Weibsbild streitig gemacht.

Nur Iltis-Jakob prahlte: er hatte daheim eine so schöne Frau, daß der Richter, der ihn letzthin einmal eingelocht hatte wegen Diebstahl, ihn laufen ließ, als die Anne zu ihm gegangen war.

Die Augen des schwarzen Peter, die so schwarz waren wie seine Mähne, funkelten. Er kannte des Iltis-Jakob Weib, aber er schwieg. Hatte sie doch zu ihm gesagt, als sie ihn besuchte in seiner Köhlerhütte: „Schweig aber, er schlägt dich sonst tot!"

Schnallen-Joseph war nicht so klug, der Junge war eitel; er schob Amie von sich, die auf seinen Knien saß. Auch er kannte die schöne Anne, und er tat noch groß in der Erinnerung: „Hei, die war schön, schöner als jede andere, die ich je im Arm gehabt! Hei, die —“

Ein furchtbarer Schlag traf ihn ins Gesicht. Das Wasser schoß ihm aus den Augen, er konnte nichts mehr sehen, er stürzte hintenüber.

Mit einem Brüllen hatte sich Iltis-Jakob auf ihn geworfen, er kniete schwer auf der Brust des am Boden Liegenden. Schon hatte Schnallen-Joseph des Eifersüchtigen Messer in der Kehle.

Gellend schrien die Weiber auf. Vergebens befahl der Hauptmann Ruhe. Allgemeiner Tumult. Die Bänke stürzten um, der Tisch, die Gläser klirrten zu Boden.

Entsetzt und doch von Genugtuung erfüllt, beugte sich die junge Amie über den Hingestreckten. Sie starrte in sein gänzlich verändertes, stieres Gesicht und schüttelte sich: der war wohl tot? Ihre Fußspitze stieß ihn in die Seite: geschah ihm ganz recht, warum hatte er des Iltis-Jakob Weib schöner gefunden!

Die Buzliese jammerte: weh, das gab Lärm! Wohin mit dem Toten? Sie schlug ein Kreuz. Man mußte ihn vor die Türe tragen, weiter weg in einen Winkel legen. Kam die Wache etwa schon? Maria Joseph!

Man hörte das Tuten des Nachtwächters. Ein anderer antwortete ihm. Seit die Zeiten unsicher waren, ging die Wache immer verstärkt und gut be-

waffnet. Horch, Tritte auf dem holprigen Pflaster! Sie waren in die Eulenpütz eingebogen. Man hatte den Todesschrei draußen gehört.

Geschwind pustete Buzliese das Licht auf dem Tisch aus, nur die Flammen auf dem Herd gaben noch gespenstischen Schein, sie waren so rasch nicht zu verlöschen. Die Alte drängte Amie und Julie zur Leiter: nach oben! Die Leiter wurde weggenommen. Die Männer zogen die Pistolen heraus. Die Augen des schwarzen Peter funkelten wild, er schmeckte schon Blut auf der Zunge. Die sollten nur kommen! Niedergeknallt, niedergestochen, über den Haufen gerannt. Man würde sich schon durchschlagen in die nächtlichen Gärten.

Tritte hielten an vorm Haus, man hörte Stimmen. Eine Faust pochte an: „Aufgemacht!"

Bückler fühlte sich plötzlich an der Hand gefaßt, das Mädchen vom Herd riß ihn mit sich fort. Er fühlte sich in die dunkle Ecke zur Falltür gezogen, und er ließ sich ziehen. Er war der einzige, in dem nicht Kampflust brannte; noch war er benommen vom Tod des Schnallen-Joseph. Der arme Jung'! Verdammte Herberge, nie wieder so zwischen die Mauern!

Die Magd stieß ihn vor sich die Leiter hinab; nun schloß sie von innen die Falltür. Finsternis, Totenstille. Von oben nichts mehr zu hören. Eilends kletterten sie weiter die Leiter hinab. Jetzt stolperten sie zwischen den vorhin hier abgeworfenen Packen, aber das Mädchen verweilte sich nicht, es hatte die Hand des Mannes gefaßt, zog ihn immer weiter.

„Wohin führst du mich?“ Sie antwortete nicht. Für einen Augenblick stieg Argwohn in Bückler auf: die konnte sich Fanggeld verdienen wollen, ihn irgendwo hinunterstoßen in ein tiefes Loch. Aber dann lächelte er: ach, Mädchen sind sich alle gleich, er brauchte sich nicht zu fürchten. Schmeichelnd zog er sie an sich; er fühlte ein Widerstreben, aber ihr Atem ging rasch. Mit der einen Hand wehrte sie ihm, mit der anderen führte sie ihn. Jetzt rannte er den Kopf gegen Mauerwerk, die Luft wurde eng.

„Bückt Euch,“ sprach endlich das Mädchen, „hier ist der Gang halb verschütt'.“

Er wäre mehr als einmal gestürzt, hätte die starke Hand der Führerin ihn nicht gehalten. Ein Strom von Wärme ging von der Hand aus, eine Wärme, die ihm Sicherheit verhieß. Wo er war, konnt er nicht sehen — sie stolperten über allerlei Hindernisse — aber er fühlte nasses Mauerwerk, Mörtel, Steinbrocken. Bald ging es sich leichter, aber immer war ein modriger Dunst. Wie lange sie schon so tappten, wußte er nicht, willenlos ließ er sich führen.

„Ich bin hier noch nie bis zu End gegangen, hab mich immer gefürcht — heut fürcht ich mich nit.“ Sie sagte offen, was sie empfand. In Maria Nikolai war etwas von stolzer Freude: was hatten die beiden anderen vermocht, die Julie und die Amie? Sie allein war die, die ihn rettete. Sie wußte wohl, hinter dem Bückler war man scharf her, schon seit Jahresfrist wurde er das Haupt aller Banden genannt, aber so schlimm war der gar nicht, er hatte ein hübsches Gesicht und ein so freundliches Lächeln.

„Hast dich gestoßen?" fragte er zärtlich. Er fühlte ein Zucken in ihrer Hand.

Es tat ihr wohl, daß er so fragte, lange hatte sich niemand um sie gekümmert. Zärtlichkeit war sie nicht gewohnt; unbewußt drückte sie seine Hand fester. Und dann wies sie vorwärts mit einem frohen und lauten Lachen — bisher hatten sie nur zu flüstern gewagt: „Kuckt da!" Zwischen Schutt und Geröll dämmerte ein kleine matte Helle. Wie ein bleicher Stern schimmerte es ihnen in der Finsternis. „Eweil müssen mir bald eraus sein!"

Neu belebt tappten sie weiter, zuletzt mußten sie noch auf allen Vieren kriechen, dann aber war es mit einemmal weit und hoch. Sie standen draußen, aber nicht unter freiem Himmel, über ihnen wölbte sich hoch eine Kuppel. Sie standen im Dom. Hinterm Altar einer Seitenkapelle traten sie hervor. Es ging gegen den Morgen. Durch das bunte Glas eines uralten Fensters fiel mattes Dämmern.

Sie sahen sich an; sie waren blaß und verstaubt. Aber das Mädchen lachte glücklich: „Diesmal seid Ihr dervon gekommen. Mir verstecken uns da im Beichtstuhl. Und wenn die Franzosen aufschließen, sie holen alle Morgen Futter für ihre Peerd im Dom, dann witscht Ihr eraus."

Er mußte auch lachen; es klang übermütig in der hallenden Kirche, einen gelungeneren Spaß hatte selbst er kaum erlebt. Aber dann fiel ihm ein: wo waren die anderen, waren sie auch glücklich davongekommen? Und Julie Bläsius?

„Ihr seid gerettet!" Sie stand ihm gegenüber,

die Arme über dem Mieder gekreuzt, jung, stark, gesund; ein schönes Landmädchen. Ein Begehren kam ihm. Sie waren allein, zwischen den strebenden Pfeilern von Stein, so allein wie zwischen den Bäumen im Wald — er streckte die Hand nach ihr. Er war sich seiner Siege bei den Weibern bewußt; nun packte er sie. Da gab sie ihm einen so starken Stoß, daß er rückwärts taumelte. Ganz verdutzt sah er drein: die wollte ihn nicht.

Ihre dunkeln, feucht blickenden Augen blitzten jetzt zornig. „Ich bin von der Eifel, ich bin keine Bänkelspielerin und auch keine Amie. Rührt mich nit so an. Sonst pack ich dat Kreuz da" — es lehnte ein altes Holzkreuz dicht dabei an der Wand — „und wehr mich damit. Ich bin die Maria aus Krinkhof, dem Hans Bast seine Tochter!" Sie hatte eine drohende Haltung angenommen.

Er lachte verlegen, so etwas war ihm noch nicht widerfahren. Er hätte sie zwingen können, fast gelüstete es ihn, doch da sah er: hier hatten die Franzosen wohl geräumt, Teppiche und Altargefäße beiseite geschafft, aber für ihn war doch noch etwas übrig geblieben. Ein Missale, kostbar gebunden, lag am Boden, das konnte er nicht gebrauchen, aber die Decke des Altars hatte noch ihre Spitzen, und das Kleid der Heiligen aus schwerem Damast war auch noch da. Er riß es herunter. Seine Augen flogen, scharf sah er sich um: da war etwas und hier noch etwas!

Maria sah ihn suchen, sich bücken, in alle Winkel spähen und zusammenraffen. Den Damast band er

sich unter den Rock, die Spitzen stopfte er sich in die Hosen.

Sie war an den Beichtstuhl zurückgewichen und lehnte sich gegen das geschnitzte Holzwerk mit der reichen Vergoldung. Würde er das auch noch losbrechen wollen? Stumm sah sie zu, wie er an sich raffte, was irgend zu raffen war. Ihre Blicke waren groß und verwundert: d a s hätte sie doch nicht von ihm gedacht. Sie hing den Kopf auf die Brust, sie war auf einmal ganz traurig.

IV

Durch den Nebel des Herbsttages wanderte Maria Nikolai. Eilig schritt sie dahin, oft sah sie zurück und ging dann hastig weiter, als fürchte sie, verfolgt zu werden. Sie ging, wie sie gestern in der Eulenpütz am Herde gestanden, im Mieder und in Hemdärmeln; die Schürze hatte sie zum Schutz vor schwer fallenden Nebeltropfen sich über das Haar gebunden. Alles, was sie besaß, hatte sie bei der Buzliese im Stich gelassen, sie traute sich nicht mehr dahin zurück. Vielleicht war die Buzliese gar nicht mehr im Haus, saß schon gefangen und die anderen auch — aber würde man sie nicht als mitschuldig auch in Haft nehmen? Es war bitter, ihr bißchen Habe: das Sonntagskleid, ein paar Hemden und Strümpfe, Schuh und die wenigen Schürzen, so aufzugeben, aber was sollte sie tun? Fort mußte, fort wollte sie, sie konnte sich nicht lange bedenken.

Der Bückler hatte ihr versprochen, sie sollte bald alles ersetzt bekommen und alles viel schöner, aber nein, sie würde nie etwas von ihm annehmen. Warum denn nicht? Er konnte das gar nicht begreifen. Sie hatte ihn angesehen mit einem Blick, aus dem er nicht recht klug wurde. Was ging ihn im Grund das Mädel und seine Launen an, er dachte nur daran, wie und wo er sich mit seiner Julie wieder zusammenfinden könnte.

Sobald am Morgen der Dom aufgeschlossen wurde und einige Soldaten damit beschäftigt waren, vom Heu, das am Hauptaltar aufgeschichtet war, Bündel

abzupacken, hatten er und das Mädchen sich am Weihwasserbecken vorbei, von den dicken Pfeilern gedeckt, durch ein Seitentürchen hinausgestohlen. Niemand gewahrte sie, der Domfreihof war noch ganz öde. Es war ein kurzer, flüchtiger Abschied gewesen. Sie hatte Eile fortzukommen: nur weg, weg von der Eulenpütz! Und ihn wiederum trieb es in die Eulenpütz. Er hoffte unbedingt, da eine Spur von Julie zu finden. Ohne ihm ein Zeichen zu lassen, das ihm kundtat, welchen Weg sie genommen hatte, ging die sicher nicht fort. —

Maria Nikolai sah tief aufatmend nach der Stadt zurück, die kaum noch erkenntlich im Nebel lag. Pallien, das winzige Dörfchen, das sich mit seinen wenigen Hütten in die roten Felsen über der Mosel klebt, war ihr bald zur Linken geblieben. Nun hatte sie auch ein größeres Dorf bereits hinter sich, und jetzt war alles ganz unbewohnt weit umher.

Den Weg, den sie einzuschlagen hatte, wußte sie nicht genau, es fehlten auch alle Wegzeichen, sie kannte ungefähr nur die Richtung. Als der Vater sie im Sommer heruntergebracht hatte zur Buzliese, waren sie quer durch die Eifel gewandert, nicht weit von Trier erst aus dem Gewirr der Schluchten und Wälder heruntergekommen. So zu gehen traute sie heute sich nicht — was konnte ihr geschehen im Gebirge so ganz allein? Da war es nirgendwo recht geheuer. Wenn ihr Kleid auch arm und wertlos war, den Allerärmsten konnte ihre Armut noch Reichtum dünken. War doch kürzlich ein Weib, das Beeren suchte, ausgeraubt worden bis aufs Hemd; einem

Mädchen hatte man auch das noch genommen. Splinterfasernackt hatte das sich nicht heimgetraut, war hinter einen Busch gekrochen und weinte, bis es, halb erfroren, gefunden wurde. Es war besser, sie blieb auf der breiten Straße, da sah sie wenigstens den Himmel über sich. Hier traute sich auch kein Gesindel her, das hielt sich mehr abseits. Wenn sie wacker zuschritt, auch in der Nacht nur wenig rastete, konnte sie wohl hoffen, morgen spät abend in Krinkhof zu sein.

Eine heiße Sehnsucht überfiel sie plötzlich, eine heißere noch als die, an der sie bei der Buzliese gelitten. Die Einsamkeit, in der sie jetzt wanderte, und ihre Verlassenheit schürten ihr Heimverlangen, ließen ihr die Hütte des Vaters viel schöner erscheinen, als die in Wirklichkeit war. Was würde der Vater wohl sagen, daß sie schon wieder heimkehrte? Er hatte sie gut aufgehoben geglaubt bei der Buzliese — was mußte die dem Vater alles vorgelogen haben, sonst hätte er sein Kind doch niemals zu der hinuntergebracht?! Ihr Vater! Sie sah ihn an seinem Schmiedefeuer stehen, auf den Amboß schlagen. Seine Arme waren nackt bis zur Schulter hinauf, tief auf die Brust herab hing ihm der lange Bart. Er konnte Furcht einjagen, wenn er so stand, groß, größer als alle anderen, vom Rot der Flammen wie mit Blut übergossen. Aber er war ja gut; sie hatte ihn lieb! Langsamer wurde sie in ihrem Schritt: ob es ihm auch recht sein würde, daß sie so ohne Erlaubnis heimkam? Aber was hätte sie anderes machen können? Tränen stiegen ihr in die Augen,

sie wurde auf einmal von einer seltsamen Ungewißheit erfaßt. Der Vater sollte nicht denken, daß sie ihm zur Last fallen wollte, sie würde sich sofort nach Verdienst umsehen. Im Tal wohnten Leute, zu denen sie wohl in Taglohn gehen konnte. Die Stunde Weg dahin morgens und abends sollte ihr nicht zu weit sein. Sie sah sich schon den bekannten Pfad gehen durch die einsame Linnich, der war ihr doch längst so einsam nicht wie hier die breite Landstraße. Ängstlich geworden, sah sie sich um, da hörte sie Pferdegetrappel.

Um die Biegung der Straße kamen zwei Reiter galoppiert. Gott sei Dank, Wegelagerer waren das nicht, sie waren in Uniform. Es waren Franzosen. Die Pferde dampften, schäumten ins Gebiß, feurig erregt vom scharfen Ritt durch den Nebel.

Maria staunte: Schöne Tiere! Ihr Vater hatte Pferde gern und verstand sich darauf, das Auge dafür hatte sie vom Vater geerbt. Sie blieb stehen und guckte. Als sie so stand in schlanker Haltung, das Haar wehend unter der übergebundenen Schürze, die bräunlichen Wangen rot überhaucht, war sie begehrenswert.

Der Kapitän d'Aubry hielt an, ein Blick genügte: die war hübsch und allein — ein Wild am Wege. Und hier war es todeinsam.

„Allons, reit weiter!" Er warf dem Diener die Zügel seines Pferdes zu.

Ohne Arg war das Mädchen stehen geblieben, vertrauensvoll grüßte es. Das Stutzen des Dieners sagte ihm nichts.

Jean-Claude war erschrocken; er folgte nicht dem Befehl des Kapitäns, er ritt nicht weiter, sondern blieb halten. Was wollte der d'Aubry? Oh, er ahnte es wohl, er kannte den ja! Ihm war auf einmal, als stünde dies schutzlose Mädchen hier ihm nahe wie eine Schwester. Armer Leute Kind — und die hatte auch eine Mutter! Starr blickte er seinen Offizier an.

„Reit weiter! Verfluchter Kerl! Schuft! Cochon! Ich lasse dich hängen!"

Unbeweglich blieb der Bursche halten. Totenblaß stierte er unverwandt seinen Vorgesetzten an.

Der stampfte auf den Boden: was, drohen wollte der Lümmel? Der starre Blick war unbequem und unverschämt. d'Aubry lachte roh auf, und die Pferde mit einem Zuruf schreckend, daß sich beide bäumten und davonjagten, griff er die Ahnungslose und faßte sie stark um den Leib. Er riß sie abseits vom Wege.

Maria schrie gellend auf. Sie wehrte sich mit all ihren Kräften. Aber niemand kam ihr zu Hilfe.

V

Krinkhof lag noch grauer im Nebeldunst als unten die Mosel. Zehn Feuerstellen hatte das Dörfchen, die scharten sich um das Kirchlein mit dem spitzigen Schieferturm. Gottesdienst wurde nicht viel drin gehalten, selten nur ritt der alte geistliche Herr von Dorf Bertrich unten im Üßtal auf seinem Esel herauf.

Hans Bast, der Schmied zu Krinkhof, trat vor seine Tür, er hatte Pferdegetrappel gehört. Aber das Trappen war ungleich, der Gaul mußte ein Eisen verloren haben, das hörte er auch gleich.

Im Nebel tauchte ein Mann auf, triefend von Nässe, er zerrte einen Gaul hinter sich her. Scheu sah er sich um. „Seid Ihr der Schmied? Ihr seid mir empfohlen."

„Von wem dann?"

„Dat tut nit nötig zu sagen. Hier dat" — er zog die Schwanzfeder einer Eule heraus — „dat sagt Euch Bescheid."

Der Schmied nickte, aber gleich darauf zuckte er mit den Achseln: „En riskierte Sach, gestohlene Peerd zu beschlagen. Et steht Stock und Eisen drauf, wenn et nit den Hals kost't."

„Beschlagt mir et doch, beschlagt et geschwind, ich komm sonst nit weiter. Verflucht, dat Tier lahmt seit den Berg schon."

„Ihr habt et unten an der Mosel gestohlen?" Hans Bast sah den anderen durchdringend an.

Der nickte. „En Bagagepeerd von den Franzosen — ich hab et losgeschnitten, derweil sie in Bengel im Wirtshaus drin tranken."

Der Schmied lachte kurz und rauh, er blinzelte. „Dat is 'n andre Sach — 'n französ'scher Gaul! Steh, französ'sche Kanaille!" Er packte das widerspenstige Tier mit gewaltiger Faust: „Du kriegst ein deutsch Eisen jetzt. Freund, hierhin!" Er wies den Dieb an, das jetzt zitternde Pferd vorn am Kopf zu halten. Mit großer Geschwindigkeit probierte er ein neues Hufeisen und schlug es an, daß die Funken sprühten. Als ob das Tier seinen Meister spürte, stand es wie ein Lamm und ließ alles mit sich geschehen.

„So, Gaul, nu kannst du laufen!" Der Schmied gab ihm einen Schlag mit der flachen Hand. „Wohin bringt Ihr dat Peerd?"

Der andere antwortete nicht gern, das merkte man ihm an. Er wich aus: „Ich weiß et noch nit."

„Ich will et Euch sagen. Ihr müßt früher aufstehen, wenn Ihr Hans Bast wat verbergen wollt. Ihr bringt et nach Gillenfeld znm Bauer Martin. Der hat 'n Peerd nötig."

Ganz dumm, fast erschrocken, sah ihn der Pferdedieb an: „Woher wißt Ihr dat?"

Der große Mann lachte, daß ihm der lange Bart, schwarz mit Silberfäden durchwirkt, auf der Brust tanzte. „Mir sagt et der Wind, der im Schornstein pfeift. Der weiß alles." Er dämpfte die Stimme und sagte dann so seltsam, daß es den anderen abergläubisch überschauerte: „Und mir sagt er auch: macht fort jetzt! He Ihr, fort! Zwei Karolin zahlt mir aber noch für meine Müh'!"

Es war für ein Hufeisen ein hoher Preis, doch der Dieb zahlte willig.

„Habt Ihr wieder französ'sche Peerd, bringt sie nur her. Merkt, Füchse können auch Braune werden und Schimmel Rappen. Und en Langschweif en Kurzschwanz."

Der Schmied sprach es ernsthaft, ohne Zwinkern im Auge, ohne Zucken in seinem Gesicht. Aber der andere verstand ihn. Sie schüttelten sich die Hände. Der Dieb saß auf, nun lief das Pferd gut. Hans Bast sah ihm nach, bis der Nebel den Reiter verschlungen hatte.

Die finsteren Tannen, die sich, breitgeästet und ineinander verzweigt, wie ein Dickicht um die wenigen Felder von Krinkhof stellten, schlossen von der Welt ab. Ein armseliges Eifeldörfchen, armseliger als die meisten anderen. Hier war nicht Korn zu ernten, nur ein paar Kartoffeln baute der Krinkhofer an, das übrige war alles Weide fürs Vieh. Warum hatte Hans Bast Nikolai sich gerade hier angesiedelt, wohnte hier, seitdem er bei den kurtrierischen Grenadieren gedient hatte, der schönste Mann in der schönen Garde? Er sprach niemals von jener Zeit. Auch das Weib, das er sich mit hier heraufgebracht hatte, hatte sich nichts zu erzählen getraut, so neugierig andere Weiber sie auch befragten.

Margareta Nikolai ging nicht in die Spinnstube, einsam spann sie an ihrem kalten Herd. Sie wußte, Nikolai würde sie schlagen, wenn sie schwatzte. Sie fürchtete ihn und liebte ihn. Ob sie ihm angetraut war, wußte niemand; sie war dem Manne gefolgt, als er Trier verließ. Willig war sie mit ihm ins Elend gegangen. Denn elend genug ging es ihnen

zuerst. Sie zogen in eine verlassene Hütte, die er um ein Geringes erstand, weil sie ablag von den anderen Hütten. Sie hatten nichts als die eigenen Leiber, um sich aneinander zu wärmen. Nach und nach erst wurde es besser. Der Mann war oft fort. Und kam er heim, dann brachte er jedesmal Geld mit. Bett, Tisch, Stuhl, Truhe, das nötigste Leinen und Küchengerät wurden angeschafft.

Sie hatten Respekt in Krinkhof vor Hans Bast Nikolai. Daß er wenig sprach, sich nicht mit ihnen zusammensetzte, wenn sie Branntwein tranken, daß er noch immer ging wie der Flügelmann der trierischen Garde, aufrecht, so stracks gerichtet wie bei der Parade, das bewunderten sie. Er hatte sich einen Bart wachsen lassen, wie finstere Nacht lag ihm der auf der Brust. Und in seinen schwarzen Augen wohnte etwas, das zwang nicht nur sein Weib allein, das zwang auch andere. In der Verlassenheit von Krinkhof befragten sie den, der klüger war als sie und mehr von der Welt gesehen hatte, in vielem. Hans Bast hatte, vordem er sich anwerben ließ, beim Grobschmied gelernt, nun nahm er das Handwerk wieder auf. An seiner Hüttenwand richtete er ein rohes Gerüst und legte Schindeln darüber. Hier im offenen Schuppen stand der Schmiedeamboß, glühte das Schmiedefeuer, das der Eifelwind ihm auch ohne Blasebalg anblies.

Der Schmied von Krinkhof war bald bekannt, ein geschickter Mann; aus den verstreuten Dörfern kamen sie alle zu ihm mit Pflugschar und Ackergerät. Aber sein Hauptgeschäft war das Pferdebeschlagen. Die

Hufeisen, die er schmiedete, paßten den Tieren besser als alle anderen; er verstand sich auf Pferde, auf Vieh überhaupt, er galt wie ein Doktor. Trat er wo in den Stall, stand der Gaul gleich auf, der niedergefallen war, und kalbte die Kuh noch einmal so rasch. In seinem unbewegten Gesicht war Freundlichkeit selten, nur wenn er mit dem Vieh sprach, lächelte er.

Mit einer gewissen Scheu schauten die Bauersleute nach dem Schmied. Um seine Hütte wob sich ein Dämmer. Wirr war die Zeit und ohne Aussicht auf Besserung; wer heute noch etwas sein nannte, war morgen vielleicht schon ein Bettler, so klammerte man sich ängstlich gern an Übernatürliches. Der Schmied von Krinkhof wußte, daß man ihn einen Teufelsbanner hieß, er widersprach nicht, wenn man ihm zuschob, das zu wissen, was anderen geheim blieb und unerklärlich. Daß er sein Weib bald verlieren würde, das hatte er auch vorausgesehen. Den anderen erschien die Margareta ein rotbackiger Apfel, er sah schon den Wurm. Die ersten Jahre waren zu hart für sie gewesen; Kälte, Hunger und seine schwere Hand, die Hans Bast nicht leicht machen konnte, selbst wenn er's gewollt hätte, brachen die Frau. Maria war drei Jahre alt, als die Mutter ihr starb. —

Seit Nikolai die Tochter im Sommer nach Trier gebracht, hatte er nichts von ihr gehört; schreiben war nicht in der Mode. Ob die Buzliese es auch richtig verstand? Er hatte ihr ausdrücklich eingeschärft, langsam mit der Maria zu tun. Die mußte erst nach und nach sehen, wie das Leben heutzutage anzupacken ist, erst allmählich lernen, wie man's

macht, um es zu etwas zu bringen. Mit der Redlichkeit kam man heutzutage nicht durch — alle waren Schurken und Gauner, die großen Herren viel schlimmere als der gemeine Mann! Nur daß man die großen Diebe laufen läßt und die kleinen hängt. Ein bitterer Zug entstellte für Augenblicke des Mannes schönes Gesicht. Was war aus dem Kurfürstentum heute geworden? Ein Haufen Dreck. Und es war eine Heimat gewesen, die man lieben konnte: reinlich und fürnehm. So reinlich und stolz, wie auch er es gewesen war, als er noch im roten Rock, den bordierten Hut auf der weißen Perücke, das Gewehr präsentiert hatte vor Seiner Kurfürstlichen Gnaden.

Der stolze Grenadier von Trier jetzt ein armseliger Schmied im armseligen Dorf, ein Kurpfuscher, ein Roßtäuscher, ein — zum Teufel, was nutzte das Räsonnement, nun steckte man einmal drin, nun mußte man weiter so! Wenn er nur wüßte, ob die Buzliese es nicht allzu arg mit der Maria trieb? Es packte den Mann plötzlich wie Reue. Er hätte sich von der alten Hexe nicht beschwatzen lassen sollen, ihr seine Tochter hinzugeben. Sie hatte es ihm zwar geschworen, der Ehre des Mädchens würde niemals ein Leid geschehen — ja, bei anderen Mädchen, die sie bei sich hatte, da war's etwas anderes — aber die Maria, o nein, bei Gott und den Heiligen nicht! Die sollte nur erlernen, was man heute wissen muß in einem „Kochemer" Haus.* Aber war den Schwüren der alten Kupplerin wohl zu trauen?

* Kochemer Haus = Diebsherberge.

Hans Bast hatte bei der Buzliese oft genächtigt, wenn sein Weg ihn durch Faid an der Mosel führte. Bei ihr hatte er auch die anderen kennen gelernt: den schwarzen Peter, Iltis-Jakob, Schnallen-Joseph, den Johannes Bückler und noch andere mehr. Die Buzliese gab sicheren Unterschlupf, aber — —! Unruhig wurde es in des Vaters Brust. Er mußte baldmöglichst nach Trier hinunter, sich nach der Maria umsehen. Es hatte ihm heute nacht so häßlich geträumt. Aufgefahren war er im Schreck.

Er hatte sein Weib, an das er selten nur dachte, ganz deutlich sprechen gehört. Margareta wimmerte leis; so wie sie gewimmert hatte in ihrer letzten Stunde. Da hatte sie nach seiner Hand getastet, schon halb im Jenseits, und hatte etwas zu sagen versucht. Ein klägliches Stammeln: „Ma—ria — Kind — Obacht!" Sie hatte das Kind sehr lieb gehabt. War sie nicht lange schon tot und verwest? Was wollte sie nun wieder im Diesseits? Es wehte den Mann an mit unheimlichem Schauer.

Hei, zog das eisig von Norden her! Alle Geister der Eifel schienen zu klagen, die Tannen bückten sich tief mit Stöhnen. Hans Bast zog das Hemd über der offenen Brust zusammen, ihn, den sonst nie fror, fröstelte es jetzt. Er sah einen Raubvogel schweben über der traurigen Höh', er sah den schweben ob einer Taube — was sollte das Schlimmes bedeuten?

Das wettergerötete Gesicht wurde bleich; die Brauen düster zusammengezogen ging er in seine Hütte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hubert, Niklas, Martin, die drei Söhne des Üßmüllers bei Dorf Bertrich unten, waren auf Jagd gewesen. Hasen und Rehe gab es nicht mehr so wie ehemals — der Vater erzählte von Zeiten, da sie zu sehen waren in Herden wie die Schafe —, es wurde zu viel gewildert jetzt. Man hielt sich an keine Schonzeit. Was der fremde Herr im Lande übrig ließ, das nahm der Strauchdieb, und was der übrig ließ, das nahm der Bauer. Ihn hungerte auch. Was waren Gesetze? Wenn keiner nach denen fragte, fragte er auch nicht nach ihnen; man wohnte schier drin im Wald, sollte man denn laufen lassen, was einem vor die Flinte kam?

Des Müllers Söhne hatten nach ihren Fuchseisen gesehen; das Raubzeug mehrte sich, bis auf den Hof kam nachts das dreiste Gesindel. Die Marder schrien in den Felsen der Schlucht wie kleine Kinder; sie holten der Müllerin ein Huhn nach dem anderen, es war schwer, die Räuber zu Schuß zu bekommen, und das Tellereisen mieden sie scheu. Heut hatte der Hubert Glück gehabt, eine mächtige Wildkatze hing ihm über den Rücken. Oben an den Steinen, wo's hinauf zu den Dachslöchern geht, hatte das Tier gesessen. Es hatte einen Waldhasen geholt für seine Jungen. Nun saß es und ruhte, mit dem grauschwarzen Fell kaum zu erkennen auf dem von Alter und Nässe gedunkelten Lavagestein. Aber der Hubert hatte es doch erspäht; Jäger und Katze starrten sich an einen Augenblick, die Lichter des Raubtiers funkelten gelb, der dickbuschige Schwanz mit den schönen Ringeln schlug wie beim Tiger die Flanken. Da krachte

auch schon der Schuß des schnell Zielenden. Tödlich getroffen. Sonst wäre das Tier der Wildnis ihm aber auch angesprungen, hätte ihn erbärmlich zugerichtet mit Zähnen und Krallen. Der Jubelschrei rief die Brüder heran, neugierig brachen sie sich durchs Gestrüpp Bahn. Das war ein Schuß, der sich verlohnte! Die hatte schon das Winterfell, und so groß war die Katze, daß es für die Mutter einen warmen Muff daraus gab oder für den Vater einen Fußsack.

Alle drei Söhne waren noch unbeweibt. Hubert hatte eine Braut zu Bremm, Niklas auch eine an der Mosel, aber zum Heiraten war jetzt schlechte Zeit; besser man wartete noch, die Aussteuer war sehr teuer, zudem ging ihnen zu Haus ja nichts ab. Der Martin würde wohl gar nicht heiraten, der war ein Einspänner. Am liebsten saß er, anstatt bei Mädchen, oben beim Taubenschlag im obersten Giebel, von wo man einen Blick hat aus der Enge der Mühlschlucht hinaus in blaue Weiten. Er träumte. Mit dem Pfarrer von Bertrich hatte er oft lange Gespräche. Der alte Pastor, ein gelehrter Herr, hatte dem Jüngsten des Müllers früher besonderen Unterricht erteilt, der Jung' war gescheit. Der Martin wäre am besten geistlich geworden, aber jetzt war auch hierfür — ebenso wie fürs Heiraten — nicht die geeignete Zeit.

Martin ging langsamer hinter den Brüdern drein. Er wandte sich, sein Ohr vernahm Tritte: wer kam denn da hinter ihm her? So oft er anhielt und stehenblieb, hielt der heimliche Tritt auch an. Der

da hinter ihm kam, wollte wohl nicht gesehen sein? Er ging rascher, dann duckte er sich aber nach einer Wegbiegung hinter einem Brocken von Lavagestein. Nun sah er den heimlich Schleichenden. Eine Frauensperson.

Sie ging wie jemand, der sehr müde ist; kaum hielt sie sich aufrecht an einem Aststecken, auf den sie sich stützte wie auf einen Wanderstab. Ihr Rock war zerfetzt, aus dem Mieder hing ihr das Hemd. Eine Vagabundin. Aber als Martin ihr Gesicht sah — ein todbleiches Gesicht, mit Augen, die wie geistesabwesend vor sich blickten — sah er, daß es keine Vagabundin war.

Jesus, das war ja Hans Bast seine Tochter, wo kam die denn her? Die sollte doch zu Trier im Dienst sein. War es ihr Geist? Nein, sie war es leibhaftig. Martin hatte das Mädchen zuweilen gesehen, ein hübsches Mädchen — wie sah sie jetzt aus? Er trat hinterm Stein vor und sprach sie an.

Sie erschrak so, daß sie strauchelte. Hätte er sie nicht am Arm gefaßt, sie wäre gefallen. Wie eine Verwirrte sah sie ihn an, verstört stieß sie seine Hand weg.

„Laßt mich! Laßt mich doch gehen!"

„Ich dachte, Ihr wär't krank. Wollt Ihr nach Krinkhof?" Es war noch weit bis hinauf, er hatte das Gefühl: die kann man ja gar nicht allein gehen lassen, die bleibt liegen am Weg. All seine Gutmütigkeit im Ton, fragte er: „Fehlt Euch was?"

„Nein, nein, gar neist!" Sie wehrte ab, wie ein Ruck ging es durch ihre mühselige Gestalt, sie raffte sich zusammen, hielt sich aufrecht, nickte kurz und ging

weiter. Aber nur wenige Schritte, dann brachen die Knie unter ihr ein.

Schon war er bei ihr. Ein großes Mitleid erfaßte ihn: „Laßt mich Euch führen!" Er legte stützend den Arm um sie, und sie mußte es leiden.

Nun bald am Ziel, nach tagelangem, oft irrem Wandern endlich der Heimat so nahe, übermannte die Schwäche sie. Schwere Tränen rannen über ihre eingefallenen Wangen, sie suchte sie zu verbergen, aber der junge Mann sah sie doch.

Sie brauchten ziemlich lange für den Weg hinauf, denn sie konnte nur langsam gehen. Er fragte sie, ob sie nicht ein wenig rasten wolle bei ihnen daheim in der Mühle, aber sie schüttelte verneinend den Kopf. Sie sprachen nichts auf dem ganzen Weg. Ausfragen konnte man die nicht, und der junge Mann hätte es auch nicht gemocht. Er kam sich ganz seltsam vor mit dem traurigen Mädchen am Arm, das die bleichen Lippen aufeinanderpreßte, um sein Schluchzen nicht laut werden zu lassen. Es kam ihn Achtung an vor diesem stummen Leid und vor dieser Beherrschtheit. Sorgsam leitete er sie. Der Pfad war steil, die Tannennadeln, die auf ihm lagen, machten ihn spiegelglatt; wenn sie ausglitt auf zerrissenen Sohlen, hielt seine Hand sie.

Sie kamen oben an. Da lagen die Hütten von Krinkhof klein um das Kirchlein geduckt. Der Wind, der hier oben blies, rötete des Mädchens bleiches Gesicht. Es schien ruhiger geworden und auch wieder kräftiger. Am Waldrand gab es dem Burschen zum Abschied die Hand: „Seid vielmals bedankt. Ich geh jetzt allein."

Voll sah sie ihn an, er war schier erschrocken über den Blick ihrer Augen, so nah in die seinen. Er sah ihr nach. Sie ging dahin, vom Winde gefegt. — —

Hans Bast trat an seine Tür, er fühlte es, da kam was gegangen. Er wollte öffnen, da sprang die Tür auch schon auf — mit einem Aufheulen des Windes flog seine Tochter herein. „Maria!" Er war doch erschrocken.

„Vater, Vater!" Mit einem Aufschrei warf sie sich gegen ihn, sie klammerte sich an ihn, schutzsuchend, hilfeheischend.

Hans Bast hatte einen Raubvogel schweben sehen über trauriger Höhe, schwebend ob einer Taube — nun war der niedergestoßen auf die Taube.

„Wer hat dir etwas getan?" fragte er finster. Er wurde bleich vor Zorn, seine große Hand ballte sich.

VI

Ein Spottgelächter ging durch die Stadt Trier und ein Schmälen: da hatte man nun endlich etliche von der Bande, die die Moselgegend und den Hunsrück, den Hoch- und den Soonwald unsicher machte, hatte die auch eingesperrt im alten Kaschott an der Stadtmauer, dessen vergitterte Fensterchen hinabschauten in einen tiefen Graben, und nun waren sie schon wieder weg in der zweiten Nacht. Da hatte der Bückler gewiß die Hand im Spiel, kein anderer wagte so dreiste Stückchen!

Ein ganzes Nest hatte man ausgehoben gehabt in der Eulenpütz: fünf Kerle, den Toten eingerechnet, und die alte Buzliese mit dazu. Die war sehr verdächtig, wenn sie auch, „bei ihrer Unschuld", sich hoch und teuer verschwor, von den Kerlen, die zu ihr eingedrungen waren mit Gewalt, keinen einzigen zu kennen. Was hatte sie machen sollen, als die ihr mit der Pistole drohten, in ihrem Haus Nachtquartier heischten, als in dem einzigen, in dem noch Licht brannte?! Es war doch ihr Gewerbe, nachts offen zu halten.

Auch die Fünfe beschworen, die Alte weiter gar nicht zu kennen. Sie nannten ihre Namen nicht, behaupteten, Handelsleute zu sein aus dem Luxemburgischen, die aus Furcht vor dem Bückler und seiner Bande sich zusammengetan und bewaffnet hatten. Sie beschwerten sich bitter über den Überfall. Daß der Tote in einem Streit mit ihnen geblieben war, das konnten sie freilich leider nicht leugnen,

darüber wollten sie auch ehrlich Rede stehen, man sollte sie nur transportieren nach Echternach vor ihre zuständige Behörde.

Von den Warenballen, die man im Keller entdeckte, wußte die Buzliese weiter gar nichts; die hatten die Männer da wohl hinabgetragen, während sie vor Schrecken in Ohnmacht lag. Diese Erzählung, ihr Weinen und Schreien halfen ihr aber nichts; sie wurde gleich mitgeführt und eingelocht.

Die Mädchen, die, eingesperrt oben im Haus, Zetermordio und Hilfe schrien, waren glücklich, befreit zu werden. Sie bedankten sich vielmals — gefällige Mädchen —, die ließ man laufen. —

Es war in der zweiten Nacht, daß Iltis-Jakob einen leisen Eulenschrei hörte. Er hatte feine Ohren, er preßte den Kopf ans Gitterfenster, seine scharfen Raubtieraugen durchfuhren die Schwärze der Nacht. Placken-Klas und der schwarze Peter, die auf der Pritsche schnarchten, hatten nichts wahrgenommen. Nun aber hörten sie alle; auch Husaren-Philipp und Petronellen-Michel, die in der Zelle daneben saßen. Aufgepaßt, da war der Bückler!

An der Stadtmauer rutschte etwas. Von Bücklers Schultern auf Bücklers Kopf, von Bücklers Kopf auf einen Mauervorsprung und von da weiter hinauf kletterte das Julchen aus Weyerbach; eine Katze war nicht gelenker. Nun war sie am Fensterchen, reichte eine Feile hinein und wickelte sich einen starken Strick von den Hüften los. Sie selber kam schon so wieder hinab, sie brauchte kein Seil dazu.

Die Feile feilte, und was von den Stäben angefeilt war, das brach der schwarze Peter mit seiner Riesenkraft durch.

Am Strick ließ man einen nach dem andern hinab; der letzte, der Husaren-Philipp, brach zwar den Fuß — er war besser zu Pferd bei den Österreichern gewesen als hier beim Absprung von der Mauer — aber sie schleppten ihn mit, trugen ihn abwechselnd auf den verschlungenen Händen.

Als die Morgensonne das Kaschöttchen beschien, hing als Erinnerung an die Galgenstricke nur noch ein Hanfstrick da und scheuerte sich im Wind an der Mauer.

Die alte Buzliese nur war zurückgeblieben, ihre Zelle ging nicht nach der Stadtmauer hinaus. Aber sie war ja auch so unschuldig, nie und nimmer wäre sie geflohen. Sie wurde bald sehr krank; es würde wohl mit ihr zu Ende gehen. Man brachte sie zu den barmherzigen Schwestern. Aber kaum einen Tag dort, so war sie auch weg, in der Nacht aus dem unvergitterten Fenster des Schlafsaals zu ebener Erde gestiegen. —

In der Eulenpütz stand die Spelunke leer, das rote Laternchen über der Haustür brannte nicht mehr, und der Wind schlug den Laden auf und zu vor der verlassenen Stube der schönen Amie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Kallenfelser Hof, nicht weit von Kirn an der Nahe, saß Julchen Bläsius. Ihr Hannes hatte sie da untergebracht; der Pächter des Hofs war ein sicherer Mann, er hatte von Bückler Geld geborgt,

und der stundete ihm. An der Mosel war's in der letzten Zeit nicht recht geheuer, seit der Eulenpütz paßten sie doch etwas besser auf; und ein neuer Friedensrichter war ernannt, der nahm's, frisch im Amt, noch etwas sehr hitzig. Auch drohte die französische Militärbehörde, der viele Pferde abhanden gekommen waren, jeden sofort standrechtlich abzuurteilen, der mit einer Waffe in der Hand oder mit einer solchen versteckt in den Kleidern aufgegriffen wurde. Man mußte die Polizei erst wieder einschlafen lassen. Es war auf dem Hunsrück vorderhand sicherer.

Auf dem jähen Felsen, der weit hinunterschaut ins Tal des Hahnenbach, lag da, wo einstmals ein Raubritterschloß gestanden hatte, jetzt der Kallenfelser Hof; ein festes Haus mit einer einzigen Tür. Sonst sah man keine Behausung rundum und selten einen Menschen. Freilich, wenn Julie aus dem Fenster hinunterschaute ins Tal, sah sie alle Frühmorgen die Gensdarmen von Kirn, wohl bewaffnet und wie in Schlachtordnung, unterm Felsen vorbeireiten auf der Suche nach dem Johannes Bückler. Dann warf sie sich ihrem Hannes, wenn der gerade noch bei ihr war, lachend an den Hals: sah er sie, sah er, wie die sich beeilten?! Sie drehte ihnen eine lange Nase, und beide, ihr Geliebter und sie, schüttelten sich vor Lachen und umhalsten sich dabei zärtlich.

Von all seinen Mädchen liebte Bückler die Julie am meisten. Sie war nicht die schönste; die junge Amie, die jetzt mit der Buzliese zu Schneppenbach wohnte und die er da oft besuchte, hatte seidigere

Haare, einen weißeren Hals und zartere Wangen. Auch des Iltis-Jakob Frau mit der üppigen Brust und dem wiegenden Gang, war weit schöner; selbst mit dem Mädchen, das ihn dazumal aus dem Schlamassel bei der Buzliese gerettet, konnte sich die Julie an Statur nicht messen. Aber klüger als alle war sie, und getreu, er konnte sich auf sie verlassen, mehr als auf jeden Mann seiner Bande. Solange die bei ihm blieb, widerfuhr ihm nichts. Nun ließ er ihr hier auf dem Kallenfelser Hof Kleider machen, recht schöne. Meist ging sie in Jungenkleidung mit ihm, wenn es galt, einen Zug zu machen, aber an freien Tagen tat sie sich gern fein an wie andere Mädchen auch.

Auf den Kallenfels hatte er sich einen Schneider mit zwei Gesellen aus Kirn heraufkommen lassen, die saßen nun da und stichelten für die Julie bei Tag und bei Nacht. Sie wurde neu eingekleidet, bekam Hemden und Hosen aus feiner Leinwand, mit Brabanter Spitzen besetzt, die dem reichen Jud Isaak Herz zu Sobernheim gestohlen waren, und Kleider aus purer Seide. Die waren schön bunt, sie tänzelte darin vor ihm herum, und er freute sich an ihr. Sie konnte es kaum erwarten, sich auch vor anderen in dem Staat zu zeigen.

Er selber hatte einen Schneider für sich unten in der Birkenmühle. Es war ein hinkendes, buckliges Männchen, das einst zu Koblenz ein feiner Schneider gewesen war; jetzt war er alt und in Koblenz nicht mehr zu gebrauchen. Beim Bückler verdiente er nun schönes Geld. Vom feinsten hellblauen Tuch wurde

der Rock gearbeitet, eine gestreifte seidene Weste dazu und Beinkleider aus gelbem Tuch, die sich wie eine Haut anschmiegten. Es war der Anzug für einen Edelmann.

Heut trippelte Bückelches-Hermann zum Kallenfelser Hof; er hatte es eilig, gestern hatte ihm der Hauptmann sagen lassen: „Wenn der Anzug morgen nit fertig is, Schneckedu, dann laß ich dir die Nas' abschneiden; die is so zu lang, die nähste dir doch fest. Und keinen Heller kriegste bezahlt." Nun rannte der Schneider. Da sah er auf der Landstraße den Gefürchteten sich schon entgegenkommen. Zitternd zog er die Mütze vor ihm und seiner Dame, die ganz in Seide war.

„Haste die neue Kluft?" Bückelches-Hermann bejahte. „Pack aus!"

Hannes warf Wams und Hosen ab, er stand nackt in der Sonne wie Adam im Paradies und ließ sich bescheinen. Bückelches-Hermann war so erschrocken darob, daß er gar nicht fertig werden konnte mit Auspacken der herrlichen Kleider, die er doppelt und dreifach in ein linnenes Tuch geschlagen hatte. Was, der Johannes Durchdenwald, der Straßenräuber, den die Gensdarmen suchten, der spazierte hier ruhig auf offener Landstraße am hellichten Tag in der Sonne?! Dem Bückelchen zitterten die Hände.

Dem nackten Mann schien es so wohl zu behagen. Es ging schon gegen die bessere Jahreszeit, am lichten Vorfrühlingstag waren die Pfützen der Straße aufgetaut, und am Wegrain sproßte das erste Gras; in der Luft zwitscherten Vögel. Auf und nieder wan-

derte der ebenmäßige Kerl, stemmte wohlgefällig die Hände in die Seiten und drehte sich, daß die Sonne ihm den schlanken Rücken wohlig liebkoste. Gutmütig lachend sah er dem Bückelchen zu, bis das ihm endlich den hellblauen Rock präsentierte und die zartfarbene Hose hinhielt. Da fuhr er hinein mit schier kindischem Vergnügen.

Julie klatschte in die Hände: war ihr Hannes nun aber schön!

Rot vor selbstgefälliger Eitelkeit stolzierte der Räuber so noch ein Weilchen, er schrie ganz laut dabei: „He, Schandarmen, he, holt mich doch eweil, hier sein ich!" Dann umarmte er das Bückelchen: „Was willste haben? Sollst alles kriegen. Hast et gut gemacht. Bei meiner Seligkeit, eweil müssen andere mich auch sehen!" —

Auf dem Kallenfelser Hof wohnten nur Julie und Hannes zu Zeiten, die übrige Bande hatte nicht weit davon in der alten Schloßkapelle der verlassenen Schmittburg ein Unterkommen gefunden. Da waren sie zu erreichen mit einem Pfiff und wurden doch dem Paar, das im verschwiegenen Haus des Pächters wie im Honigmond lebte, nicht lästig. Es war gleichsam ein Hofhalt auf dem Kallenfelser Hof. Keiner wurde vor den Hauptmann gelassen, der nicht zuvor angemeldet war.

Und es waren ihrer gar manche, die um eine Audienz baten. Der Bauer war so arm, Kriegsläufte, Einquartierung und Requisitionen hatten ihn ausgeplündert, er hatte keine Kuh mehr im Stall und kein Pferd mehr vorm Pflug. Da war auch niemand, der

ihm etwas vorstreckte; der Hannes aber hatte Geld, und er war gutmütig. Wenn ein Bäuerlein recht barmte, dann gab er; schickte das Bäuerlein ein junges Weib oder eine schmucke Tochter, dann war der Hannes noch viel willfähriger. Es waren ihrer eine ganze Menge, denen der Hauptmann so aus der „Bredullich" geholfen hatte. Da mochte der Kantonsrichter noch solchen Preis auf den Fang des berüchtigten Räubers setzen, es würde ihn keiner verraten; man lachte die Gensdarmen aus und wies sie auch wohl mit Absicht auf falsche Fährte. Wäre es nicht eine Sünde, solch lustiges junges Blut an den Galgen zu liefern? Die Mädchen beneideten im stillen Julie Bläsius, die Räuberbraut, und die Burschen wiederum hätten es gern dem Bückler gleichgetan. Ei, der war klug, der hatte sich freigemacht von alltäglichen Gesetzen, der ließ sich nichts abgehen, lebte wie ein Fürst — was hatten sie denn von ihrem Leben? Nichts als Plackerei von morgens bis abends und trotz aller Plage nur ein paar Batzen im Sack!

Es waren nicht bloß Bittsteller, die sich auf dem Kallenfelser Hof melden ließen, es waren auch solche dabei, die dem Bückler nur ihr Kompliment machen wollten. Schade, daß die Dirnen nicht auch so dreist sein durften! In den Spinnstuben wurde der Johannes Durchdenwald, wie Bückler sich gern nannte, gar viel besprochen.

Wer dem Kallenfelser Hof sich nahte, wurde von einer Wache angehalten, die in dem schmalen Weg zwischen zwei steilen Felsen — dem einzigen Zugang zum Hof — bewaffnet bis an die Zähne, auf und ab

patrouillierte. Wer hier sein Sprüchlein gesagt: woher er kam und was er wolle, wurde weiter gewiesen zur zweiten Schildwache; die stand an der Tür des Hauses. Und dann nahm ihn ein dritter in Empfang; der war aber nicht mehr bewaffnet mit Gewehr und Messer, sondern fein angetan, beinahe wie der Diener eines großen Herrn, und der führte ihn höflich in ein Zimmer des Obergeschosses.

Da stand der Hauptmann, im hellblauen Rock, in gestreiftseidener Weste, die geraden Beine so prall in der Hose wie in einer Haut. Seine Reiterstiefel glänzten, silberne Sporen hatte er dran, und seine Rechte ruhte auf dem schönvergoldeten Knauf eines zierlichen Degens. Er lachte mit blitzenden Zähnen den demütig sich Verneigenden an. Die Julie, die aufgeputzt am Tisch saß und nichts tat, nickte gnädig. Ihre Augen waren blankgeputzt, ihre Lippen vom Küssen ganz rot. Der Bückler hörte sich alles an: gewiß, er wollte gern helfen, er wußte ja selber, wie das Armsein tat, war auch einmal so ein Schlucker gewesen.

Hochbefriedigt ging jeder fort: oh, der Hannes war nicht so schlimm, den Armen tat er kein Leides an, er plünderte nur die Fürnehmen und die Juden. Auf die Juden besonders hatte er's abgesehen — was betrogen die Krummnasen den Bauer auch so!

Johannes Bückler beorderte den Isaak Herz aus Sobernheim vor sich. Ein Junge stellte dem ein Briefchen zu; das lag, als seine Frau morgens die Haustür auftat, auf der Schwelle.

Julie Bläsius, die geschmeidigen Glieder in Wams und Hosen, hatte den Wisch sorgfältig mit einem Stein

beschwert, daß kein Wind ihn verwehe. Darauf stand in gekrakelten Buchstaben, gleich wie von Kinderhand:

„An den Jud Herz zu Sobernheim.

Ein freunte Liechen krus von Mier und Meiner gantzen gombannieh und Hier mit diessen Phar Zeilen wollen Wiehr eich zu wisetuhn das dier Uns bis morchen abent um finef Uhr solld pringen fünnefzig Karlihnen und daran Kein Kreicher zu mankieren wirtt sein auff den Kallenfelsser hoff — du dreibst so fille ungerächtigkeit du jud das Ich dier dazu ein Straffe auferleche von Gülden einhuntret seckundseckſich und Ein kunter Biesenjon fon so fiel Ehlen Schienen Manscheßter wo geheeren for zwo Baar Hosen — woh dier etwan so kiehn sein wert ein wortt weider zu sachen und nit zu komen an die bestimpte blaatz so werte Ich komen mit finnefzen Biss zewanssich Man und werten Wiehr eich euher haus anstechen selbige naacht und Kein bardong nit geben

Auff Barole

Johannes durchtenwaltt

weil Ich nit zeid Hat Sonst Hät Ich diehs briefgen sälber in dein Hauss Bracht." *

---

* Der im Original erhaltene, ganz unverständliche Brief lautet in richtiger Orthographie folgendermaßen:

An den Jud Herz zu Sobernheim!

Einen freundlichen Gruß von mir und meiner ganzen Kompagnie, und hier mit diesen paar Zeilen wollen wir Euch zu wissen tun, daß Ihr uns morgen abend

Isaak Herz hatte bisher, wenn er über Land ging, immer ein paar Gensdarmen zur Begleitung gedungen; heut kam er allein. Er zitterte und ging gebückt; ein alter Mann, heute noch älter als seine sechzig Jahr. Am Felsenweg faßte ihn die erste Schildwache ab, er zeigte den Brief als Legitimation vor — „bassieren!" — an der Haustür fiel ihn die zweite Wache an. Er wurde betastet und abgeklopft: trug er auch keine Waffe bei sich? An unsanften Knüffen fehlte es dabei nicht. Dann erst wurde er ins Audienzzimmer hinaufgelassen.

„Warum gehst du alleweil in Begleitung von Schandarmen?" fuhr ihn der Bückler an. „Hast ein schlechtes Gewissen. Weißt du nit, daß ich dich mitten draus 'rausschieß, wenn ich Lust dazu hab?"

Das war ein ungnädiger Empfang. Isaak Herz wurde noch kleiner. Ohne daß er ein Wort zu sagen

---

5 Uhr sollt bringen fünfzig Karlinen, daran kein Kreuzer zu fehlen hat, auf den Kallenfelser Hof. Du treibst so viel Ungerechtigkeit, Du Jud, daß ich Dir dazu eine Strafe auferlege von Gulden hundertsechsundsechzig und eine Kontribution von so viel Ellen schönem Manchester, wie gehören zu zwei Paar Hosen. — Wenn Ihr etwa so kühn sein werdet, ein Wort weiter zu sagen und nicht zu kommen an den bestimmten Platz, so werde ich kommen mit fünfzehn bis zwanzig Mann und werde Euch Euer Haus anstecken selbige Nacht und keinen Pardon geben.

Auf Parole

Johannes Durchdenwald.

Weil ich nicht Zeit hatte, sonst hätte ich dieses Briefchen selber in Dein Haus gebracht.

wagte, packte er seine Kontribution aus: zwanzig Ellen besten Manchestersamt, und legte sie auf den Tisch. Gleich machte sich die Bläsius drüber her, befühlte und bestreichelte die feine Ware.

„Wo hast 's Geld?" schrie Bückler unwirsch.

„Halten zu Gnaden, gleich, gleich!" Herz zählte die fünfzig Karolin auf, sie glitten ihm langsam nur aus den Fingern — das schöne, das mühsam erworbene Geld!

„Mehr!" brüllte der Räuber.

„Gleich, gleich." Nun mußten die hundertsechsundsechzig Gulden heraus. Der andere half ihm nach, indem er bei jedem Gulden, den der Jude auf den Tisch zählte, ihm einen Klaps aufzählte. Da ging es rascher. Die hundertsechsundsechzig Gulden lagen nun da, aber „mehr" brüllte Bückler noch immer.

Verzweifelt sah Isaak Herz den Unersättlichen an. „Mehr!" Es klang wie Donner. Da griff Herz tief in seinen Busen. Hier hatte er noch einen Spargroschen verborgen, ein Lederbeutelchen, auf der bloßen Brust unterm Hemde zu tragen. Das sollte einmal für seinen Tod sein, damit er eines anständigen Bettes sicher war zur letzten Rast — nun legte er auch das noch auf den Tisch. Seine Augen umflorten sich, er schluchzte auf.

„Was kreischste?"

Da gab dem Alten die Verzweiflung den Mut: „Für meinen Sarg, Herr, ich will doch anständig schlafen gehen."

Das Gesicht Bücklers verfinsterte sich noch mehr; aber war's vorher nur Maske gewesen, um den Juden zu schrecken, so war es jetzt wirklicher Ernst. Für

ein paar Augenblicke klopfte dies leichtsinnige Herz unruhig bewegt: anständig schlafen gehen — wer weiß, ob er das einmal konnte?! „Steck's wieder ein, Jud!" Er schmiß dem Alten seinen Sparschatz hin. „Nu mach aber, daß du wegkömmst, du verdirbst mir den Hümör!"

Mit vielen Bücklingen bedankte sich Isaak; schon hoffte er sich glücklich draußen, da erschreckte ihn ein „Wart noch!" wieder. Für die Angst, die der arme Teufel ausgestanden, fertigte ihm Bückler eine Sicherheitskarte aus. Nun brauchte er nicht mehr mit Gensdarmen zu gehen, nun konnte er ruhig allein auf den Handel ziehen. Die kleinen Kärtchen schienen vorrätig zu sein, der Räuber setzte nur noch seine drei Kreuze darunter.

Im zweiten Jahr
Meiner Regierung
Johannes durchtenwaltt
† † †

Warum war ihr Liebster so nachdenklich? Die Bläsius schmiegte sich an ihn; ihre Lippen, die so heiß küssen konnten, preßten sich auf die seinen. Dieser verdammte Jude hatte ihrem Hannes ganz die Laune verdorben! Sie küßte ihn auf das linke Auge, auf das rechte Auge, auf seine hübsche gerade Nase, sie nahm seine Hand und führte sie kosend an ihren biegsamen Hals, es half nicht und auch kein Scherzen. Er war verstimmt. Was hatte der Hannes, hatte er Angst, entdeckt zu werden? Hier oben konnten sie ruhig sein, der Pächter vom Hof hatte einen so guten Leumund, bei dem suchte sie keiner.

Nein, das war es auch nicht. Des Räubers Lippen kräuselten sich geringschätzig: „Die Schafsköpp, die Schandarmen! Aber —" er preßte ihre Hand — „anständig schlafen gehn, sagt der Jud. Hm, das möcht wohl ein jeder!"

Sie sah ihn verwundert an: was für dumme Gedanken? Das kam vom Stillsitzen hier, das taugte nicht fürs Geblüt, machte ihm das schwer und dick. „Tanzen!" rief sie überlaut. „Wir wollen tanzen, immer lustig, mein Jung'! Mer hat doch nur einmal seine zwanzig Jahr. Laß Muhsik kommen, mein Hänneschen, ja?"

Sie sah ihm mit durchdringender Schlauheit in die den ihren ausweichenden unruhigen Augen. Sie zwang so nach und nach seinen Blick und auch sein Denken.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf dem Kallenfelser Hof fiedelte Tanzmusik. Es war eine Unverschämtheit, aber der Bückler konnte sich die ja erlauben. Die Julie wollte tanzen, die Julie wollte ihre neuen Kleider zeigen, darum ließ er einladen, wer sich verlustieren wollte.

Ganz Kallenfels, Hahnenbach, Sonnschied und Griebelschied, all die Dörfer der Nachbarschaft wußten Bescheid, aber kein Hahn krähte laut drum. Die jungen Bursche, die für die Bande schon manchesmal Munition zu Kirn gekauft hatten, fanden sich gern ein. Da gab's ja reichlich zu trinken, auch Geld beim Kartenspiel zu gewinnen, und beides war heutzutage nicht zu verachten. Sie brachten auch ihre Mädchen mit. Die Dirnen, in denen die Neugier kribbelte, waren wie versessen auf den hübschen Räuber, der

sich unermüdlich mit ihnen drehte und sie im Tanz verliebt nah und näher an sich zog.

Das Fest ging oben schon auf den zweiten Abend. Man hatte alle Fenster fest zugemacht, damit die Musik nicht in die Weite klang und horchende Späher anlockte. Durch die Abgeschlossenheit von der Luft draußen schwelte eine drückende Hitze im Haus und feuerte verliebtes junges Blut noch feuriger an. Bückler tanzte wie ein Besessener, und die Julie war Meisterin in der Kunst. Sie waren beide halb trunken, und alle anderen waren es mehr oder minder auch. Selbst die Mädchen hatten zu tief ins Glas geguckt, zu hastig in durstigen Zügen getrunken; sie saßen auf dem Schoß ihrer Burschen, die mit den Räubern Brüderschaft tranken. Die ganze Bande war innen im Haus, selbst die Wachen waren eingezogen, man gab nicht mehr Obacht: wozu denn auch, es kam ja doch niemand.

Das Haus lag im Märzendämmer, von weitem gesehen klein und unscheinbar auf der Felsenhöhe, und so ruhig, so friedlich, durch tiefe schwarze Tannenschluchten von aller Welt abgeschnitten, gleichsam wie eine Einsiedelei in frommer Beschaulichkeit.

Ein Weiblein kroch den Felsweg hinan. Es blieb oft stehen, wischte sich über die Stirn und seufzte. Man hatte ihm richtig den Weg gewiesen im Dorf Hahnenbach. Aber ob sie vor den Bückler kommen würde, das sei fraglich, hatten die Leute gesagt. Woher sie denn komme? Oh, von weiter her. Und was sie denn wolle? Das sagte sie nicht. Die wollte den Bückler sicherlich anbetteln, sie sah ganz danach aus;

ihr Kleid hatte viele Risse, die freilich gestopft waren, aber die bittere Armut guckte doch durch. In alten Männerstiefeln, die ihr viel zu weit waren, ging die Frau mühselig. Sie hatte die grauen Haare glatt unter eine schwarze Haube gestrichen, tief bekümmert blickten ihre Augen, die einstmals schön gewesen sein mußten, man sah es noch an dem tiefen Blau.

Je näher sie dem Hof kam, desto mehr eilte sie, es war, als ob sie etwas voran triebe.

Die Wachen standen nicht am schmalen Felsenpaß, ohne Aufenthalt kam sie durch. Und nun hörte sie ein Stampfen und Juchzen, ein Fiedeln und Dröhnen; das drang aus dem Haus, trotzdem Tür und Fenster verschlossen waren. Ein Lärm war's wie zur Kirmes auf Dörfern. Im Stall blökte das Vieh und riß an der Kette vor Schrecken, auch die Frau erschrak. Sie faltete ihre Hände: Jesus, war die Hölle hier los? Ihre Hand hob den Klopfer, aber drinnen war zu wüstes Gekreisch, man hörte sie nicht. Kein Riegel war vorgelegt, da machte sie sich die Tür selber auf.

„Der Hannes soll leben! Vivat, juchhe! Und das Julchen daneben!" Alle schrien es. Die Musikanten bliesen schmetternd einen Tusch. Bückler hob die Julie auf seinen Armen hoch in die Höhe — er war ein kräftiger Mensch trotz aller Schlankheit — und sie kreischte dabei und strampelte mit den Beinen.

Plötzlich gab's eine Stille, auf das lachende Gesicht des Bückler war jäh ein Erblassen gekommen. Was war dem Hauptmann? Alle schauten nach ihm. Er hatte die Julie hastig zu Boden gelassen,

starr guckte er nach der Stubentür. Da stand ein altes Weib auf der Schwelle und streckte die Hände nach ihm.

Wer war die Unverschämte, was wollte die? Gleich waren fünf, sechs von der Bande bei ihr und umringten sie.

„Ech will zum Johannes Bückler," sagte die Alte. „Laßt los!" Sie stieß den schwarzen Peter, der sie unsanft gepackt hielt, unwillig zur Seite: „Ech muß bei meinen Sohn!" Und sie machte rasche Schritte auf Bückler zu.

Der stand wie angedonnert. Den Kopf zog er zwischen die Schultern wie ein Knabe, dem die Hand der Mutter droht. „Ihr seid et?" sagte er kleinlaut. „Schweigt still!" fuhr er wütend ein paar Musikanten an, die noch weiter parpten. Jähe Röte jagte über sein Gesicht und wechselte mit Blässe. Seine Mutter — seine Mutter! Jahre schon hatte er sie nicht mehr gesehen, sich nicht mehr zu ihr getraut, seit er beim Schinder als Jungknecht den ersten Diebstahl begangen hatte: drei Kalbfelle und eine Kuhhaut. Er war dafür verurteilt worden zu fünfundzwanzig Prügel, und die öffentlich.

So also sah jetzt seine Mutter aus? Was hatte die für viele Runzeln! Ein Gefühl wallte in ihm auf, das stärker war als Unwille und Verlegenheit über ihr plötzliches Erscheinen. Er dachte nicht mehr daran, daß viele herumstanden und mit offenen Mäulern gafften — es hatte sich ein Kreis geschlossen, neugierig um ihn und die Frau — er hielt seiner Mutter die Hand hin: „Grüß Euch Gott!"

Sie nahm die gebotene Hand nicht. Obgleich es in ihrem Gesicht zuckte, als wollte sie weinen, sprach sie streng: „So finden ech dich? Dau elender Biwak! Ech han't nit glauben wollen, wat se über dich saon. Ech muß et wohl glauben eweil. Uwerall bist du als Räuber bekannt. Ech han mich aufgemacht, als ich hört, du bist auf der Näh. Hannes" — nun nahm sie doch seine Hand, und die Tränen liefen ihr auf einmal übers Gesicht — „Hannes, ech bitten dich, bei deiner Seligkeit, Hannes, ech bitten dich, mach dich wieder ehrlich!" Ihre Stimme war zitternd geworden, sie stieß unter Schluchzen ihre Bitten hervor.

Der Sohn biß sich auf die Lippen, verstört und jetzt wieder ganz blaß, sah er unter sich.

Die Julie wollte sich einmengen: was kam dies elendige alte Weib und störte hier das Vergnügen? „Laßt den Hannes doch in Ruh," sagte sie unwillig, „wat schwätzt Ihr eso dumm!"

Da schlug ihr Liebster ihr so derb auf den Mund, daß ihr das Blut aus Lippen und Zahnfleisch spritzte: „Halt's Maul!" Und zur Mutter sprach er, wie einer, der sich entschuldigen will: „Ihr müßt nit glauben, wat alles erzählt wird — dat mehrste is nit wahr. Und Armen han ich nie nix Übles getan. Oh, andere, der Leyendecker aus Lauschied, der Seibert aus Liebshausen, der Peter Zughetto, und Fink der Rotkopf, sind hundertmal schlimmer als ich. Ich hab noch nie einen umgebracht."

„Entschuldig dich nit!" Jetzt hatte die Frau sich wieder in der Gewalt, sie sprach ohne Tränen, fast wie der Richter in einem Verhör: „Mit Kalbfellen

und der Kuhhaut haste angefangen, dann haste Peerd gestohlen —"

„Et waren ja französche Peerd," fiel Bückler ein.

„Peerd gestohlen." Die Frau beachtete seine Beschönigung nicht. „Dann biste auf Straßenraub ausgegangen. Haste den Sender von Weyerbach und den Herz Göttschlick nit ausgeraubt — ja oder nein?"

„Ja."

„Haste nit Türen eingebrochen, bist eingestiegen, hast die Leut festgebunden, hast ihnen den Mund verstoppt, dat se nit schreien konnten, hast alles weggeholt, wat ihnen gehört hat?"

„Ja."

„O dau Dieb, miserabliger!" Die Unglückliche hämmerte sich mit beiden Fäusten gegen die Stirn. „Wärste nie nit auf die Welt gekommen, verflucht sei der Tag!"

„Hört auf!" Er wollte der Frau die Hand festhalten, aber sie achtete seiner nicht.

Wie eine, die von Sinnen gekommen, fuhr sie fast schreiend fort: „Straßenraub, Straßenraub, Straßenraub — Einbruch, Einbruch, Einbruch. Zu Hottenbach, auf dem Baldenauer Hof, auf der Kratzmühl', beim Stumm auf der Asbacher Eisenhütt' — Jesus, ich weiß nit, wie die Leut all tun heißen! Willste 't noch leugnen?" Sie packte ihn bei den Aufschlägen des feinen Rockes und schüttelte ihn. „Und sag mir, he du! —" sie schüttelte ihn noch stärker — „wer hat den Schandarm, den Andrees, vom Peerd geschossen?"

„Ich nit. Bei Gott, ich war't nit, der schoß. Und als der Andrees unten lag, hab ich et nit zugegeben,

dat einer ihn abtut." Der Sohn war froh, sich reinwaschen zu können; er schüttelte die Mutter ab: „Hört auf, wat wollt Ihr dann von mir?"

„Wohin ich seh, wohin ich hör, nix als Sünd, nix als Schand. Jesus Maria, Hannes, mein Hannes!" Sie sank plötzlich vor ihm auf die Knie und drückte ihr verzerrtes Gesicht in seine Kleider: „Kehr um, noch is et Zeit, du bist ja noch jung, kannst noch anders werden. Erbarm dich, um deiner Ruh auf Erden und um meiner himmlischen Seligkeit willen!"

Finster stand der Räuber und nagte an seinen Fingernägeln, er wußte nicht, was er sagen sollte. Es würgte ihn in der Kehle, das arme Weib tat ihm so leid. Die hatte wahrhaftig wenig Freude auf Erden gehabt — sein Vater, der alte Hannes, war auch nicht viel wert, der hatte auch schon einmal gesessen — ehrlich geblieben war nur sie allein. Und nun stand sie schon nahe dem Grab, lange machte sie es wohl nicht mehr, war ja Haut nur und Knochen. Er hielt nicht mehr an sich, einer Schwäche, die ihn übermannte, nachgebend, bückte er sich auf ihr an ihm niedergesunkenes Haupt. Seine Tränen fielen auf ihre schwarze Haube, er heulte laut.

Die Zuschauer standen regungslos. Der schwarze Peter, der wildeste von allen, schneuzte sich: seine Mutter, die lebte auch noch. Von den Mädchen dachte manch eine: war der Räuber edel, jetzt weinte er gar! Alle hielten den Atem an, man hörte für Minuten nichts als das Schluchzen des Bückler.

Da schob sich der Julie Arm in den seinen und drückte den fest. „Gib ihr wat," raunte die Dirne.

„Du machst dich ja lächerlich. Gib ihr wat, dat se nu geht!"

Geben, ja geben, das wollte er gern! Sie sollte nicht mehr so elend in Armut leben! Er fuhr in die Tasche, er brachte die Hand ganz voll Gulden heraus. „Frau Mutter, da, nehmt, kauft, wat Euch nottut. Ich schick Euch auch en Schwein, en Kuh, alles wat Ihr wollt!" Er wollte ihr das Geld in die Hände drücken, sie aber spreizte die Finger entsetzt und ließ alles fallen.

„Ich nehm kein Geld — ich will auch kein Kuh — von dir nehm ich nix — is ja gestohlen, pfui!" Sie spie aus.

Julie drängte die Frau weg: „So geht doch, geht, wat wollt Ihr noch hier? Ihr macht den Hannes nur bös, paßt auf, wenn der toll wird!" Verstohlen winkte sie dem Placken-Klas und dem Iltis-Jakob.

Die verstanden sie gleich, faßten die Frau rechts und links an den Armen und führten sie ab. Sie grinsten roh: war das ein Gefasel, ihnen war's längst schon zu viel.

Das alte Weib ließ sich wegführen, ganz ohne Widerstand; es war gebrochen. Der Sohn, der Sohn ließ die Mutter so gehen?! Er kam ihr nicht nach, er rief auch nicht einmal noch: „Mutter"?! Wie eine, die ein Kreuz trägt, wankte die Frau zu Tal.

VII

Zu Lutzerath oben saß der Friedensrichter am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Es war sehr still um ihn und sehr einsam. Gott sei Dank, daß der Winter vorbei war und die Diligencen die Poststraße Koblenz-Trier wieder passieren konnten! Der Schnee hatte manchen Tag jeden Verkehr in der Eifel unmöglich gemacht. Er hatte zwar Leute zum Schaufeln befohlen, und die Bauern hatten Pferde herleihen müssen, aber es war alles umsonst gewesen. Der jäh steigende steinige Weg im Martertal war selbst zur guten Jahreszeit nur mit Vorspann möglich, jetzt schaffte es selbst kein Sechsgespann. Umgestürzt war der Postwagen am letzten März noch.

Zwei Juden hatten darin gesessen, die hatten mächtig geschrien. Sie kamen von Trier, hatten da Ware erhandelt und wollten nun heimwärts. Moyses Mohnsam aus Bridel und Herz Rosenblatt aus Reil. Ihre Packen lagen im Schnee. Sie waren untröstlich: wie sollten sie nun kommen herunter an die Mosel mit all ihrem Gepäck? Herz Rosenblatt war bescheiden, Moyses Mohnsam aber streitbar; der räsonierte: wie sollte ein armer Handelsmann sein Geschäft betreiben, wenn er nicht einmal fahren konnte sicher mit der Post!

Der Posthalter, ein bäuerlich ungelenker Mann, wurde nicht fertig mit Mohnsam, der war zu redegewandt und forderte Schadenersatz. Bitten, Beschwörungen, Klagen, Verwünschungen ergossen sich über den Posthalter; er wußte sich keinen Rat mehr, er hatte den Friedensrichter zu Hilfe gerufen.

In den Schnee war Mohnsam geschossen, mit dem Kopf zuerst, als er sich aus dem Fenster der Diligence beugte, um zu sehen, was los war. Seine Beine, die ein Stück aus dem Schnee ragten, zeigten nur an, wo er lag; „zu Hilfe!" hatte er nicht schreien können, vom weißen Bett war er halb erstickt gewesen.

Rosenblatt hatte den Fuß verstaucht; er hockte jetzt beim Posthalter auf der Ofenbank und hielt sich den schmerzenden Knöchel. Zu allen Beschwerden, die sein Freund Moyses vorbrachte, nickte er nur bekräftigend.

Adami war ärgerlich: was hatten sie denn auch zu suchen auf der Landstraße bei solchem Wetter? „Hättet Ihr nicht warten können, bis der Schnee ganz vorbei ist?"

Das dünkte den Mohnsam schier lachbar: warten, warten, wenn man Hasenfelle zusammengeschleppt hat den ganzen Winter, und nun noch zwei schöne Kalbshäute dazu?! Mit der ersten Sonne kommen Motten und Maden, sie mußten zum Gerber und zum Kürschner; feine Winterfellchen, die brachten Geld ein. „Weiß der Herr nit, was handeln heißt? E schweres Geschäft, e sauer Stückle Brot!"

Was Mohnsam sonst noch an Handel zu machen gehabt hatte in Trier, das erzählte er aber nicht. Pulver und Blei wurden immer bei ihm verlangt; wenn der Frühling kommt und die Wälder dicht werden, dann noch einmal so viel. Der französische Kapitän, der ihn immer versorgte mit Munition, hatte wieder einen ordentlichen Batzen dafür in seinen

Säckel gesteckt. Wenn das Pulver nur jetzt nicht naß geworden war vom durchdringenden Schnee! Von diesem Gedanken entsetzt, schrie Mohnsam den Rosenblatt an: „Hätt' ich nur auf dich nit gewartet, du Schaute mit deinen Mazzes! Vorm letzten Schneefall wär ich dann schon derheim in Bridel gewesen. Nie geh ich mehr mit dir, du Schnorrer, bei mein Gesund, nie mehr!"

Das empörte den Rosenblatt, der bis dahin still und traurig gewesen. Er wäre schuld? Die Mazzes für Passah hatte er sich eingetauscht gleich am ersten Tag gegen das Mehl, das er brachte. Er hatte lange nicht so viel Zeit für geheime Geschäfte gebraucht wie der Moyses, sein Handel war nicht so bedeutend. Aber „Schnorrer" brauchte ihn der Moyses deswegen noch lange nicht zu schimpfen! Empört fuhr er von der Ofenbank auf trotz seines schmerzenden Fußes. Sie belferten einander an, gereizt durch ihr Mißgeschick und erregt durch die Angst, hier oben stecken zu bleiben. Rosenblatt fühlte sich ganz als ehrlicher Mann: ei, wenn er erzählen wollte vom Mohnsam! In seiner Empörung über den „Schnorrer" und gepeinigt von Schmerzen vergaß Rosenblatt all seine sonstige Klugheit. Er sagte heut mehr von Mohnsams Geschäften, als er sagen durfte.

Auf des Friedensrichters Rat mieteten die beiden mitsammen dann einen Schlitten, ein Bauer hatte sich bereit erklärt, sie hinunterzufahren. So teuer! Sie jammerten sehr. Mit dem Rosenblatt fühlte Adami Mitleid: der schien wirklich arm. Und schon ein alternder Mann, für den war's wahrhaftig nicht

leicht, jahraus, jahrein mit dem Packen zu laufen. Er zog den erbärmlich Hinkenden auf die Seite und drückte ihm einen Reichstaler in die Hand.

Der gebückte Mann mit den dunklen traurigen Augen sah ihn ganz fassungslos an: ihm schenkte der Herr einen Taler, ihm, dem Herz Rosenblatt? Wußte der Herr denn, wie's einem armen Juden zumut ist? Verachtet, verspottet, schon die kleinen Kinder werden auf ihn gehetzt; und das alles, sagen sie, nur darum, weil die Juden Jesum gekreuzigt haben. Wer's glaubt! Eine große Bitterkeit war in des Rosenblatt Stimme: „Lieber Herr, gnäd'ger Herr, der Herr darf's glauben, darum wird der Jud nit mit Steiner geschmissen."

Adami winkte ab; er fühlte, der Jude hatte recht, und doch mochte er's nicht gern hören. „Vielleicht, wenn andere Zeiten kommen, bessere, dann geht's eurem Volk auch einmal besser."

Herz Rosenblatt zog die Achseln hoch und wiegte den Kopf hin und her; er schien's nicht zu glauben. Aber dann, sich scheu umsehend, ob Mohnsam auch nichts erlausche, trat er Adami näher, so nahe, daß dieser den Duft von Knoblauch und Armut spürte, und flüsterte: „Der Bückler ist hier herum, er ist nit mehr auf dem Hunsrück. Und gebt auch Obacht auf Eure Näh — auf Eure Näh!"

Was sollte das heißen, dieses dringende „Obacht auf Eure Näh?!" War der Bückler so nah schon? Adami wollte fragen. Da hatte der Jude das Zeichen des Schweigens gemacht, den Finger an die Lippen gelegt und ängstlich nach Mohnsam herumgeschielt. —

Der Jude schien damals doch Gespenster gesehen zu haben. Das war am Ausgang des Winters gewesen, und jetzt blühten an der Mosel die Obstbäume längst, und auch hier oben sproßte junges Gras, und der Wald wagte es, sich zu begrünen. Von dem Hunsrück und von der Mosel war keine neue Schandtat gemeldet worden. Sollte es dem Generalkommissar Jollivet, der ein Kriegsgericht eingesetzt hatte, das jeden Einbruch mit Todesstrafe bedrohte, wirklich gelingen, durch Furcht die Räuber zu besiegen? Der Friedensrichter schüttelte den Kopf, er bezweifelte das. Die hatten keine Furcht, die wurden zu gut unterstützt von den Kohlenbrennern, von herumziehenden Hausierern und von den Bewohnern der einsamen Höfe und Mühlen.

Die Müller waren nicht alle so sicher wie der Üßmüller unten bei Bertrich. Das waren prächtige Menschen, die in der Üßmühle; die Söhne Kerle wie Riesen und den Eltern doch untertan. Ein Familienleben, das jetzt doppelt wohltuend berührte. War es in dieser Zeit, die so wüst war, ein wildes Durcheinander, nicht das einzige, sich eine Familie zu gründen, in der man Ablenkung fand vom Beruf und seinem Ärger, und auch die Erheiterung, die man bei dem allgemeinen Geldmangel nicht in Bällen, Theater und öffentlichen Lustbarkeiten suchen konnte? Eine ganz tolle Zeit! Unberechenbar, ungebärdig wie ein heimtückischer Krippensetzer — wer konnte den reiten?

Mit einer Gebärde des Unmuts stützte der noch junge Mann den Kopf in die Hand. In einer hoch-

gekämmten, leicht gepuderten Tolle stand ihm das volle Haar über der Stirn, unter vorspringenden Brauen blickten seine Augen klug. Er seufzte. In Koblenz beim Obertribunal war's auch nicht angenehm gewesen und schwierig unter französischer Kontrolle zu arbeiten, aber man hatte wenigstens die Kollegen gehabt, Menschen, mit denen man abends eine Stunde beim Schoppen ein Wort wechseln konnte. Hier oben war niemand. Es war wirklich Zeit, daß er jetzt Hochzeit machte. Er war über dreißig, die Demoiselle Braut wurde demnächst zwanzig — worauf noch warten? Es war ja nur mädchenhafte Ziererei von Suschen, daß sie noch immer nichts vom Heiraten wissen wollte. Damals, als er noch in Trier beim Zivilgericht gewesen, war sie stets so liebevoll und entgegenkommend, daß er sich wohl einen glücklichen Bräutigam nennen durfte — aber jetzt?! Sie hatten sich zu lange nicht gesehen — das war's! Sobald als möglich mußte er sie besuchen, und dann wurde gleich der Hochzeitstag festgesetzt! Er verlor sich in einer angenehmen Träumerei.

Wie schön würde es sein, wenn eine junge Frau in diesen jetzt so einsamen Stuben herumging! Das Haus an sich war gar nicht so übel, kein gewöhnliches Dorfhaus wie die Posthalterei und die Gastwirtschaft, es war ein Herrenhaus, weitläufig, mit großer Küche und Kellerei und fest gebaut. Das war auch nötig, die Winde bliesen oft gewaltig, selbst im Sommer war hier auf dem Eifelplateau immer ein leises Wehen. Aber welche Luft! Eine Reinheit, eine Frische, wie man sie nirgendwo anders fand. Ihm

war es bis ins Innerſte belebend, an einem frühen Morgen, ehe die Sonne ſcheitelrecht ſtand, über die betaute Flur zu gehen. Man vermißte es nicht, daß hier oben wenig Bäume ſchatteten; es lag etwas Unbegrenztes, Freies, Schrankenloſes über dieſem Hochland, das empfangens-ſehnſüchtig ſein Antlitz dem Kuß des Himmels entgegenhob. Abwärts lagen Wälder genug, dunkel und undurchdringlich, geheimnisvolle Wildniſſe, und von Schluchten ein Meer, ſo tief und verſunken, als ginge nie ein Menſchenfuß dort.

Friedrich Adami ſtand oft in Gedanken und ſtarrte hinab in dieſes Meer: wer irrte da unten? Was ging da alles vor? Schlupfwinkel über Schlupfwinkel. Wer in jenen Schluchten, in jenen Wäldern Beſcheid wußte, dem war es leicht möglich zu entfliehen, wenn ihm auch Jäger und Hund auf den Ferſen waren. Als Beamter der Juſtiz verwünſchte er dieſe Waldeinſamkeiten, dieſes Gewirr von Schluchten; hinter jeder neuen Bergkuliſſe kam eine neue Schlucht, und ſo immer wieder eine und wieder eine, bis alles von tiefem Blau, in dem als lichterer Streif der Lauf der Moſel dämmerte, verſchlungen ward. Aber als Menſch liebte Adami dieſe Landſchaft; er hatte ſich ſo in ſie hineingeſehen, daß er ſich nichts Schöneres wußte. Wenn er nur erſt ſeiner jungen Frau dies alles zeigen konnte! Wenn ſie hier war, würde er ſie in tauender Frühe ſchon hinausführen, wenn die Lerche ſich eben vom Ackerrain erhebt und alles was Odem hat: Menſch, Tier, Gras und Blume, das Wunder der Neuſchöpfung allmorgenlich wieder

erlebt. Ihre Hand würde er fassen, sie würden der Sonne entgegengehen, der Sonne des Himmels und ihres Glücks. Und am Abend würde er sie wiederum führen, wieder denselben Weg zwischen Ackerrainen und Ebereschen — verwachsene Bäumchen, die den Streifen der Landstraße schüchtern säumen — sie würden stillstehen am Plateaurand, selber noch im Licht, aber unten webte schon Dämmerung. Blaudunkle Schatten in träumenden Gründen, Wildwasserrauschen, Grillengesang, ferner Raubvogelschrei. Sie würde sich an ihn lehnen, die liebe Frau — wie herrlich war es doch, in solcher Stunde zu zweien zu sein!

Der einsame Mann in dem etwas unwirtlichen Amtszimmer fühlte plötzlich eine große Sehnsucht. Es drängte ihn, an sie zu schreiben. Mit der nächsten Post konnte der Brief dann abgehen. Sie hatte ihm zwar auf seinen letzten Brief noch nicht geantwortet — ach, leider! Sie schrieb überhaupt selten. Wurde es nicht immer seltener? Im Anfang ihrer Verlobungszeit war das anders gewesen. Da hatte er so zärtliche Briefe von ihr bekommen, daß es ihn jetzt noch überlief, wenn er daran dachte. Er mußte diese ersten Briefe doch einmal wieder lesen; er fühlte eine schmerzliche Lust nach Liebe und Zärtlichkeit.

Mit Hast, und doch war eine gewisse Scheu in ihm, schloß er jetzt ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch auf und holte ein Bündelchen Briefe hervor. Mit einem zartrosa Band waren sie umbunden. Dieses Band hatte er ihr geraubt in erster Verliebtheit, sie hatte es um die Locken getragen.

„Mein teurer Verlobter, du unendlich Vermißter" — jetzt schrieb sie kurzweg: „Lieber Friedrich!" Das war doch seltsam. War sie so rasch nüchtern und weniger empfindsam geworden? Aber die Anrede macht's ja nicht. Er überwand ein flüchtiges Unbehagen, las ihre ersten Briefe und auch ihre letzten und warf sie dann plötzlich alle mitsammen ins Fach zurück. Ja, sie war sehr verwandelt! So töricht verliebt war er, ein reifer Mann, nicht mehr, daß er das nicht gemerkt hätte.

Und er schrieb: „Werte Demoiselle, mein vielliebes Bräutchen!"

War das nicht etwas zu entgegenkommend? Er wollte sich nichts vergeben. Und er beherrschte sich und schrieb gesetzt und vernünftig, obgleich ihm eine zärtliche Ungeduld im Blut pochte und sein Herz nach Liebe schrie. Schrieb ganz wie es die Sitte von einem wohlerzogenen Bewerber verlangt, der an sein ehr- und tugendsames Fräulein Braut schreibt. Aber wer Augen hatte zu lesen und ein Herz, zu verstehen, der merkte doch, was zwischen den Zeilen stand: wann ist die Hochzeit? Soll ich denn ewig hier allein sein, geliebtes Mädchen, verlangt es dich nicht ebenso nach mir, wie mich nach dir?

Der Federkiel flog übers Papier, man hörte nichts in der stillen Stube, zu der kein Geräusch des Ortes drang, als das Kritzeln und ab und zu einen tiefen Atemzug. Die ganze Seele des einsamen Mannes flog der Fernen zu. Und doch wieder grub sich eine Falte zwischen seine Brauen: würde es ihr auch behagen hier oben? Sie war jung und lebenslustig; er hatte

ihr nichts zu bieten als eine geachtete Stellung und seine treue Liebe.

„Laß mich nun nicht länger warten, mein liebes Suschen, schreibe mir, wie dein verehrter Herr Vater und deine hochwerte Frau Mutter denken über die Festsetzung unserer Hochzeit am —" er wollte gerade schreiben: „am dritten Fruktidor, an deinem Geburtstag," — als die Tür aufgerissen wurde.

Die Lies, die alte Wirtschafterin, stürzte herein. Die war sonst sehr respektvoll, heute aber schrie sie, ohne erst gefragt zu werden: „Herr Friedensrichter, Herr Friedensrichter, die Post is da — aber ausgeraubt. Der Matthes, der Postilljon, sieht aus wie der Tod, die Zähn' klappern ihm. Er hat sich noch gerett', auf die Peerd gehauen. Et waren ihrer zehn oder zwölf, er konnt sie gar nit all zählen!"

„Es werden ihrer wohl nur zwei gewesen sein, der Kerl ist ein Feigling!" Zornig war Adami aufgesprungen. Diese Frechheit, ihm fast unter den Augen! Es zuckte ihm in den Fingern: da an der Wand im Schrank hing seine Büchse.

„Schwarz waren se im Gesicht, dat Kinn hatten se sich verbunden; der Matthes sagt, mer konnt keinen nit erkennen. En Geschrei han se gemacht, dat die Peerd scheu wurden."

„Ruft mir den Postillon, ich will ihn gleich sprechen."

Es war so, wie die Alte erzählte; nur zehn oder zwölf waren es nicht. Zufällig waren keine Passagiere im Wagen gewesen, auch der Hilfsschaffner, der sonst immer neben dem Kutscher saß, war dies-

mal nicht mit, der Postillon, so ganz allein, hatte sich nicht wehren können. Aus dem Gebüsch waren zwei gesprungen, mit furchtbarem: „Halt, halt!“ den Pferden in die Zügel gefallen. Es nutzte nichts, daß der Erschrockene auf die Tiere lospeitschte. Einer schwang ein Brecheisen, stemmte hinten den Wagenkasten auf und warf alles heraus auf die Straße — ein anderer kletterte oben aufs Verdeck: Körbe, Kisten, Packen, alles herunter — und ein dritter stand mitten auf dem Weg, die Pistole im Anschlag und bedrohte den Postillon. Ein Glück, daß die Pferde, vom Geschrei entsetzt, scheuten und durchgingen. —

Dies war das einzige Räuberstück nicht. Adami hatte sich noch nicht über die Frechheit des Postüberfalls beruhigt, als noch eine alarmierende Nachricht nach Lutzerath kam; von der Mosel herauf. Auch da war der Bückler am Werke gewesen, fast zur gleichen Zeit.

Der Brief an die Demoiselle Braut blieb einstweilen unvollendet liegen, der eifrige Beamte verschickte ein eiliges Umschreiben an die Kollegen sämtlicher Kantone; nach Oberstein, Herrstein, Wildenburg, Tronecken, Kirchberg, Gmünden, Rhaunen, Simmern, Stromberg, Trarbach, Daun, Wittlich, Kirn, Kochem, Zell, Kastellaun, Birkenfeld und so weiter. An den Rhein, an die Nahe, links und rechts der Mosel, nach Trier und Koblenz, bis nach Mainz hin flog der Alarmruf. Schnell, schnell! Es mußte den Verbrechern durch die Schnelligkeit der verschärften Kontrolle unmöglich gemacht werden, auch nur über eine einzige der vielen Grenzen zu ent-

kommen. Wer weiß, ob Hessen und Preußen überhaupt auslieferten?

Eine besondere Polizeigarde sollte in jedem Kanton errichtet werden, die Tag und Nacht streifte und alles aufgriff und unverzüglich vor den Friedensrichter führte, was ohne Paß und ohne Nachweis eines festen Wohnsitzes herumstrolchte. Nicht alle Wohnungslosen oder aus dem Heeresdienst Entlassenen, nicht alle Bänkelspieler und Tabulettkrämer, die mit Seife, Band und Tabak herumzogen, waren Verbrecher, aber unter ihnen befanden sich jedenfalls viele, die den Räubern untereinander Botschaft vermittelten und sich auch zum Ausbaldowern hergaben.

Der Friedensrichter von Lutzerath brannte vor Ungeduld, er konnte nachts nicht schlafen; er hatte auch zu einer dringenden Konferenz aufgefordert — ganz gleich „wo", er würde sich überall einfinden — aber die zustimmende Antwort der Kollegen blieb noch immer aus. Endlich kam von Oberstein zögernder Bescheid: in der Tat, der Zustand der allgemeinen Unsicherheit war sehr bedauerlich, ihm müßte unbedingt ein Ende gemacht werden, aber es waren zu wenig Mittel vorhanden. Der Kanton war nicht in der Lage, noch mehr Abgaben zu leisten, die die kostspielige Erhaltung einer ständigen Polizeigarde erfordern würde. Nun, dann mußte Oberstein sich eben unbehütet ausplündern lassen! Noch bewahrte Adami seinen Gleichmut. Als ihm in einer anderen Antwort seine stürmische Jugend, die alles im Hui erreichen wollte, was sich nicht so leicht erreichen ließ, gewissermaßen zum Vorwurf gemacht wurde,

lachte er sogar. Aber als ihm in einem dritten Schreiben der freundschaftliche Rat zuteil wurde, sich nicht um Sachen aufzuregen, die, so lange die Welt steht, noch jedesmal nach Kriegsläuften sich eingestellt hatten, und sich auch nach Jahrhunderten noch einstellen würden, fluchte er. Also ohnmächtig sollte man Banditen gegenüber sein? Es antworteten noch ein paar Kollegen, die dringende Geschäfte vorschützten, die übrigen antworteten gar nicht.

Faul, indolent, zu bequem oder zu abgestumpft! Der Richter von Lutzerath beschloß auf eigene Faust zu handeln. In seinem Kanton wenigstens sollten Bürger und Bauer ruhig schlafen; und auch der Jude.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war zu Reil an der Mosel geschehen in der Nacht des siebenten Prairial. Die Frühsommernacht ging auf leisen Sohlen, der Himmel war dunkel, verstohlen blinzelte nur da und dort ein Stern; es war, als wollte es regnen. Eine ungeheure Weichheit lag in der Luft, eine sanfte Mattigkeit. Die schmalen Grasraine, die den Fluß säumten, sich zwischen ihn und die kleinen Häuser des Dorfes zwängten, dufteten stark, jedes Hälmchen atmete Wohlgeruch. Finster ragten die Moselberge, man sah nicht ihren Fuß und auch nicht ihren Scheitel; alles schwarz, schwarz. Einzig das Häuschen auf dem Reiler Hals, das winzige Kapellchen, das nichts hat als vier fensterlose nackte Mauern, ein Heiligenbild hinter verrostetem Gitter und davor ein Betbänkchen, zeigte durch seine geöffnete Tür ein wenig Geflinzel. Da brannte die ewige Lampe und warf ihren rötlichen

Schein auf die Paßstraße, die alle passieren müssen, die Mosel auf, Mosel ab wollen. Schmal ist hier die Straße, ein Felskamm, den auf der einen Seite der hohe Kondelwald mit seinen Baumriesen bedräut, dessen andere Seite abfällt zum Fluß, so steil, daß die Häuser von Reil fast senkrecht unterm Berggrat liegen. Der Wanderer geht hier nicht gern, er betet selbst am Tag nur ein hastiges Ave und sieht sich scheu um. Links ein Absturz, rechts ein Absturz, ein Ausweichen gibt es nicht am Reiler Hals, und man hört es unten zu Reil nicht, wenn einer hier oben Hilfe ruft.

In der nächtlichen Einsamkeit gluckften leise die Moselwellen an den Steinen. Sie flossen so sanft, so zärtlich, als küßten sie behutsam das schlafende Uferland. In einem unendlichen Frieden Berg und Fluß, Dorf und Wald. Doch jetzt ein Käuzchenruf. Klagend kam er aus den Büschen dicht bei den Häusern. Nun antwortete ein zweites Käuzchen.

An der Tür des Herz Rosenblatt wurde geklopft. Es war zwölf Uhr, Rosenblatt und sein Weib lagen schon drei Stunden zu Bett. Denn trotz der langen Helle des sommerlichen Abends waren der kleine Laden und die fensterlose Stube dahinter so früh dunkel, daß man ins Bett kroch, um das Öl zu sparen.

Das Nagen einer Maus am Fuß der Bettstatt störte sie nicht. Der Mann schnarchte rasselnd, und auch die Frau atmete schwer. Der Schlaf war hier nur wie Betäubung, denn die Luft war verbraucht und drückend im Raum, in den kein Windchen des

Himmels wehte. Von der Tür, die nach dem Laden zu offen stand, fiel ein matter Schimmer auf Rosenblatts Gesicht; es lag da wie ein fahler Fleck, flach und regungslos in der Dunkelheit. Die Frau hielt im Schlaf die Hand ihres Mannes gefaßt; nun waren sie schon zwanzig Jahr Eheleute, aber sie hatte ihn noch immer sehr lieb. Beckchen, des Itzig Nudel Tochter aus Simmern, hatte Herz Rosenblatt mehr zugebracht, als der Schadchen ihm versprochen: ein gehorsames Herz und eine demütige Liebe. Sie hungerte mit ihm, sie fror mit ihm, sie sparte mit ihm, und sie hatte ihm sechs Kinder geboren. Blümchen, die Älteste, war ein Stolz und eine Hoffnung und ein „Köppchen", wie's kein zweites gab.

Die Eltern hatten am Abend im Bett noch lange mitsammen geschwatzt. Die Mutter hatte das Leinen für Blümchen jetzt alles beisammen, und dem Vater fehlte auch nicht mehr viel an der Mitgift in bar; nun konnte man bald einen Schadchen beauftragen, daß er dem Blümchen etwas Feines aussuchte — vielleicht gar verschaffte er ihr einen in Trier. Glückliche Zukunftspläne für die Alten: dann hatten sie nicht umsonst gedarbt und sich's sauer werden lassen, Sechsbätzner bei Sechsbätzner und Heller auf Heller gelegt — wenn Blümchen vielleicht gar käme in ein großes Kaufmannsgewölbe zu Trier!

Jetzt schliefen sie so fest, so regungslos wie die Steine, sie hörten nicht, wie das Blümchen, das mit den Geschwistern oben auf dem Speicher nächtigte, herunterschrie. Nun wieder: „Vaterleben, es kloppt!" Und nun wieder „Vaterleben!" Das klang ängstlich.

Rosenblatt fuhr aus dem Bett. Da sah er auch schon durch die Ritzen des vorgelegten Holzladens außen eine große Helle — Fackellicht — und ein starker Stoß erschütterte seine Haustür.

„Ouvrez tout de suite!“

Die Frau klammerte sich aufgeschreckt an ihren Mann, von oben herab tönte das Geschrei der Kinder. „Mach nit auf, Herzchen, mach nit auf!“

Noch hielt die Tür, sie war schwer aus Eichenholz und hatte eiserne Riegel.

„Formez-vous! Rangez-vous! En avant, marche!“

Franzosen! Marodeure! Oder vielleicht gar dieselben Husaren, die letzthin ganz Aldegund ausgeraubt hatten! Beckchen warf sich zu Boden, sie umschlang die Knie ihres Mannes und schrie laut zum Gott ihrer Väter.

Auch Rosenblatt zitterte. Er war ein ehrlicher Mann, hatte nicht viel verborgene Schätze, und doch zitterte er. Wenn die Tür nur noch hielt, bis das Geschrei der Kinder oben die Nachbarn aufmerksam gemacht hatte! Die mußten's doch hören. Laut gellte jetzt Blümchens Stimme aus der Dachluke: „Zu Hilf, zu Hilf!“

Draußen ein Fluch und dann wieder ein Stoß, unter dem das ganze Häuschen erbebte: „Jud, verfluchter, mach auf, sonst schneiden wir deiner Schickse den Hals durch!“

Herz Rosenblatt riß sich los von dem Weib, das ihn festhielt: sein Blümchen, sein Blümchen, sein Augentrost! Im bloßen Hemd sprang er hin, um zu öffnen, da fiel die Tür auch schon in den Hausflur

hinein mit furchtbarem Krachen. Sie hatten sie eingerannt mit einem schweren Balken; die Bande strömte ins Haus.

Einer hielt den Rosenblatt am Hemde gepackt: „Jud, dein Geld!“ Und sie zerrten ihn in den Verkaufsraum. Andere stürmten in die Stube dahinter. Brennende Kienspäne schwelten, sie leuchteten überall mit ihnen hin; das dunkle Haus war auf einmal hell.

Das Weib war zu Boden gefallen, ohnmächtig vor Schreck. Rosenblatt mußte alles aufschließen, Kisten und Kasten und Truhen; wenn seine zitternden Hände nicht gleich öffnen konnten, half ein krachender Axthieb nach. Blümchens Mitgift war willkommene Beute, ihr Leinen wurde auf den Buckel geladen, ihre Louisdors in den Säckel gesteckt. Auf den Boden geschüttet, zertrampelt, was ihnen nicht wert genug war. Das Federbett schlitzte der schwarze Peter mit dem Dolchmesser auf: „Et schniet,* et schniet!“ Unter wildem Gelächter ließ er die Federn herumfliegen.

Es wurde alles zunichte gemacht. Die Räuber mit den geschwärzten Gesichtern, den Hut tief in die Augen gedrückt, taten gründliche Arbeit. In ohnmächtiger Wut, in zitterndem Schmerz sah Herz Rosenblatt das Bißchen, das er besaß, den Gewinn langer Mühsal verloren. Es war alles hin. Aber wenn sie nur die Kinder verschonen wollten! Oben war Blümchen verstummt, sie schrie nicht mehr nach den Nachbarn. Einer von der Bande hatte die Fall-

* schneit.

tür zum Speicher gefunden — war er hinaufgeklettert zu ihr? Gewalt! Mit einem einzigen Satz war der Vater an der Leiter. Da kam von außen ein Ruf.

Der Junge, der draußen vor der Tür Posten stand, schrie auf einmal mit heller Weiberstimme: „Die Schickse läuft weg! Da läuft se! Haltet se, haltet se!"

Der Jude sah im Fackellicht seine Tochter laufen, ihre langen Zöpfe peitschten den Rücken, das Hemd flatterte ihr um die nackten Beine, sie schoß dahin wie ein Pfeil. Gott der Gerechte, was konnte die rennen, die ließ sich nicht fangen. „Lauf, lauf!"

Der wilde Schwarze schlug an auf sie, der Vater warf sich auf den; sie stürzten beide zu Boden, der Starke und der Schwache. Aber Herz Rosenblatt war heute auch stark, und während er den Räuber, der unter ihm lag, zu würgen versuchte — seine mageren Hände krallte er in die behaarte Kehle — flatterten Gedanken durch seinen verwirrten Sinn, Nachtvögeln gleich, die man aufgescheucht hatte. Er mußte der Bande angegeben worden sein, als Spitzel verdächtigt — hatte er zu viel gesagt oben zu Lutzerath? O weh, Moyses Mohnsam! Eine jähe Erkenntnis. Sie lähmte ihn, seine sich einkrallenden Finger wurden schwach. Moyses Mohnsam hatte gelauscht, nun nahmen die Rache, Rache für jedes einzige Wort, das sie verraten könnte!

Bereits hatte der Räuber die Oberhand; Rosenblatt lag unter ihm, entsetzt starrte er in das bärtige schwarze Gesicht über sich. Das grinste; ein blankes Messer fuhr ihm vor den Augen herum, schaudernd kniff er sie zu: sein letzter Augenblick war gekommen.

„Nit totmachen, nur Angst machen," befahl plötzlich eine Stimme.

Der Schwarze knurrte, aber er zog das Messer zurück, das dem Juden schon die Kehle geritzt hatte. Und dann kamen lachend noch zwei, drei andere hinzu, mitsammen rissen sie den Armen auf. Sie mißhandelten ihn mit Fußtritten, mit unmenschlichen Schlägen, sie zerschlugen einen Knüppel auf ihm, daß er aus Nase und Mund blutend zu Boden sank. Und sie traten auf ihm herum, bis sie es müde waren. —

Es war nicht Sturm geläutet worden zu Reil, wie sonst in den Dörfern, wenn Überfall drohte. Das Schlüsselloch der Kirche war zwar nicht mit Kieseln verstopft gewesen, man hätte gut aufschließen un hinauf können in den Turm, aber man läutete nur für Christen. „Zu Hilfe!" hatte Blümchen geschrien, man hatte das gellende Schreien wohl gehört, aber man hatte sich 's Deckbett bis über die Ohren gezogen: wozu sich in Gefahr begeben um einen Jud?!

An den Friedensrichter Adami zu Lutzerath gelangte vier Wochen später folgendes Schreiben:

„Au citoyen le juge de paix à Lutzerath!

Bürger Friedensrichter, ich muß Ihnen mitteilen, daß gestern kam der Grumbieren-Klas aus Hellenthal bei Reil in unseren Laden, wo war schon am Morgen schicker*. Als wir ihm fragten, ob er nichts näher gehört hat von dem Unglück,

* betrunken.

wo ist zugestoßen Herzchen Rosenblatt, wollte er nichts davon wissen. Wollte Kleider verkaufen, die waren schäbig. Nachher lacht er und sagt, das sei dem Rosenblatt recht geschehen. Ansonsten war ihm aber nichts bewußt. Er sei an selbigem Tag nicht vor seine Türe gekommen. Lieber und bester Bürger Friedensrichter, das ist ein wahrer Beweis, daß er ist mit der Bande unter einer Decke. Die Kleider rochen nicht nach Bauer, sie rochen nach einem von unsere Leut. Er hat auch noch gesprochen von einem, wo wohnt oben in der Eifel, der hat einen Schrank, wann selbiger tritt da hinein, wird er unsichtbar. Selbiger kann auch machen andere unsichtbar. Wir bitten aber, nicht nur wegen unserer Verluste etwan, sondern da wir wissen, wie nahe Ihnen die Sicherheit der ganzen Gegend geht, diese Rettung bald in Vollziehung zu bringen.

Mit wahrer Hochachtung und vieler Danksagung und ewiger Verpflichtung.

Afrom May, Alf a. d. Mosel
Leib Süßkind, ebenda."

Die Juden schienen ja große Angst zu haben, und so mochte es doch wohl wahr sein, was man sich erzählte, daß sie dem Bückler angeboten hätten, ihm eine Steuer zu zahlen, damit er sie ungeschoren ließe, wenn sie auf die Märkte zogen. Es taten sich ohnehin immer ihrer mehrere jetzt zusammen. Eine allgemeine Panik hatte um sich gegriffen, nicht nur bei den Juden, auch bei den Christen. Wie war dieser zu steuern?

Nachdenklich saß der Friedensrichter an seinem Schreibtisch. Ob die Fama nicht doch übertrieb? Gestern sollte der Bückler einem Metzger auf der offenen Landstraße, nicht weit von Moselkern, dreihundert Gulden abgenommen haben. Am gleichen Tag aber wurde aus dem Birkenfeldschen gemeldet, daß er dort in einer Ziegelei eingebrochen war. Er hatte den Mann in den Keller gesperrt, nachdem der blutig geschlagen worden, die Frau, die sich wehrte, im Bett festgebunden, und alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war. Fast zu gleicher Zeit aber hatte er auch hier oben in der Eifel, gar nicht weit ab, einem reichen Hofbauern einen Besuch abgestattet, die Töchter, die schreien wollten, mit dem Tode bedroht, falls sie seiner Bande nicht zu Willen waren, Geld, Taschenuhr und alle anderen Wertsachen mit sich genommen. Überall spukte er. Aber es war unmöglich, daß immer nur der Bückler mit seiner Bande der Täter war — konnte sich der denn verdoppeln?

Adami fuhr zusammen — es blickte einer zum Fenster herein. Ein paar große dunkle Augen sahen ihn scharf an. Er erschrak, unwillkürlich sah er hinüber zum Büchsenschrank. Da klopfte es auch schon.

Auf sein „Entrez!" war einer eingetreten; es war der Mann vom Fenster mit den auffallend großen dunklen Augen, die etwas Zwingendes hatten. Die beiden Männer maßen sich mit den Blicken. Unwillkürlich war der Friedensrichter aufgestanden: der sah nicht aus wie ein gewöhnlicher Bauer trotz des

blauen Leinenkittels. Den roten Perpel* trug er unterm Arm, ganz wie ein Bauer, aber er hatte etwas Herrisches.

„Ich bin Hans Bast Nikolai von Krinkhof."

Aha, der Schmied von Krinkhof! Adami hatte genug von dem Mann gehört; die Bauern holten ihn zum kranken Vieh und auch für sich selber. Sogar seine Wirtschafterin, die alte Lies, war neulich hingepilgert, um sich das Zahnweh besprechen zu lassen. Es plagte sie nicht mehr seitdem.

„Was will Er?" Adami reckte sich. Nun waren sie beide gleichgroß. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch, er bot dem großen Mann auch keinen Stuhl an, er fühlte sich unfreundlich werden, dieses herrische Auftreten paßte ihm nicht.

Hans Bast schien die Zurückhaltung des anderen nicht zu bemerken, oder er wollte sie nicht bemerken; er wurde geschmeidiger. Seine hohe Gestalt beugend, trat er dicht an den Tisch. „Ich möcht Euch auf ebbes aufmerksam machen, Bürger Friedensrichter. Wollt Ihr et hören?"

„Nun ja, was denn?" Der Beamte schnitzte an seinem Federkiel: warum tat der denn so geheimnisvoll?

„Bei mir kommen viele vorbei, lassen Peerd beschlagen — herauf auf die Eifel, herunter an die Mosel — die Durchgangsstraß. Et wird viel verschoben, Bürger Friedensrichter."

„Das weiß ich." Der sagte das ja so mit Bedeutung, warum?! Adami sah den Mann gar nicht

* parapluie = Regenschirm.

an, ihn faßte plötzlich ein Widerwille gegen diesen großen und schönen Menschen: wollte der den Angeber spielen? Aber die Erkenntnis, ihn am Ende brauchen zu können, in ihm sich vielleicht eine größere Stütze zu erwerben als in hundert Rundschreiben, hieß ihn klug sein. Er lächelte fein. „Ich sehe, Er kennt die schwierige Lage der Justiz! Bald ist der Bückler hier, bald da, die Überfälle liegen nur wenig in der Zeit voneinander, oft geschehen sie sogar zu gleicher Zeit. Ich glaube, es kommt nicht alles auf das Konto des Johannes Durchdenwald; es sind noch andere am Werke."

Der Mann nickte ernsthaft: „So is et. Wenn der Bürger Friedensrichter mir Straflosigkeit zusichern würd —" er machte eine Pause und sah den Beamten lauernd an.

„Gewiß, gewiß," versicherte Adami hastig; er war im Jagdeifer.

„Dann würd ich dem Bürger Friedensrichter jedesmal en Wink geben, dat heißt" — er schränkte ein — „jedesmal kann ich dat natürlich nit, da sind ihrer zu viele und zu weit herum. Aber wenn't hier auf der Näh is, dann sag ich Bescheid. Dann faßt sie," — er lachte — „wenn Ihr könnt."

Adami fühlte den Drang, den Angeber zu schütteln: du, Halunke, du bist auch dabei, woher kannst du es sonst wissen? Aber er biß die Zähne zusammen: kein Wort, keine Frage, sonst wäre der ja verscheucht. Er mußte sich bezwingen, der Sache halber. Aber es wurde ihm schwer, seine Hand nun in die bieder ausgestreckte Rechte des Schmieds zu legen, die hart war wie Eisen.

„Also Straflosigkeit für mich, Bürger, in jedem Fall?“ Es flammte auf in den dunklen Augen.

„Ich pflege mein Wort zu halten,“ sagte Adami trocken. Und dann fiel ihm plötzlich ein: „Da Ihr, wie es scheint, gut unterrichtet seid, so sagt mir doch: wer hat bei dem Juden Rosenblatt in Reil eingebrochen? Der arme Kerl!“ Es war Bedauern in des Richters Ton, Herz Rosenblatt mit den traurigen Augen, dieser demütige, verängstigte Mensch, an den er sich sehr gut erinnerte, stand plötzlich vor ihm. Hatte der ehrliche Mensch ihn nicht noch hastig, dringend gewarnt: „Hütet Euch — in Eurer Nähe, in Eurer Nähe“ — ?! Ein heftiger Unwille überkam ihn, was hatte dieser arme Kerl den Räubern getan? Um seiner Schätze willen war er sicher nicht überfallen worden. „Wer hat den Frevel begangen, noch dazu den Mann halb zu Schanden malträtiert?“

Hans Bast, schon im Gehen, wandte sich knapp nur um, er zuckte die Achseln: „Weiß nit.“

„Der das getan hat, den lasse ich hängen!“

„Tut das, Bürger Friedensrichter.“

Adami sah nicht das höhnische Lächeln, das plötzlich das schöne Gesicht des sich wieder zur Tür Kehrenden verzerrte.

Adami blieb in schlechter Stimmung zurück, als der Schmied von Krinkhof gegangen war. Hatte er sich da mit einem eingelassen, der nicht sauber war, nicht viel sauberer als der Bückler und seine Genossen?! Er trat ans Fenster; nachdenklich sah er dem Davonschreitenden nach. Der Mann ging bedächtig und doch mit weitausholenden Schritten,

im Leinenkittel, den Regenschirm unterm Arm, so wie ein echter Bauer immer geht, und war doch sicherlich keiner. Wie war der Mensch hierher verschlagen worden? Und ob man wenigstens seiner Ehrlichkeit in der Unehrenhaftigkeit trauen konnte? Spießgesellen verraten —? Aber er war wohl nur der Hehler, vielleicht auch hatte er nur ihre Verabredungen belauscht. Dieser Nikolai hielt sich stolz, sah aus wie ein Biedermann, durchaus nicht wie der Genosse von Dieben.

Der Friedensrichter runzelte die Stirn und seufzte tief auf: war es nicht trostlos, daß zu dieser Zeit und in diesem Lande, das halb französisch war und halb deutsch, die Gerechtigkeit hin und her gerissen wurde wie ein Hampelmann? Was heute Gesetz war, wurde morgen wieder umgestoßen. Verbesserungen?! Er lachte bitter. Und wie konnte eine Justiz durchgreifen, die in jedem Kanton eine andere war, dazu noch abhängig von der Laune des jeweiligen Oberstkommandierenden. Gleiche Gerechtigkeit für alle — so hieß es — in den Wäldern knallten die französischen Herren das Wild herunter, aber der arme Bauer, der sich, getrieben vom Hunger, ein Häslein in der Schlinge fing, wurde gleich in Ketten gelegt. Das schaffte Erbitterung, und aus der Erbitterung wuchs der Trotz: jetzt nehm ich mir auch, was ich kann und wo ich kann. Was war weiter dabei: Ketten, Kopf ab — man hatte nicht mehr die althergebrachte Furcht vor dem Tode. Deutsches Zuchthaus, französisches Fallbeil, das Kommando „Feuer!" hinter der Stadtmauer, das war jetzt alles eins. Und aus dieser

Geringschätzung des Todes erwuchs die allgemeine Zügellosigkeit. Genießen, rasch noch das Beste vom Tag sich nehmen, plündern, wo es etwas zu plündern gab! Die Schule des Raubens war der Krieg gewesen. Oh, es war jetzt eine Zeit, die einen Menschen, der die Ordnung liebte und die Gesittung, verrückt machen konnte!

Der Friedensrichter fuhr sich über die Stirn, Schweiß war auf sie getreten. Und daß man selber so ohnmächtig war, wie ein einsamer Baum dastand und sich an einen Pfahl stützen mußte, der faul war. Denn faul war dieser Hans Bast, faul! Der gleiche Argwohn stieg wieder in Adami auf. Hätte er den Mann nicht lieber hinauswerfen sollen oder ihn in einem eingehenden Verhör festhalten? Jetzt machte er sich Vorwürfe. Wie widrig war es doch für ihn, den Mann der Justiz, sich mit einer solchen zweideutigen Persönlichkeit einzulassen. Aber freilich, der Richter, der etwas herausbringen will und muß, darf nicht zu wählerisch sein. Dem Richter kam plötzlich der ganze Beruf, den er doch liebte, charakterverderbend vor. Oder sollte — wie eine Befreiung kam ihm der abenteuerliche Gedanke — sollte es wahr sein, was die Leute der ganzen Gegend sich erzählten? Dieser Mann, der Schmied oben zu Krinkhof, sah und hörte in Mondlicht, Herdrauch und Windeswehen Dinge, die stumm und leblos waren für anderer Leute Augen und Ohren. Aberglaube! Lächerlicher Altweibertratsch in aufgeklärteren Zeiten!

Es war nicht gerade die geeignete Verfassung, in der sich Adami jetzt daran machte, endlich den Brief

an seine Braut fertig zu schreiben, den der Postüberfall damals jählings unterbrochen hatte. Immer noch war er unvollendet, an Zeit hätte es wohl nicht gefehlt, aber an der Lust dazu. Wenn man so ins Blaue hinein schreibt, der Antwort wenig gewiß ist und so wenig weiß, wie die Antwort ausfällt, war es dann wirklich noch am Platze, ihr die Hochzeit für den dritten Fruktidor vorzuschlagen? Sie mußte ihn vergessen haben; seit vielen Wochen hatte er kein Schreiben von Suschen bekommen. Wenn sie krank wäre, dann hätten ihre Eltern es ihn doch wissen lassen. Aber Trier war ja nicht aus der Welt, er konnte das geliebte Mädchen mit Extrapost in zwölf Stunden erreichen jetzt zur guten Jahreszeit. Es war eine Torheit von ihm, daß er sich mit dieser Schreiberei, dieser nutzlosen, plagte. Längst hätte er statt dessen persönlich mit ihr sprechen sollen. Die „werte Demoiselle", das „vielliebe Bräutchen", der ganze Brief wurde in Stücke gerissen, in den Papierkorb geworfen; sich an den Entschluß haltend, den er, wie er sich jetzt vorwarf, längst hätte haben müssen, rief Adami nach seiner Wirtschafterin: Mantelsack packen, Extrapost bestellen!

Diesmal mußte der Beruf doch der Braut nachstehen. Sowie am nächsten Morgen die Sonne aufging, fuhr der Friedensrichter nach Trier.

VIII

Adami hob den Klopfer am Patrizierhaus in der Simeonstraße. Weiß und stattlich stand das in der Reihe der niedrigeren Häuser. An den Fenstern des Erdgeschosses bauchten sich starke Eisengitter, durch schön geschmiedete Rosengirlanden verbunden; die schwere eichene Eingangstür zeigte den gleichen Schmuck in kunstvoller Schnitzerei. Laut dröhnte das Anschlagen des Klopfers innen im weiten hallenden Steinflur nach. Die Madonna in der kleinen Nische über der Haustür schaute lächelnd auf den Ungeduldigen nieder. Jetzt hob er noch einmal den Klopfer: Herr des Himmels, dauerte das lange, bis man aufmachte!

Gestern war es zu spät gewesen, die Fahrt hatte doch länger gedauert, denn die Straßen, nur für Holzabfuhren mit Ochsengespannen geeignet, und die Weinbergwege über schiefrige Platten waren geradezu miserabel; lange nach Mitternacht war Adami erst in der Stadt eingetroffen. Aber nun, kaum ausgeschlafen, war er hergeeilt.

Ob Suschen noch schlief? Der kleine Faulpelz! Früher, wenn er um diese Morgenstunde zum Amt vorbeigegangen war, hatte ihr schönes Köpfchen sich schon über die Blumentöpfe des Fensterbretts geneigt, und sie hatte ihm errötend zugeblinzelt. Eine plötzliche Ungewißheit überfiel den Mann: wenn sie jetzt am Ende gar nicht in Trier wäre! Im Kloster, in dem sie erzogen worden, war sie noch dann und wann zu Gast. Das wäre aber ein Mißgeschick! Eine Sehnsucht, wie er sie vorher in allen Berufsgeschäften

gar nicht so stark empfunden hatte, überkam ihn nun der Geliebten so nahe. Er hätte die Tür einstoßen mögen, sie in die Arme reißen: geliebtes Mädchen, nun lasse ich dich nie, nie mehr!

Endlich schlorrte drinnen im Flur ein Schritt, der Riegel wurde zurückgeschoben.

„Jesses, der Herr Friedensrichter!" Die alte Christine schien mehr erschrocken als erfreut.

„Ist der Maire zu Haus? Die Demoiselle? Wo ist Suschen?" Er wollte schon an der Magd vorbeieilen, die breite Treppe hinauf; ihm, dem Bräutigam, war es ja erlaubt, zu so früher Stunde einzutreten. Da sagte die Alte verlegen:

„Excusez, ich muß et erst unserm Herrn melden." Und dann noch verlegener: „Uns' Fräulein leit noch im Bett, ich will rasch bei se gehen." Und fort war sie und ließ den Besucher stehen.

Das war ja gerade kein vielversprechender Empfang. Adami fühlte eine seltsame Beklommenheit. Er hatte geglaubt, das Ohr der Liebe würde sofort seine Stimme erkennen, Suschen würde die Treppe heruntereilen, und, wenn auch noch im Negligé, in holder Verschämtheit in seine Arme fliegen. Ein paar Minuten verstrichen, sie wurden ihm lang. Endlich oben Türknarren.

Der Maire stand an der Treppe und streckte ihm beide Hände entgegen: „Adami, welche Surprise! Seien Sie willkommen! Wie geht es Ihnen? Meine Frau wird sich auch sehr freuen."

War das wirklich der Ton aufrichtiger, freudiger Überraschung? Adamis Ohr fing einen Unterton auf.

Enttäuscht folgte er dem Maire in sein Studierzimmer und ließ sich willenlos in die Ecke des Kanapees drücken. Ein Schwall von Worten floß über ihn her: wie er gereist sei, ob er auch keine Unannehmlichkeiten gehabt habe unterwegs, wie das werte Befinden sei — immer noch so munter und frisch, ein Jüngling mit dreißig — ob es wahr sei, was man gehört, daß Adami sich ganz besonders auszeichne in dem rühmlichen Eifer, der Unsicherheit in diesen Landen baldmöglichst ein Ende zu bereiten. Und so weiter.

Früher war der Maire nie so schwatzhaft gewesen. Da hatte er langsam gesprochen und bedächtig, jetzt flogen die Worte dahin, wie von einer inneren Unruhe herausgestöbert. Und von Suschen kein Wort.

Es legte sich auf den Freier wie ein Bann. „Wie geht es der werten Frau Gemahlin?" Es war ihm ja so gleichgültig, wie es der Bürgermeisterin ging. Suschen, was ist mit Suschen? schrie es in ihm.

„Danke der gütigen Nachfrage, es geht meiner Frau den Umständen nach — Sorgen — wer hätte die nicht zu jetziger Zeit?" Das war der erste echte Ton.

Jetzt fiel auch die Frage: „Und Suschen? Was macht meine Braut?"

Ein eisiges Stillschweigen. Der Maire faßte sich an die Stirn, sein frischrotes Gesicht, ein wenig Lebemannsgesicht, wurde blaß, er zog wie im Schmerz die Brauen zusammen, und dann streckte er die Hand nach Adami aus. „Mein Freund — Herr Friedensrichter — mein lieber junger Freund, machen Sie sich

keine Hoffnungen mehr," — er stockte und stotterte — „es wird mir unendlich schwer, es Ihnen zu sagen: Sie müssen meine Tochter aufgeben."

„Warum?" Der andere sagte es ganz leise.

„Susette will ins Kloster gehen."

Suschen ins Kloster, diese Junge, Lebenslustige ins Kloster? Das war nicht möglich. Eine Ausrede, eine Lüge! Heiß wallte es in dem Hintergangenen auf. „Das glaube ich nicht. Das werde ich nie glauben. Reden Sie das einem anderen vor, aber nicht mir!" Er sprang auf. „Sie hat einen anderen mir vorgezogen — darum schrieb sie so selten, zuletzt gar nicht. Konnten Sie mir das nicht längst mitteilen? Sie mußten mir das mitteilen, es war Ihre Pflicht!" Erregt schrie er den Vater an.

Der sah tieftraurig aus. „Es ist nicht so, wie Sie denken, Adami! Meine Tochter — meine Tochter —" es zuckte plötzlich in seinem Gesicht, mit einem Stöhnen ließ er sich auf den nächsten Stuhl fallen und barg das Gesicht in der Hand. „Es ist furchtbar schwer für einen Vater, wenn er sagen muß: seine Tochter — seine Tochter ist der Ehre nicht mehr wert, von einem ehrsamen Freier geheiratet zu werden." Es war heraus. Gott sei Dank, Gott sei Dank! Dem Bürgermeister liefen hinter der vorgehaltenen Hand die Tränen aus den Augen, und der Schweiß rann ihm über die Stirn. Vor dieser Stunde, die doch einmal kommen würde, kommen mußte, hatte er sich gegraust wie vor nichts anderem. Was würde Adami jetzt fragen, was jetzt tun? Der blieb ganz still. Da sagte der Vater kläglich: „Verzeihen Sie uns, wir

sind nicht schuld, wir hatten keine Ahnung. Verzeihen Sie auch dem unglücklichen Kind, es ist auch nicht so schuld — die Zeit, die Zeit ist am meisten schuld."

„Und der Verführer, wer ist es? Wo ist er?"

Ah, der hatte also alles sofort begriffen, Zorn blitzte aus Adamis Augen, seine Stimme klang rauh. Oh, wie gern hätte der Maire diesen Mann zum Schwiegersohn gehabt! Der ganze Verlust wurde ihm erst so recht klar. Nach der Hand des Mannes haschend, stammelte der unglückliche Vater: „Aber keinen Eklat, ich bitte Sie, keinen Eklat — um meines Kindes willen. Es ist der französische Kapitän d'Aubry hier von der Besatzung; Susette hat mir's eingestanden, ich bin unablässig in sie gedrungen. Er denkt gar nicht daran, sie zu ehelichen, sie will das auch gar nicht, sie verachtet ihn jetzt. Sie will ins Kloster Sancta virgo immaculata eintreten. So oder so, wir haben unser Kind verloren — unser einziges Kind!" Er weinte laut. —

Wie Adami aus dem Hause gekommen, wußte er nicht. Er hatte nach nichts Näherem gefragt; er wußte genug, was sollte er noch weiter fragen. Er hatte auch die Bürgermeisterin nicht gesehen — ängstlich hatte die hinter der Tür gelauert — er hatte nur stumm dem Vater die Hand gereicht und war dann die breite Treppe hinuntergeschritten und durch den hallenden Flur, wie einer, der es eilig hat.

Die alte Magd, die frühere Amme Suschens, die er in glücklicheren Tagen oftmals geneckt hatte, versuchte seine Hand zu küssen: „Das arme Kind — Herr Friedensrichter!"

Er hörte ihre stammelnde Bitte gar nicht, übersah ihre Bewegung, er hatte nur das einzige Verlangen, den alleinigen Trieb noch: den Halunken fordern, totschießen. Er war sich seiner sicheren Hand bewußt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Kapitän d'Aubry die Herausforderung des Juge de paix Friedrich Adami im Kanton Lutzerath erhielt, hatte er infam gelächelt. Zwei angesehene Bürger Triers hatten sie ihm überbracht. Die Herren bekamen rote Köpfe: dieser unverschämte Kerl! So benahm sich eigentlich kein feiner Franzose, der hat mehr savoir vivre.

Die Herausforderung war scharf: auf Pistolen, zehn Schritt Distanz, Kugelwechsel bis zur völligen Kampfunfähigkeit. d'Aubry überlegte: wen sollte er ersuchen, ihm zu sekundieren? Er wußte es nicht; er stand sich schlecht mit den Kameraden. Sollten die Mißtrauen gegen ihn hegen? Es war ihm schon mehr als einmal vorgekommen, als flüsterten sie hinter ihm. Aber nicht wegen der Bürgermeisterstochter, der dummen Gans; jeder von ihnen hatte mehr oder weniger Liaisons in der Stadt. Und warum hatte ihn der neue Befehlshaber so durchbohrend angesehen, sich den Kapitän d'Aubry noch einmal ganz besonders vorgenommen, ihn so eingehend nach seinen Personalien gefragt? d'Aubry war unruhig: was sollte das?!

In den Nächten hatte er böse Träume, selbst in den Armen der kleinen Coiffeuse von der Fleischgasse wurde er die nicht los. Mit der blonden Minette hatte er längst gebrochen, das heißt, *sie* hatte

mit ihm gebrochen, sie war durch das Geschick ihrer Freundin klug geworden, hatte einen Fabrikanten aus Mettlach geheiratet, ohne viel Besinnen. Es konnte d'Aubry geschehen, daß er mitten in der Nacht auffuhr mit jähem Schrecken. War es doch die schwarze Susette, die ihn quälte? Er hatte gar nicht so viel Gewicht auf ihre Tränen gelegt — Mädchen in solcher Lage weinen immer — es hatte ihn auch weiter gar nicht berührt, daß die Zusammengesunkene, als er die Achseln zuckte, sich plötzlich in eine beleidigte Königin verwandelte, die es ihm zuschleuderte: „Heiraten will ich dich auch gar nicht, du bist mir viel zu schlecht. Ich nehm meine Schande auf mich!" Da kenne sich einer aus auf Weibspersonen — pah, die große Geste, selbst so eine aus so einem pauvren Land hat die! Nein, an dieses Opfer dachte Kapitän d'Aubry nicht, wenn er aufschreckte.

Als Adamis Sekundanten gegangen waren, stand er im Stall bei seinen Pferden und pfiff durch die Zähne. Sapristi, das war eine dumme Sache! Morgen früh hinterm Kirchhof in St. Paulin, schon um sechs. Da hatte die kleine Gans also doch einen Ritter gefunden. Kugelwechsel bis zur völligen Kampfunfähigkeit — der Kerl war sicher ein guter Schütze! d'Aubry fluchte laut: daß er sich auch so etwas auf den Hals geladen hatte! Wie hilfesuchend blickte er auf seine Pferde; die hatte er sich erst vor wenigen Wochen neu angeschafft, ein paar feingliedrige junge Vollblüter, vielleicht die schönsten Tiere in der ganzen Armee. Sie hatten einem Marquis de la Ferrière gehört, der sie abgeben mußte

aus Geldbedrängnis. Ein plötzlicher Einfall kam ihm: wenn er nun als Marquis de la Ferrière das Weite suchte?! Mochten die morgen in St. Paulin hinterm Kirchhof auf ihn warten in aller Frühe, dann war er schon durch eine Nacht von ihnen geschieden, war ein ganz beträchtliches Stück bereits von ihnen fort. Er mußte lachen, wenn er sich vorstellte, wie sie da im betauten Gras umeinander treten würden und ungeduldig nach der Straße hinsehen, die am alten römischen Stadttor mündet. Fort, so schnell wie möglich fort! Es konnte keiner etwas dabei finden, wenn er heute mit seinem Burschen noch einen Austritt machte. Von dem Duell war zudem wohl noch nichts ruchbar geworden.

Der Bursche Jean-Claude kam gerade in den Stall mit Pferdestriegel und Wassereimer. Sein Offizier empfing ihn gnädiger als sonst. Er wußte, der Bauernlümmel empfand es täglich schmerzlicher, der Lockung des Werbers nicht widerstanden zu haben und Soldat sein zu müssen. „Ecoute, mon garçon," sagte d'Aubry und zog ihn am Stallkittel zu sich zwischen die Pferde. „Was würdest du sagen, wenn du auf einmal nicht mehr Soldat sein müßtest, sondern wegreiten könntest als dein freier Herr?"

Mit einem ganz einfältigen Gesicht sah der Bursche drein: freier Herr — wegreiten —?! Das verstand er kaum mehr.

„Nun?" Sein Hauptmann schlug ihm freundschaftlich auf den breiten Buckel. „Was würdest du tun?"

„Nach Haus reiten." Der Bursche lachte breit in dem bloßen Gedanken.

„Das sollst du auch, mon garçon, nach Haus, nach Haus reiten. Vorerst mußt du mich aber noch begleiten bis zur Grenze — ins Hessische — ich gehe in geheimem Auftrag.“ d'Aubry legte den Finger an die Lippen: „Du mußt klug sein, mon garçon, keinem Menschen etwas davon verraten. Wenn du's verrätst, kommst du nie nach Haus. Nie!“ Er blitzte den Burschen so drohend an aus seinen schwarzen Augen, daß der erschrak.

Konnte dieser Mensch tückisch blicken! Jean-Claude haßte seinen Vorgesetzten, haßte ihn so sehr, wie sein gutmütiges Herz überhaupt hassen konnte. Wieviel hatte er schon von diesem d'Aubry erdulden müssen: Fußtritte, Peitschenhiebe, rohe Schimpfworte. Und wie manches hatte er mit angesehen, von dem ihm sein Instinkt sagte: das war nicht recht. Und der wollte ein feiner Offizier sein aus vornehmem Haus?! Selbst Jean-Claudes Einfältigkeit glaubte das nicht mehr. Aber nun würde er dem ja doch gern gehorchen und aufs Wort folgen, er sollte ja nach Haus kommen, zur Mutter an den Kamin — schon hörte er die Grillen zirpen. Oh, dafür tat er alles!

„Paß gut auf!“ Der Kapitän zog ihn immer näher zu sich heran. „Also ich bin der Marquis de la Ferrière und reite in geheimem Auftrag — wie heißt dein Herr? Wiederhole!“

Und Jean-Claude wiederholte: „Mein Herr ist der Marquis de la Ferrière und reitet in geheimem Auftrag.“ —

Am Nachmittag zog ein Gewitter auf, es donnerte und blitzte und der Regensturz überschwemmte die

Straßen, aber mitten im Unwetter ritten Kapitän d'Aubry und sein Bursche aus. Das waren einmal ein paar unternehmende Gesellen! Und junge Pferde ritten sie, die sollten wohl gleich an alles gewöhnt werden, sie scheuten bei jedem Blitz.

Die Reiter hatten sich in ihre Mäntel gehüllt, die Kragen hochgeschlagen, von ihren Kopfbedeckungen traufte der Regen. Aber sie achteten dessen nicht. d'Aubry trug unterm weiten Mantel verborgen das, was er des Mitnehmens für wert erachtete, und dem Jean-Claude klopfte unterm Mantel warm sein fröhlich verlangendes, heimatsehnsüchtiges Herz.

IX

Die Schmiede von Krinkhof lag abseits von den übrigen Hütten. Gestern war ein Gewitter auf sie niedergeprasselt, heut stand sie in der vollen Sonne des Sommertages. Durch einen ausgehöhlten Baumstamm floß eine Quelle, Maria Nikolai kniete daran und wusch ihres Vaters Hemden.

Es war viel mehr Ordnung in Hans Basts Hütte, seit die Tochter zu Haus war, wenn auch nicht mehr Fröhlichkeit. Wortkarg gingen Vater und Tochter nebeneinander her. Ernst stand auch die hohe Tanne bei der Hütte, ihre Zweige waren schwarz und hingen tief nieder. Wenn der starke Höhenwind ihre Äste auseinanderlüftete, dann sah man eine schweigende Waldweite — sonst nichts. Noch war nicht viel ausgeforstet. Wald, Wald, lauter Wald mit dem Rauch einsamer Kohlenmeiler; nur hie und da das samtene Grün eines Bachtales, wie ein schmales Band sich zwischen die Wellen der Waldberge schlängelnd. Wenn man aber auf die Tanne hinaufkletterte, von ihr aus wie von einem Mast Auslug hielt, dann sah man viel. Sah den nackten Rücken der Eifel sich wie die Schale einer Schildkröte wölben und sich spiegeln im Sonnenglanz. Sah auch ferne Dörfer mit nadelspitzen Kirchtürmchen, und sah der anderen Seite zu, über ein sich wieder und wieder erneuerndes Geschiebe von Bergkulissen weg, ganz im Grund die blaue Schlucht, in der die Mosel fließt.

Oft stieg Maria hinauf in die Tanne; das hatte sie schon als Kind getan, wie ein Eichhörnchen sich von

Ast zu Ast geschwungen. Jetzt kletterte sie behutsamer, aber doch noch behend genug. Sehnsüchtig sah sie in die Ferne: wie glücklich waren die Menschen, die dort auf gesegneteren Fluren wohnten! Hier war das Leben hart, die Winter waren lang, und brachte der steinige Acker endlich die ersten Früchte, dann brach der Hirsch aus dem Wald oder die Wildsau kam mit Gegrunze und wühlten sie aus. Es war oft wenig zu essen in Krinkhof; dann kamen die Männer zum Vater, und er sprach heimlich mit ihnen in der Stube, darin der große Schrank stand. In dem Schrank hingen nur des Vaters Kleider und einiges Angelgerät, drückte man aber gegen die Hinterwand, so schob die sich beiseite und man stand in einem ganz kleinen Kämmerchen, gerade groß genug, daß ein Mensch drin stehen konnte. Außen merkte man von dem Kämmerchen nichts, auch wenn man um die Hütte herumging und spähte.

Maria selber hatte nie etwas davon gewußt, bis eines Abends ein Mann gekommen war, zerzaust, Gesicht und Kleider von Dornen zerrissen, ganz atemlos, den hatte der Vater in den Schrank geschoben. Gleich darauf kamen Gensdarmen. In letzter Zeit wurde öfter einer so versteckt. „Schließ ihm den Schrank auf," sagte dann kurz nur der Vater, und sie schloß auf. Aber in die Liebe, die sie zum Vater hatte, mischte sich jetzt eine Scheu. Warum gewährte er diesen Leuten Unterschlupf? Denn es waren nicht nur Bauern, die wegen Wilderei, Heu- und Kornhinterziehung bei den Requisitionen und wegen Schmuggels von den Gensdarmen gejagt wurden,

es waren Diebe, Pferdediebe, Einbrecher, Straßenräuber. Sie alle schienen mit dem Vater vertraut.

Was war ihr Vater? Oft wälzte sie das schwer in ihrem Sinn. Früher Soldat, jetzt Schmied — und was noch?! Sie mußte so viel darüber denken, daß ihr oft war, als ginge jeder Frohsinn darüber fort. Alles, was sie schon erlebt und erlitten hatte, mischte sich seltsam mit diesen schweren Gedanken: was war er und warum hatte er sie zur Buzliese getan, der alten Hehlerin, bei der die Bande des Bückler aus und ein ging, bei der sie nur Schlechtes sah und Verderbtes lernen konnte? Sie legte die Hand an die Stirn und zernagte sich die Lippe — warum?! Sie konnte es nicht ausdenken. Und doch fühlte sie, der Vater hatte sie lieb; seine Hand strich zuweilen über ihren Scheitel, und er brachte ihr etwas mit, worüber sie sich freute. Freilich nur kurze Minuten freute, denn ihr war alsbald, als klebe an dem Schmuckstück, das er ihr in den Schoß warf, Sünde, als sei der seidige Stoff, den er ihr schenkte, Menschenhaut. Sie schauderte. Der Vater war auch so oft fort. Er sagte ihr nicht, wohin er ging, auch nicht, wie lange er wegblieb. Sie hatte nur immer da zu sein und auf ihn zu warten. In ihrer großen Einsamkeit gingen alle Türen in ihrem Innern auf und zu; sie taten sich auf in sehnsüchtigem Hoffen und schlugen jählings zu in einer ängstlichen Erkenntnis. Maria Nikolai war viel älter als ihre Jahre; sie war auch kein einfältiges Landmädchen mehr.

Wenn der Vater sie nur hätte in Arbeit gehen lassen! Der Ußmüller unten im Tal hätte sie gern

genommen. Ein paarmal schon war der Martin hier vorbeigegangen. Der gute Mensch! „Wir brauchen eine Hilfe, der Mutter wird's zuviel. Willst du uns helfen?" Sie hatte ihm antworten müssen: „Der Vater leidet's nit, ich soll nit bei fremde Leut gehn." Arbeiten, wenn sie doch arbeiten dürfte! Not litt sie nicht, zu essen war für sie da, und wenn's ihr ums Putzen zu tun gewesen wäre, in ihrer Truhe lag allerlei, aber sie mochte es nicht. Arbeiten, bis die Arme lahm wurden, bis sie abends so müde auf ihre Bettstatt sank, daß die schweren Gedanken nicht kamen, wohl aber sanfte Träume! —

Als Maria die Hemden des Vaters gewaschen hatte, breitete sie die in die Sonne auf den wilden Rosenstrauch, an den die Jungfrau Maria einst die Windeln des Jesuskindes gehangen hatte auf ihrer Flucht nach Ägypten. Daher der wunderliebliche Duft der dunkelgrünen Blättchen an den dornigen Ranken; es gab viele solch duftender Dornsträucher auf der Krinkhofer Höhe. Die Mutter hatte ihr die heilige Legende oftmals erzählt. Nun kauerte sich Maria bei dem Strauch nieder, legte die Arme um die Knie und schloß die Augen. Wenn sie doch wieder ein kleines Kind werden könnte, das noch von nichts wußte! Dann säße sie wieder bei der Mutter am Herd, auf dem Schemelchen neben dem Spinnrocken. Die Mutter spann und spann und sagte nicht viel. Maria erinnerte sich: oft liefen Tränen über das blasse Gesicht. Ob die gewußt hatte, was mit dem Vater war? Oder ob er damals nur Schmied gewesen war und nichts anderes?

Da war sie schon wieder bei dem Gedanken, der sie quälte. Die lachende Sonne erschien ihr auf einmal so warm nicht mehr, es blies hart um die Hütte. Sie rief lockend nach ihrer Katze; die kam jetzt heraus, mit gehobenem Schwanz stand sie auf der Schwelle, aber weiter wollte sie nicht; sie hatte drinnen eine Maus gefangen, die trug sie im Maul. Maria sah, wie die scharfen Zähne des Tieres das Mäuschen jetzt zerfleischten; das hatte sie hundertmal gesehen, aber heute durchschauerte es sie. So grausam, so grausam — ob ihr Vater auch grausam war? Nein, das nicht; grausam, niemals! Und sie stellte sich vor, daß er nur den Bedrückten half — warum kamen denn die Männer des Dorfes immer zu ihm? Er nahm nur den Reichen, um den Armen zu geben. O nein, der Vater, den sie liebte, der war nicht grausam, es war unrecht von ihr, nur das geringste Schlechte von ihm zu denken! Tief atmete sie auf und schüttelte sich, als schüttle sie so alle bösen Gedanken ab.

Sie setzte sich wie vordem beim Rosenbusch nieder und schloß die Augen. Die Sonne küßte ihren braunen Nacken, der Wind streichelte ihre nackten Arme; nun kamen ihr sanftere Gedanken. Gedanken, sanft und zärtlich gleich Seide; Gedanken, wie ein junges Mädchen sie wohl hat, das nicht wie Maria Nikolai durch den Schmutz gegangen ist, das nicht in einer Zeit lebt, die in Trümmer gegangen ist, das, allem fern, auf einem hohen Berg sitzt in reiner Luft und in der Himmelsbläue sich sein Leben austräumt.

Maria dachte an den Müllerssohn. Was war der Martin doch für ein lieber Bursch! So hübsch war er freilich nicht wie der Johannes Bückler; der hatte ihr einstmals sehr gefallen, als sie ihn sah an jenem Abend bei der Buzliese, so gut gefallen, daß sie ihn an die Hand genommen und mit sich gezogen hatte, nur an ihn und an seine Rettung denkend. Jetzt, hier oben in der Einsamkeit, weg aus dem Haus in der Eulenpütz, begriff sie das kaum mehr, daß er ihr einst hatte gefallen mögen. Er war ja ein Dieb; der Martin aber war ein braver Mensch. Sie wußte nicht viel von ihm, aber daß er brav war, das sah sie an seinen Augen, und das hatte sie auch damals gefühlt, als er sie führte auf jenem furchtbaren Weg. Jesus Maria, wenn sie noch daran dachte! Sie war ihm so dankbar, so dankbar; da hatte sie in ihrer großen Not gefühlt: sie sind nicht alle bös die Menschen, es gibt auch gute.

Es verging kein Abend, an dem das Mädchen nicht seine Hände faltete und für den Sohn in der Mühle betete: „Bewahr ihn in Gnaden, heilige Maria Mutter Gottes, daß ihm kein Schaden nit geschieht, in Ewigkeit Amen." Die einsam Träumende blickte auf — etwas wie leiser Flügelschlag hatte ihren Scheitel gestreift. Vor ihr stand der, an den sie eben gedacht hatte. Und er hielt zwei flatternde schneeweiße Tauben mit roten Schnäbeln.

Der Martin vom Ußmüller hatte bis jetzt nicht nach Mädchen gesehen. Seit er Maria Nikolai damals im Walde getroffen und heimgeleitet hatte, war ein Gefühl in ihn eingezogen, das ihm wohltat

und weh zugleich. Er war in den Jahren, um auf Mädchen auszugehen, aber er hatte immer den Kopf verneinend geschüttelt, wenn seine älteren Brüder ihn auf diese oder jene hinwiesen. Nun aber hatte es ihn gepackt. Eine seltsame Wärme war von der kalten, zitternden Mädchenhand, die er stützend gehalten, in die seine geflossen, und als er die längst nicht mehr hielt, hatte er diese Hand doch noch immer gefühlt. Dieses vertrauensvoll Sich-auf-seine-Hand-Lehnen hatte ihn stolz gemacht — er fühlte sich ganz als Mann — und gerührt zugleich. Warum war dieses Mädchen unglücklich? Es hatte ihm den Kummer nicht verraten, aber daß der nicht klein war, kein gewöhnlicher Kummer, wie ihn leicht einmal die Dirnen haben um ein Band, einen versäumten Tanz, ein verfehltes Treffen mit dem Schatz — das sah er. Dieses Mädchen war anders. Martin sah die Maria mit besonderen Augen. Wie wacker sie zugeschritten war trotz aller Erschöpfung, wie tapfer sie die Tränen unterdrückt hatte. Ganz gegen ihren Willen waren ab und zu nur schwer ein paar Tropfen über die blassen Wangen geflossen. Das Mitleid hielt ihn noch Tage und Tage im Bann. Und aus dem Mitleid wuchs Liebe. Wo er ging, was er tat, immer sah er der Maria Gesicht. War das schön? In den Büchern war das Mädchen, das geliebt wurde, immer sehr schön — ihm war das Gesicht Marias sehr schön.

„Bei Gott," sagte die Mutter, „unser Martin hat sich eweil ganz gewiß überlesen. Er träumt ja mit wachen Augen. Et taugt doch nit, wann die Jungens esu lang in die Schul gehen." Sie meinte: in das

Studium zu dem Herrn Pastor. Aber recht hatte sie, ihr Jüngster war so verträumt, daß er stundenlang oben beim Taubenschlag saß und aus den Felswänden der Mühlschlucht sehnsüchtig hinaufstarrte zu jener fernen Höhe, auf der Krinkhof lag. Um diese Höhe wob sich allezeit ein blauer Duft. Und in dem blauen Duft stand die Maria, und aus ihren dunklen Augen tropften Tränen, von denen er nicht wußte, warum sie geweint. Diese Tränen, schwere kristallene Tropfen, wie sie gemalt sind auf dem holdseligen Madonnenantlitz des Altars, hatten's ihm angetan — oh, wie bitter, sie fließen zu sehen, aber wie süß, sie trocknen zu können! Sie dünkten ihm geheimnisvoll, sie hielten ihn mit übernatürlicher Gewalt fester, als je ein Lächeln ihn hätte halten können. Den gleichen Schleier des Geheimnisses, den der abergläubische Bauer dem Vater anhängte, den hing der Verliebte auch um die Tochter.

Daß er das Mädchen hinunterziehen könnte ins Haus, damit sie den Eltern gefallen möchte, das war Martin noch nicht gelungen. Es grämte ihn sehr. Nun strich er oft in der Gegend von Krinkhof herum. Durch den Buchenwald, durch den nur wenige Pfade führen, eigentlich nur Rinnen, die die Wildbäche gerissen, stieg er hinauf. Immer war's dämmerig hier, selbst wenn die Sonne noch so hell glänzte. Die Bäume waren nicht alle hoch und auch nicht alle dick hier — sie standen auf lauter Felsengeklipp und hatten nicht Erde genug, um urkräftig Wurzeln zu fassen — aber sie hatten sich ineinander verästelt und verworren, so daß sie ein

dunkelndes Dach bildeten, unter das niemand hineinsah. Hier suhlten die Sauen gern im nie trocknenden Moos des Rinnsals, und die Rehe kamen trinken in Rudeln. Wie aus lauschiger Laube tauchte man auf zur Krinkhofer Flur. Da aber ging der Wind und harfte in der masthohen Tanne bei der Hütte des Schmieds. So oft der junge Mann hier auch vorbeigegangen war, er hatte die nicht gesehen, die ihn zu sehen verlangte, er hatte nicht einmal ihre Stimme gehört. Die Tür stand nicht offen, das Fenster auch nicht, das Schmiedefeuer brannte nicht. Ob der Alte nicht daheim war? Und sie? Sie war sicher im Haus. Aber er hatte nie den Mut gefunden, an die Tür zu klopfen.

Heut hatte er Glück. Wie gut, daß er wieder die Tauben mit heraufgebracht hatte, die er ihr schon ein paarmal hatte bringen wollen; sie war ja so einsam, weiße Tauben, unschuldig wie sie, die würden sie freuen!

„Willst du sie?“ Er hielt die Tauben der am Boden Sitzenden strahlend hin.

„Mein sollen die sein?“ Ihr schwermütiges Gesicht, das die Überraschung und ein leises Erschrecken gerötet hatten, erhellte sich; rasch sprang sie auf. Tauben, zahme zutunliche Tauben, o ja, die hatte sie gern! Ihm die Rechte zum Dank reichend, drückte sie mit der anderen Hand beide Täubchen an ihr Gesicht und pustete dann mit gespitzten Lippen über das ein wenig unglatt gewordene Gefieder. Und die Tauben, als ob sie wüßten: bei der ist gut sein, gurrten und flatterten Maria rechts und links auf die Schulter.

Martin stand verzaubert: das sah zu lieb aus! Er wurde rot bis unter sein blondes Haar, die Mütze drehte er verlegen zwischen den Händen. So hätte er stehen können und sie immer ansehen bis zum Jüngsten Tag, es wäre ihm sicher nicht lang geworden. Und wie war er froh, daß sie sich so freute.

Maria vergaß ganz alle schweren Gedanken, die sie eben noch zur gleichen Stunde gehabt hatte. Tauben, Tauben, die waren ihr lieber als die grausame Katze. Und der Martin, der war nun auch bei ihr! Sie hätte ihn gern ins Haus geladen, es beschämte sie, ihm nur den Platz am Boden zum Sitzen anbieten zu können. Aber der Vater hatte ihr streng geboten: „Du läßt niemand ins Haus." Er wußte doch gleich: es war ein Fremder dagewesen, er las den Ungehorsam von ihrer Stirne.

Da fiel ihr die Tanne ein, in der war's am Ende doch besser für ihn als hier auf der Erde. Sie kletterten lachend beide hinauf. Die Tauben, die Freiheit fühlend, probten die Schwingen, flatterten, schwebten herauf, hernieder, wiegten sich auf dem kleinsten Ast, putzten sich, pickten sich und ließen sich endlich nach zärtlichem Schnäbeln, aneinandergeschmiegt, traulich nieder.

Nie hatte Maria ihre Jugend gefühlt — heut fühlte sie die. Könnte es nicht immer wie heute sein?! Sie faßte Martins Hand und drückte sie: „Du mußt öfter kommen. Wenn du die Tauben auffliegen siehst, dann is mein Vatter nit daheim, dann komm. Ja, willste?"

Ob er kommen wollte! Durch ihre Frage ermutigt, schlang er den Arm um sie, er hätte sie gern geküßt. Aber da wehrte sie ihm, plötzlich alle Fröhlichkeit verlierend, mit einem: „Jesus, nein, nit so, nein!" Und faßte nur seine Hand und drückte sie.

So saßen sie lang noch beisammen. Es war nicht ganz so, wie er es begehrte, in seinen Adern klopfte das Blut, er hätte gern gesagt: „Ich lieb dich mehr als Vater und Mutter, mehr als alles auf der Welt. Hast du mich auch lieb?" Aber es war ihm, als legte ihm etwas den Finger auf die Lippen: sei still! So saß er, der Worte voll und doch stumm, glücklich und unglücklich zugleich, hielt ihre Hand und wagte es nur selten, die bedeutungsvoll zu drücken. Sie sahen miteinander in die im blauen Äther schwimmende Ferne und vergaßen, wie lange sie schon so hier saßen.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Hans Bast heute nach Hause kam, war er unwirsch: was, die Abendsuppe war noch nicht bereitet? Einen weiten Weg hatte er hinter sich, war zu einer jungen Frau gerufen worden über Land, die hatte Krämpfe gehabt, so daß niemand sie anrühren durfte, insonderheit nicht ihr Mann. Der hatte er den Teufel aus dem Leib geprügelt mit seinem Haselstock.

Nun saß er am Tisch und lugte hinter finsteren Brauen die Tochter an: was war denn mit der, ihr Blick war verlegen, eine höhere Röte brannte auf ihren Wangen? Er sah die Tauben, sie saßen am Herdrand und schliefen. „Wo hast du die her?"

„Sind zugeflogen."

„So." Weiter sagte er nichts. Sie löffelten miteinander die Suppe, das Mädchen wagte den Blick nicht aufzuschlagen. Da sagte er plötzlich: „Kannst ihnen morgen den Hals umdrehen, sie braten. Eine für dich, eine für mich."

„O nein, o nein!" Sie ließ den Löffel zurück in die Schüssel fallen, daß die Suppe spritzte, und sprang entsetzt auf. Ihre Tauben, ihre lieben Tauben! Wie schützend drückte sie die Tierchen an ihre Brust.

Da lachte Hans Bast wieder grimmig und blinzelte dabei seine Tochter an: „Sind ja viel weiße Tauben unten in der Mühl, kriegst leicht ein paar andere. Brauchst's nur zu sagen, nit wahr?"

„O Vater!" Mehr sagte die Tochter nicht. Sie schlug die Hände vors Gesicht, beschämt und erschrocken.

„Laß eweil gut sein," er klopfte sie auf die Schulter, „ich bin ja nit bös!" Sie sah hinter ihren vorgehaltenen Händen nicht, daß etwas wie ein plötzlicher Einfall über seine Stirn huschte und sich dann eingrub in einer Falte über der Nasenwurzel. Ganz freundlich sprach er zu ihr: „Sie wollen dich wohl in der Ußmühl haben zur Hilf? Kannst immer zusagen, ich hab nix dagegen. Bist zu viel allein."

Die Tochter empfand seine Freundlichkeit, sie wollte ihm danken, aber etwas war in seinem Gesicht, das ihre Freude, hinunter zu dürfen zu freundlichen Menschen, hinunter zum Martin, nicht aufkommen ließ. Versonnen stand sie am Tisch, die Arme schlaff hängen lassend. Da hörte man draußen plötzlich etwas.

Der Schmied horchte: war das nicht Pferdegetrappel? Es hielt an der Schmiede. Er ging hinaus.

Draußen zwei Reiter. Überhitzt und erschöpft hingen sie auf ihren Pferden. Die schönen Tiere waren über und über mit Schaum bedeckt, die Flocken spritzten aus ihren Mäulern und kleckten auf den steinigen Boden. Herr und Diener, beide in französischer Uniform; des Herrn Brust mit allerlei Ehrenzeichen geschmückt.

Hans Bast grüßte respektvoll: was wünschten die Herren — Pferde beschlagen? O weh, der schöne Gaul da hatte das Eisen verloren! Er hob den Vorderfuß des edlen Tieres. Der vornehme Reiter war abgestiegen und stand fluchend dabei. An dem Huf schien etwas nicht richtig zu sein, das Tier zuckte heftig bei der Berührung.

Sorgsam untersuchte der Schmied. „Da, Herr, seht!" Er hielt auf der flachen Hand dem Reiter ein Steinchen hin, das sich in den Huf eingeklemmt hatte. „Ihr könnt so nit weiter. Dat Peerd muß ruhen, kühlende Umschläg kriegen. Vor morgen früh ist dat nit zu beschlagen."

„Gib mir dein Pferd," sprach hastig der Herr zum Diener. „Du wartest dann hier. Ich reite langsam vor, bis Koblenz holst du mich längst wieder ein." Er hatte es auf französisch gesprochen, aber der Schmied verstand es sehr wohl. „Dat möcht ich dem Herrn nit raten. Ganz allein reiten — hier?!"

Der Franzose warf einen bezeichnenden Blick auf die Pistolen, die ihm im Leibgurt steckten: „Ich habe keine Furcht."

Da lachte der große Mann rauh. „Furcht oder nit Furcht, dat tut nix zur Sach. Ich rat Euch, bleibt hier bis zum Morgen.“ Lauernd überflog sein Blick die goldenen Schnüre der Uniform und das feine Tuch, streifte das Leder der hohen Stiefel, den Mantelsack und die vollgestopften Satteltaschen.

Ungeduldig stampfte der Aufgehaltene mit beiden Füßen. „Sacré mille tonnerres, beschlag das Pferd hier sofort, du Halunke!“

Der Schmied trat zurück und zuckte die Achseln: „Nein. Ich würd dat Tier unnötig quälen. Wollt Ihr Euer schön Peerd lahm werden lassen? Habt Ihr denn en besondern Grund, so zu pressieren?“ Zwinkernd trat er dem Reiter ganz nah.

d'Aubry lachte nervös gezwungen. „Ich bin der Marquis de la Ferrière, ich reite mit geheimen Ordres. Größte Eile ist mir anbefohlen — und nun dies Malheur!“ Er rannte erregt auf und nieder. „Daß mir das mit dem verfluchten Gaul auch passieren mußte! Das kommt von euren vermaledeiten Wegen — Wege, die keine Wege sind!“ brüllte er den ruhig Dastehenden an. „Was grinst der Kerl so? Hätte ich weiter gekonnt, sapristi, bei Euch wär' ich wahrlich nicht eingekehrt!“ Er warf einen verächtlichen Blick auf die armselige Hütte.

„Haben sie Euch hergewiesen zu mir?“ fragte ruhig Hans Bast.

„Schon von zwei Stunden weit ab. Mühe genug, sich hierher zu finden!“

Jean-Claude, der Diener, lachte heimlich, er gönnte es dem Kapitän, daß der nun zappeln mußte. Wie

ein wildes Tier lief der ja hin und her. Er selber freute sich der Aussicht, nun ruhen zu können. Wie die Tollen waren sie seit Trier geritten, rücksichtslos bergauf und bergab, immer im selben Trab. Kein Wunder, daß die Pferde versagten, auch er versagte; er stand mit knickenden Beinen.

„Dieser Umweg, dieser Aufenthalt," stöhnte d'Aubry und wischte sich den Schweiß.

„Kein Umweg," sagte des Schmieds tiefe Stimme. „Ihr irrt, Herr Marquis. Ihr habt Eurem Gaul den kürzeren Weg zu verdanken. Denn ich bring Euch morgen so weit, dat Ihr nit fehlen mehr könnt. Allein hättet Ihr nie Euch zurechtgefunden."

Das schien den Marquis nun doch zu beruhigen. Der Schmied und der Bursche führten die Pferde unter den Schuppen; er sah sich aufatmend um: kein großes Dorf hier, kein Geschrei, kein Zusammenlaufen. Von den wenigen Hütten Krinkhofs wehte nicht einmal der Rauch bis hierher. In einem großen Schweigen lag die ganze Höhe, und der Wald und der Himmel — nein, der war nicht so schweigsam! Gen Sonnenuntergang lohte er blutig, wie feurige Zungen leckte es von da heran; sie streckten sich aus, sie züngelten gierig, sie erzählten düster-rote Geschichten. Es fröstelte den Marquis de la Ferrière.

„Es ist kalt hier oben bei Euch."

„Tretet ein, wenn's gefällig ist." Der Schmied stieß die Tür seiner Hütte auf.

Drinnen war's schon ganz Nacht. Am Herd, im eisernen Ring an der Wand, steckte der Kienspan und schwelte. Viel Helle gab er nicht, nur ein düsteres,

schmutziges, unsicheres Licht. Mit lächelnder Miene stand Maria am Herd, sie liebkoste ihre Tauben; das würde der Vater nun nicht mehr verlangen, daß sie die schlachtete. Das war ja nur Spaß von ihm gewesen. Ihre lächelnde Miene veränderte sich plötzlich, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie den fremden Herrn an: den kannte sie ja, Jesus Maria! Was wollte der hier? Sie wieder packen?!

Sie preßte die Augen zu: ach, sie war irre, sie träumte ja nur, er war es gar nicht. Doch, doch! Die Augen riß sie wieder weit auf, ein wilder Schrei wollte sich ihr entringen: der war es, der, der ihr Gewalt angetan hatte! Und da kam ja auch sein Diener herein. Auch den erkannte sie wieder. Sie unterdrückte den Schrei, aber sie zitterte. Unwillkürlich zog sie sich mehr ins Dunkel zurück.

Von den beiden erkannte sie keiner. Der Marquis nahm am Tisch Platz, er war sehr verdrossen. Müde stützte er den Kopf in die Hand. Der Schmied ging mit dem Burschen ab und zu. Jean-Claude sollte den verletzten Huf kühlen, von seinen heilkräftigen Arnikatropfen goß Hans Bast ihm zwischen das Wasser.

Wie die Katze, die mit gesträubtem Fell ihr Opfer belauert und selber dabei doch voller Furcht ist, so stand Maria im Dunkeln. Alle Weichheit war aus ihrem Gesicht geschwunden, jetzt sah sie ihrem Vater sehr ähnlich. Wenn sie den schweren Schürhaken da nähme, den am Tisch Sitzenden damit auf den Kopf schlüge? Ihm geschähe recht. Und wenn ihr Arm dennoch zittern würde, wenn sie ihn fehlte? Dann ein Ruf, und der Vater war bei ihr. Und der würde

die Rache nehmen, die er sich und ihr zugeschworen hatte, als er von der Schandtat an seinem Kinde vernahm.

Wilde Gedanken fuhren Maria durch den Kopf und stießen und drängten sie, es lief ihr heiß durch den Körper, sie bebte im Rachegefühl; plötzlich veränderte sich ihre Miene — die Tauben gurrten — es fiel ihr der Martin ein. O nein, nicht so, nein, nicht so! Ihre Hand, die sich schon hatte ausstrecken wollen nach dem schweren Schürhaken, zog sich in die Falten des Rockes zurück und hielt sich da fest an dem dünnen Kattun. O nein, Rache nehmen, das durfte sie nicht. Und der Vater durfte es auch nicht!

Von dem, was die Menschen Gesetze nennen, und von dem, was die Religion vorschreibt, wußte Maria nicht viel, aber die Weiblichkeit regte sich stark in ihr, und in ihrer Seele siegte natürliche Güte. Wie beschwert von Scham hing sie den Kopf; ihre Lippen bewegten sich in tonlosem Murmeln: „Bewahr uns in Gnaden, heilige Maria Mutter Gottes, bitt' für uns!"

In das dunkle Schweigen kam jetzt der Schmied wieder herein. Er setzte sich zum Marquis an den Tisch und fing an mit ihm zu reden.

Maria staunte, wie höflich der Vater sein konnte. Sie verstand nicht alles, die Rede ging bald französisch, bald deutsch, aber so viel wurde ihr klar, daß der Vater den Fremden ausfragte nach Woher und Wohin.

d'Aubry gab erst nur zurückhaltend Antwort, aber als er genug von dem Schnaps getrunken hatte,

der sehr feurig und stark war, wurde er gesprächiger. Er lachte sogar mit seinem Wirt.

„Du kannst eweil schlafen gehen," sagte Hans Bast plötzlich, als bemerke er jetzt erst die Tochter. „Ich koch selber dem Herrn eine Supp'."

Stillschweigend ging sie, aber wie eine Eingebung durchfuhr sie plötzlich der Gedanke: der Vater würde dem doch nichts antun? Oh, und wenn er's gar wüßte, wer eigentlich der Fremde war! Ihr Herz klopfte verängstigt. Feintuchene Kleider, goldene Litzen — und der Herr hatte eine Uhr, einen kostbaren Ring am Finger — einen Mantelsack und gestopft volle Satteltaschen! Sie konnte nicht schlafen gehen auf ihre Dachkammer, leise schlich sie vors Haus.

Der Vollmond stand hinter der Höhe, halb war er nur zu sehen, er lachte wie ein schiefgezogenes Gesicht über einem hindernden Buckel. Die Wälder talwärts waren beglänzt im Licht. Da unten, da lag friedlich die Mühle des Martin. Ob er schon schlief? Nein, er las noch in seinen Büchern. Oh, wenn er wüßte, wie ratlos sie hier herumtappte, die Brust voller Argwohn! Aber davon durfte er niemals etwas zu wissen bekommen.

Sie guckte unter den Schuppen. Da hatte sich der müde Bursche in seinen Mantel gewickelt, lag bei den Pferden und schlief ganz fest. Die Tiere hatten sich noch nicht niedergelegt am ungewohnten Platz, sie standen trotz aller Müdigkeit mit hängenden Köpfen; als das Mädchen sie streichelte, blickten ihre Augen wie Menschenaugen traurig anklagend, so ängstlich

groß. Maria küßte sie auf die Nüstern „Seid ruhig, euch geschieht nix.“ Sie blickte ihnen tief in die im Mondlicht feucht spiegelnden Augen. Als sie sich abwandte, sah sie den Vater.

Er winkte ihr, und sie folgte erschrocken. Sah er in sie hinein, ahnte er etwas von dem, was sie angstvoll hier umtrieb? Sie wagte es gar nicht, ihn anzublicken, sie hielt die Lider aus Angst beharrlich gesenkt.

Der Schmied flüsterte: „Der Marquis will morgen bis Koblenz — en weite Tour — ich bring 'n en Stück auf den rechten Weg. Du mußt heut noch en Botschaft tragen deswegen. Geh stracks in den Rondel, bei die große Buche — du kennst die ja, wo die Weg sich kreuzen, da steht sie, größer als alle Bäum. Da ruffste dreimal laut wie en Käuzchen. Und wenn dich danach einer anspricht, dann sagste: ‚Ich kommen vom Hans Bast.‘ Morgen, wenn im Kloster auf der Marienburg der englische Gruß geläutet wird, dann sollen sie beim Kapellchen am Reiler Hals mich erwarten. Ich will sie bekanntmachen mit dem Herrn. Einer von ihnen kann ihn dann weiter führen. Wat kuckste? Wat willste noch?“ Er hatte die Tochter von sich geschoben, gewohnt, daß sie sofort und ohne Frage seinem Befehl gehorchte. Heute zögerte sie. „Angst haste — wovor?“

Sie hatte etwas gemurmelt. Ihre Hand hielt den Kittel des Vaters fest: „Du tust ihm doch nix?“ Sie wußte nicht, wollte der Vater sie nur forthaben um allein mit dem Fremden in der Hütte bleiben, oder sollte der überliefert werden an die im Walde? Und sie, sie sollte die Botschaft tragen?! Das wider-

strebte ihr. Wenn sie dem da drinnen auch nichts Gutes auf Erden mehr wünschte und alle Strafen der Hölle nach seinem Leben auf der Erde, — ihn ausliefern helfen, nein, das wollte sie nicht. Daß sie selber vor einer Stunde noch daran gedacht hatte, ihren Schänder mit dem Schürhaken totzuschlagen, das kam ihr lange nicht so erbärmlich vor. Sie sah den Vater auf einmal fest an: „Die Botschaft trag ich nit."

Hans Basts dunkle Augen blickten erstaunt: was, seine Tochter wagte zu widersprechen? Er lachte böse auf. „Du gehst, mach nit eweil lang Fisimatenten. Wat geht dich der Mann an? He, antwort!" Sein zwingender Blick bohrte sich in sie ein.

Sie hielt den Blick aus. Aber blaß wurde sie unter ihm, so blaß wie das Mondlicht, das ihre Züge seltsam verschärfte und streng machte. „Er geht mich wohl an. Denn er is et, der — der —" sie stockte: sollte sie es sagen? Die erste sinnlose Wut überkam sie wieder für einen Augenblick. Totschlagen, totschlagen, raunte es in ihr, was schadete es, wenn der Vater es wußte, der verriet ihn ja doch der Bande, mochte die ihn dann ausplündern bis auf die Haut, ihm geschah recht. Sie ballte die Fäuste: „Er is et — er — auf der Landstraß von Trier — mutterselig allein war ich — vom Peerd sprang er — hat den Bursch da weggeschickt — hielt mich gepackt — ich konnte mich sein nit erwehren. Er — er!" Jesus, jetzt war es heraus!

Des Vaters Blick hatte ihr die Worte herausgezogen, sie hingen wie Brocken an einem Faden,

er zog an dem Faden, und ein Brocken nach dem anderen rutschte heraus. Hätte sie es doch nie gesagt! Schon bereute sie, ihres Vaters Gesicht entsetzte sie, es war ganz verzerrt. Das war das Gesicht nicht mehr, das sie kannte und liebte. Sie faßte nach seinen Händen und umklammerte die: „Ich geh eweil nit fort — du schlägst ihn sonst tot. Schlag ihn nit tot, du sollst niemand totschlagen!" Sie jammerte laut.

„Sei still. Du bist en Narr!" Der Schmied legte ihr die schwere Hand auf den Mund. „Der kann ruhig hier schlafen, ihm geschieht nix. Mach eweil, dat du fortkömmst!"

Täuschte das Mondlicht? Sein Gesicht war ruhig wie immer, jetzt zuckte es sogar wie ein Lachen darüber: „Du träumst ja, Maria. Der Herr da drin is der Marquis de la Ferrière, ein Mann von Ehre. Du träumst, Maria, du träumst."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Flüchtigen Schrittes eilte Maria über die Krinkhofer Höh. Im jetzt ungehindert flutenden Mondschein warf ihre Gestalt lange Schatten auf den kurzrasigen Anger. Sie sah sich eilen, ihr Schatten hüpfte bald vor ihr, bald neben ihr, bald ward er größer, bald kleiner; jetzt tauchte er unter, der Wald und sein gähnendes Dunkel hatte ihn ganz verschlungen. Unterm dicht verschlungenen Laubwerk mußte Maria langsamer gehen, obgleich sie jeden Tritt hier kannte. Hier kam kein Mondlicht herein, und der schmale Steig, kaum trittbreit, war abschüssig; unter ihrer nägelbeschlagenen Sohle kollerte ab und zu ein Steinchen und machte einen un-

heimlich lauten Lärm in der stillen Nacht. Die Stille war ungeheuer. Aber Maria empfand sie nicht schreckhaft, das Schweigen der Natur beruhigte sie. Sie hatte sich doch wohl in dem Fremden getäuscht — das gebe Gott! Sie faltete die Hände und hielt die gegen ihr klopfendes Herz, als müsse sie das so stützen.

Oft schon war sie diesen Weg in den Rondel gegangen, erst den steilen Abkürzungspfad hinunter ins schmale Linnichtal und dann ebenso steil an der anderen Seite hinauf. Und nun hörte das verworrene Laubdach auf, sie war wieder in vollem Mondlicht und ging auf dem samtenen Wiesenplan, den der Rondel sich wie einen Teppich vor seine Hallen gelegt hat.

Mit einem tiefen Atemzug, der wie ein Aufseufzen war, trat sie ein in den großen Forst. Sie fürchtete sich nicht; sie hatte sich auch vordem nicht gefürchtet, als aus dem düsteren Versteck des Laubwerks sie plötzlich zwei glühende Augen angefunkelt hatten, die Augen des Luchses. Sie kannte die Tiere des Waldes und ihre Gewohnheiten: die taten ihr kein Leid, wenn sie ihnen nichts tat. Ach, daß sie doch weglaufen könnte vor dieser anderen Angst, nicht jene Nachricht bringen müßte, die der Vater ihr aufgetragen hatte! Weit, weit weg gehen in Gegenden, die denen hier nicht glichen, zu Menschen, die von denen hier nichts wußten! Eine große Sehnsucht erfüllte sie: wer doch so rein sein könnte wie der Schnee, wenn der weißflockig vom Himmel fällt und noch nicht gelegen hat auf der schmutzigen Erde.

Sie schritt lautlos dahin auf dem moosweichen Grund des Kondels. War das ein Wald! Trotz ihrer Bedrückung fühlte die einsam Wandernde seine ganze Hoheit, vielleicht empfand sie die heute doppelt stark. Unnahbar stolz ragten himmelan sehr hohe Bäume; sie standen Mann bei Mann, mächtige Riesen. Und ein Duften ging von ihnen aus, ein Geruch nach Kraft, ein Strömen von Gesundheit, das aus den Wurzeln in Mark und Rinde, in Äste und Ästchen, bis in die höchsten Wipfel hinaufstieg. Ein makelloser Wald, ein lebendiger Dom. Hier konnte man wohl beten. Das Mädchen faltete die Hände, aber es war zu ungeschickt, eigene Nöte und eigene Bitten vor das Ohr des höchsten Richters zu bringen. Es flüsterte nur leise ein „Bewahr uns in Gnaden" und schlug das Kreuz.

Maria brauchte nicht Obacht zu geben, ihre Gestalt zu verbergen; die hier sich aufhielten, taten der Tochter Hans Basts kein Leid. Unbekümmert ging sie im Mondlicht mitten auf der breiten Kondelstraße.

Da — ein Pfiff! Ganz in ihrer Nähe. Sie strengte die Augen an: niemand zu sehen. Nun ein zweiter Pfiff, durchdringend und bedeutsam. Sie war gesehen worden. Aha, und da war jetzt auch die Buche! Tief geästet und schön gerundet, mit dem Stamm, den zehn Männer kaum mit den Armen umspannten, stand die große Buche an zwei sich kreuzenden Wegen. Der Mond stand gerade ob ihrem Scheitel und küßte den, aber bis in ihr Herz konnten seine Lichtfinger nicht dringen. Es blieb dunkel unter dem riesigen Baum.

Maria trat ein in den tiefen Schatten; noch sah sie niemand, aber sie fühlte es, sie war nicht mehr allein, wie ein Atmen wehte es um sie her, ihr war, als höre sie seltsames Raunen. Sie legte die Hand an den Stamm, ihr ward plötzlich ängstlich. Sie, die ohne Grauen einsam die Nacht durchwandert hatte, stieß jetzt zaghaft den Ruf eines Käuzchens aus. Wiederholte ihn zitterig noch zweimal. Da klang plötzlich ein Lachen, warme Hände legten sich ihr fest um den Leib. Schon war sie umringt von Männern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Brauchst nit Angst zu haben," sagte der Hauptmann. Sie hatten Maria vor den Bückler gebracht. Sie erkannte den gleich, obwohl er ihr wilder und verwegener erschien als damals bei der Buzliese.

Das Haar hing ihm tief bis auf die geraden Brauen und hinten lang bis in den Nacken; an den Schläfen kräuselte es sich ihm in die halben Wangen. Auf der Brust hatte er das Hemd offen stehen, notdürftig nur hielt ihm ein Gurt die Hose zusammen. Man sah seinen ebenmäßigen Körper halbnackt. Bückler war eben erst, kurz nach Mitternacht, zu seiner Bande gestoßen, noch ging ihm der Atem rasch, er war müde und heiß.

Bei der Buzliesen-Amie war er zu Besuch gewesen. Die hatte sich unlängst mit der Alten entzweit und versuchte ihr Glück nun auf eigene Faust. Beim Pfarrer von Bengel hatte die Taubensanfte mit den glattgescheitelten Haaren und milden Blicken ein Nest gefunden. Die alte Schwester, die dem Pfarrer den Haushalt führte, schaffte es nicht mehr allein.

Die Amie war bescheiden und zutunlich. Heute hatte sie sich Ausgang erbeten gehabt. In Springiersbach war Kirmes, dort hatte sie mit ihrem Herzliebsten getanzt und ihn dann mit sich in die Pfarre genommen. Das alte Fräulein war taub, der Pfarrer war auch nicht sehr scharf auf den Ohren. Der Liebhaber sah sich geruhsam überall-um, derweil ihm sein Liebchen Pfannkuchen backte. Hochwürden war ein Freund von Kunstwerken, von alten Münzen, Silber- und Goldgeräten, ein echter Sammler; der ungestört Herumstöbernde hatte sich schon einen ganzen Schatz unter der Amie Bettstatt zusammengetragen. Als sie nun wacker geschmaust hatten, verschlossen sie sich in die Kammer des Mädchens.

Ob jemand den Bückler auf der Kirmes erkannt oder sonst wer ihn angezeigt hatte? Er lag im ersten Schlaf, da tutete es auf der Straße.

Der Nachtwächter blies aus Leibeskräften: „Heraus, heraus! Der Bückler ist da! Feurio! Mordio!" Der Maire lief in Unterbeinkleidern auf die Straße, die Männer sammelten sich. Man rannte verstört untereinander: der Bückler? wo, wo? In der Pfarre sollte er sein. Ein bewaffneter Haufe zog dorthin. Die Sturmglocke dröhnte.

Das Pfarrhaus war verrammelt wie eine Festung; die starke Haustür wurde zur Nachtzeit immer noch durch zwei eichene Balken gesichert. Schießscharten waren überall in den eisenbeschlagenen Läden. Man klingelte, man klopfte. Drinnen rührte sich nichts. Der Pfarrer und seine Schwester waren taub, aber das müßten sie doch hören: „Heraus, heraus!" Die

waren ermordet in ihrer Festung! Aber wo war die Magd? Auch tot?

Die Sturmglocke dröhnte und wimmerte, von angstvollen Händen am Seil geschwungen. Immer mehr Leute kamen vors Pfarrhaus gelaufen. Da öffnete sich endlich die Luke im Obergeschoß, vorsichtig hielt der Pfarrer Auslug. Er sah unten den Haufen, hörte das wilde: „Heraus, heraus!" So brüllten immer die Räuber, wenn sie arme Bewohner zur Nacht überfielen. Er war ein streitbarer Herr, er steckte seine Flinte durch die Schießscharte, er feuerte ab auf gut Glück. Unten hinkte einer von dannen.

Das war der Bückler, der Bückler! Seine ganze Bande steckte im Haus! Schuß auf Schuß. Der Pfarrer schoß auf die Räuber, die Räuber schossen auf ihren Pfarrer. Derweilen kroch der wirkliche Räuber an der Hinterseite des Hauses zu der Amie Kammerfenster heraus und versuchte sich wegzuschleichen. Er wurde gesehen. Und nun ging die Hatz los.

Sie hatten ihn mächtig gejagt. Aber kein Schuß hatte getroffen. Ein Glück, daß der Kondel so nah war, da hinein waren sie ihm nicht weiter gefolgt. Sie sollten nur kommen, dann würde er ihnen ein Feuergefecht liefern, daß sie dächten, die Franzosen gäben eine Schlacht!

Der Räuber prahlte. Maria sah ihn an dem Feuer sitzen, das mit dürrem Reisig angefacht war, und sie wunderte sich. Halb lag er an seiner Liebsten Schulter, stützte den einen Arm auf ihren Schoß — das war

die Julie Bläsius, die ging immer in Mannskleidern — aber mit dem freien Arm hielt er eine zweite umschlungen.

Und nun bemerkte Maria noch andere Gesichter, die sie kannte aus der Buzliese Haus: den Schwarzen Peter, den Iltis-Jakob, Schmuh-Balzer, Petronellen-Michel und Husaren-Philipp. Aber noch neue waren dabei, solche, die sie nicht kannte: alte Kerle, schon grau, und junge Milchgesichter, die waren die frechsten.

Als Maria den Auftrag des Vaters hersagte, stammelte sie. Es war nicht Furcht, die sie stottern machte, ein heftiger Widerwille schnürte ihr die Kehle zu, nur stockend entrangen sich ihr die Worte. Ihr ekelte vor der Bande, die sich hier siehlte; selbst der Wald hatte jetzt seinen Zauber nicht mehr, der Duft, der köstlich seinem Boden entströmte, war fort, die Luft mit dem starken Schweißdunst von halbnackten Leibern und beißendem Tabaksrauch durchsetzt. Geruch von Wildfleisch und Zwiebeln stieg aus dem Kessel, der über dem Feuer hing. Und mehr noch als alles, waren ihr die zwei Weiber zuwider; die Bläsius, die dem Bückler als Kissen diente, und die andere, die seine Hand liebkoste.

Der Hauptmann genierte sich nicht; ihm lieh Iltis-Jakob schon einmal seine Frau, nur bei anderen nahm er's genauer. Als der Schwarze Peter, wie der Bückler es eben getan, der schönen Anne auch einen Kuß auf die entblößte Brust drückte, funkelte es in seinen Iltisaugen. Verstohlen fingerte er nach seinem Messer.

„Mädchen," lachte der Bückler gut gelaunt, „wat stehste und kuckste? Ja, morgen sind wir am Reiler Hals, dat sag deinem Vatter. Komm, setz dich eweil noch e bißche zu mir!" Er richtete sich aus der Bläsius Armen auf und winkte Maria zu sich heran.

Aber sie streckte abwehrend beide Arme aus — er kannte sie wohl nicht mehr, sonst hätte er doch wissen müssen, daß sie sich nicht so behandeln ließ wie die zwei Weiber da! Sie reckte den Kopf auf und sagte ernsthaft: „Ich danken für die Ehr!"

Allgemeines wieherndes Gelächter. War das eine Spröde! Die Bläsius in den Jungenhosen warf sich hintenüber und strampelte vor Vergnügen mit den Beinen.

Die Röte der Scham stieg Maria heiß ins Gesicht, sie wandte sich ab, um rasch wegzugehen, da fühlte sie eine Hand wie eine Klammer um ihren Fuß.

Der Hunsrücker-Bertes, ein Bursche von noch nicht siebzehn, suchte das Mädchen so zu Fall zu bringen.

Maria stemmte sich und schrie zornig auf. Da schlug die Hand des Bückler dem Frechen hart ins Gesicht: „Lausbengel, laß dat Mädche in Ruh! Dat is kein Fressen für dich!"

X

In der Morgenfrühe ritten der Marquis und sein Diener ab. Das Pferd des Herrn lahmte nicht mehr, es war neu beschlagen. Trotzdem führte es der Schmied noch am Zügel.

Übernächtig und seltsam verstört sah das Gesicht des Marquis über der goldgestickten Uniform aus; er hatte schlecht geschlafen auf dem harten Lager, das ihm sein Wirt eingeräumt hatte. Lange bis nach Mitternacht hatten sie noch zusammen getrunken. Nun war's ihm heut, als habe er die Nacht, halbbenommen vom Branntwein, mehr gesagt, als er hätte sagen sollen. Und dann hatte er geträumt, es säße ihm eine schwarze Katze auf der Brust, und die kratzte mit ihren Krallen alles heraus, was er da vergraben hatte.

Müde hing er auf seinem Pferd. Verstohlen faßte seine Hand immer wieder nach den Pistolen im Leibgurt; die gaben ihm Sicherheit. Daß er dem Kerl hier nur so hatte trauen können! Heute, im hellen Morgenlicht, kam ihm das harte Gesicht mit dem tief auf die Brust hängenden schwarzen Bart gar nicht vertrauenswürdig vor. Der Mann hatte eine verschlagene Miene. Aber sie waren ja ihrer zwei gegen einen, wozu also die Unruh, die ihm das Herz wie mit Klammern umgriff?

Desto aufgeräumter war Jean-Claude; er hatte gut geschlafen bei seinen Tieren. Der Schmied hatte ihn tüchtig rütteln müssen, ehe er aufwachte. Nun pfiff er sich leise eins. Die Luft war frisch, jeder Grashalm

blinkte von Tau. Als die Sonne höher stieg, gab der Wald Schatten. Die Pferde traxelten; wenn's gar zu steil war, stiegen die Reiter ab. Der Bursche fühlte keine Ermattung, er war jung und gesund, und es ging ja zur Mutter. Bald, bald würde er sie wiedersehen! Er sah schon ihr frohes Erstaunen. Am liebsten hätte er laut gesungen, er fühlte sich heute so froh und frei, wie der Vogel auf grünem Zweig.

Endlich nahm sie der Kondelwald auf. Eine gebahnte Straße; sie ritten schneller. Merkwürdig, wie gut der Führer mitkam, er machte lange, weitausholende Schritte.

Die Sonne stieg höher, die Pferde schwitzten, der Wald, so hoch und schattig er auch war, gab nicht Kühle mehr. Immer wieder fuhr sich der Marquis mit seidenem Tuche über die Stirn: eine bedrückende Wärme. Und die Stille ringsum bedrückte ihn auch. Er wäre jetzt lieber durch Dörfer geritten. Ihn verlangte plötzlich nach anderen Menschen. Der Führer war schweigsam, die kurze Tonpfeife im Mundwinkel, stieß er nur ab und zu große Dampfwolken von sich. Ob sie denn nie den Paßweg erreichen würden, die Kapelle, von wo ein anderer Führer ihn weiter bringen sollte? Endlos war dieser Wald! Er flößte ihm Argwohn ein. Bäume, Bäume, nichts als Bäume. Ihre Stämme leuchteten zwar gleich Smaragd, von grünem Moos wie mit Samt bezogen, aber sie ließen keinen Durchblick zu auf bewohnte Gegenden. Und dies lastende Schweigen! Gott sei Dank, endlich eine Aussicht!

Wie ein Bildchen im Rahmen, fein getuscht und zart in den Farben, tauchte plötzlich das Kloster der Marienburg auf. Es lag hoch über Weinstöcken, helle Sonne beglänzte es freundlich. Aber der Führer wies weiter rechts ab, wo auf nacktem Felsgrat — links die Mosel, rechts tiefe Schlucht — die Reiler-Hals-Straße sich zieht.

Hier war es erst recht heiß. Die Luft stand still und rührte sich nicht, die Sonne gloste auf der Felsrippe. Die Pferde stolperten und gingen unsicher. Eidechsen huschten über den Weg, ein paar Nattern lagen geringelt und sonnten sich. In der Schlucht zur Rechten ein schwarzer Wald; im Rücken, fern auf einem Felskegel, Burg Arras. Hier konnte man rufen, sich heiser schreien, niemand war da, um es zu hören.

„Sind wir bald da?"

„Bald da," gab der Führer einsilbig Antwort.

Schmaler und schmaler wurde der Felsgrat — eine verfluchte Paßstraße! Da, scheinbar am Ende, zwei sich gegenüberstehende Felsen, und im kleinen Ausschnitt der Sperre ein winziges Kapellchen. Ungetüncht ragten seine rohen Steinmauern unter dem tiefgerutschten Schieferdach.

„Haaalt!" Über den einen Felsblock schob sich ein Gewehrlauf, und nun drohte auch einer von der anderen Seite.

„La bourse ou la vie!" Behende Gestalten sprangen eiligst hervor, sie fielen den Pferden in die Zügel. Der Marquis gab seinem Roß die Sporen, es stieg erschrocken und schlug mit den Vorderhufen in die leere Luft. Ein Überfall! Nun hatte der Reiter die

Wahl: entweder ein Sprung mit dem Pferd links hinab in die Mosel — kerzengerade ging es hinunter — oder sich verteidigen, so gut es ging. Die Gefahr gab d'Aubry alle Kaltblütigkeit wieder. Er riß seine Pistole heraus, der Hahn knackte — o weh, die war ja entladen! Schon umringten ihn mehrere. Er schrie nach dem Schmied — der war verschwunden.

d'Aubry fühlte sich vom Pferde gerissen. Er sah kaum mehr, er hörte kaum mehr, es ging alles so rasch. Er lag am Boden, um seine Hände, um seine Füße schlang sich ein Strick. Er wollte schreien, da stopften sie ihm den Mund zu. Ein Knebel — oh, er kannte das! So wird's gemacht, wenn man jemanden ausrauben will.

Mit Blitzesschnelle schoß in ein paar Minuten sein ganzes Leben an d'Aubry vorüber. Der Kapitän d'Aubry war nicht d'Aubry mehr, er war wieder der Galeerensträfling, der er einst gewesen, stinkende Luft im Bagno, der schwere, mit Eisen beschlagene Knotenstock des Argousin * zerfleischte ihm den Rücken! Verzweifelt stieß der Gefesselte mit den Füßen, er suchte den Strick zu sprengen, er wälzte sich nach dem Rande zu: lieber hinab, versaufen! Wie die Kerle hohnlachten! Er fühlte räuberische Hände, die ihn abtasteten. Sie fanden alles, sein Geld, seine Preziosen; die Ringe rissen sie ihm von den Fingern, als er die Finger krumm machte, brachen sie sie ihm auf. Er sah: der Hauptmann steckte sich gleich seinen schönsten Ring an, und seine kostbare Uhr in die Tasche.

---

* Aufseher.

In wütender Ohnmacht lag d'Aubry, sein Herz setzte aus in eisigem Schreck: sollte das die Vergeltung sein, Vergeltung für vieles?! Er stöhnte schwach.

Den Bückler reizte die Uniform. Die blinkerte so. Herunter mit ihr! Seine Julie kam hinter dem Felsblock vorgekrochen, ihre Augen musterten neugierig den gefesselten Mann: ein schöner Kerl war's. Aber ihr Hannes, der war doch noch schöner, den würde die goldgestickte Uniform erst recht prächtig kleiden. Geschickt halfen ihre Hände dem sich noch immer Bäumenden die Uniform abziehen; es war nicht so leicht, er wehrte sich noch trotz der Fesseln. Rock herunter, Hose herunter! Sie ließen ihm nichts als die Unterbeinkleider, das Hemd und die Papiere auf seiner Brust; die hatten für sie ja keinen Wert.

Auf den nackten Fels häuften sie die gemachte Beute, schütteten die Karlin, die Dukaten, die Louisdors aus; sie wollten gleich teilen. Die Uniform nahm sich Bückler noch als seinen Hauptmannsanteil.

„Zieh sie an, zieh sie an," drängte die Bläsius. Er zog sie über, seine Liebste half ihm schäkernd dabei. Nun war er ein feiner Franzos, ein General, es erkannte keiner in ihm den Strauchdieb. Wie einst auf der Hunsrücker Landstraße beim Kallenfelser Hof, so stolzierte er jetzt hier in der Moselsonne. War er nicht schön? Er blähte sich wie ein Pfau. Diese Verkleidung war lustig.

Jean-Claude, der auch am Boden lag — wie ein Klotz war er vor Schrecken vom Pferde gefallen — richtete sich jetzt zitternd ein wenig auf: „Mein Herr

ist der Marquis de la Ferrière und reist in besonderem Auftrag — aber er ist gar kein Herr Marquis — ich bin sein Bursche, ich kann nichts dafür! Pardon, pardon, ich will ja zu meiner Mutter!"

Sie lachten roh über des Burschen Angst, nur der Hauptmann hieß gutmütig den Wimmernden aufstehen. „Dir geschieht nix. Halts Maul. Fürerst bleibst du bei uns. Da, halt die Peerd!" Sie gaben ihm die Zügel in die Hand und er hielt die krampfhaft. Die Tiere, die ihn kannten, standen ganz still.

Wo war Hans Bast? „He, nimm auch dein Teil!" Der Bückler winkte mit einem Beutel.

Der große Mann hatte sich abseits gehalten, hinter einen Busch war er flugs getreten; dort stand er und schaute starr in die Waldschlucht zur Rechten hinunter, als ginge ihn dies alles gar nichts mehr an. Seine Stirn war zusammengezogen, unter den starken Brauen brannten die Augen.

„Ich will kein Geld."

Hoho, Hans Bast war doch sonst nicht so?! Das nahm alle wunder. Der bestand doch, wenn er etwas ausbaldowert und eingefädelt hatte, stets auf seinem Anteil.

„Ich will heut nix. Könnt meinen Part auch noch verteilen. Was macht ihr jetzt mit dem Kerl da?" Er nickte nach dem Gefesselten hin.

„Den lasse mir laufen," meinte nachlässig der Bückler.

Dagegen waren aber Iltis-Jakob und die anderen auch. „Wir sperren ihn da in't Kapellche ein," schlug der Jakob vor. „Ob er dann drin verhungern tut,

oder ob einer vorbeikommt und ihn erausläßt, dat is sein Pech oder nit sein Pech."

„Meinswegen!" Der Hauptmann lachte.

„Nein," sagte Hans Bast nachdrücklich. „So nit. Den Mann, den forder ich als meinen Anteil." Er stieß den Hilflosen mit dem Fuß an: „Steh auf!"

d'Aubry konnte nicht aufstehen. Da schnitten sie die Fesseln an seinen Füßen durch und halfen ihm auf. Das feste Binden hatte ihm alles Blut in den Beinen abgeschnürt, er war kaum fähig, sich zu bewegen; und wie betäubt stand er.

„Komm," sagte Hans Bast, legte ihm beide Hände hinter die Schultern und schob ihn so vor sich her. „Mit dir han ich noch ebbes in't Reine zu bringen."

Sie ließen den Krinkhofer achtlos gehen. Mochte der mit dem Franzosen anfangen, was ihm beliebte, er hatte oft seltsame Launen. Sie waren ganz hingenommen von ihrer Beute, die war reicher, als sie gewöhnlich eine bei Reisenden machten. —

Hans Bast schob seinen Gefangenen vor sich her; zur Rechten, immer tiefer hinab in die Waldschlucht. An einem Bächlein machte er zuletzt Halt. Der Grund war hier hoch mit Farnen bewachsen, und es war da viel üppiges Buschwerk.

„Knie nieder," sagte Hans Bast. Er nahm dem Franzosen den Knebel aus dem Mund. Gierig sog d'Aubry die Luft ein, er war dem Ersticken nahe gewesen. Ein Schimmer von Hoffnung schoß ihm durch den Kopf: wollte der ihn entwischen lassen, nachdem er nun ausgeplündert war? Nur an seinen Händen war er noch gefesselt. Aber das

„Knie nieder!" klang so furchtbar. Er fiel auf die Knie.

„Sag' mir," fuhr der Richter fort und bohrte seine Blicke tief in die des zu Richtenden, „sag': hast du in diesem Frühjahr ein Mädchen überfallen auf der Landstraß, nit weit von Trier?"

Wo hinaus sollte das? Der Geängstigte überlegte rasch: er erinnerte sich plötzlich ganz deutlich — ja, ja. Aber war es nicht besser, zu sagen: nein —?! Er wich aus: „Ich weiß nicht."

„Halunk du, sprich die Wahrheit! Im Frühjahr is et gewesen — eine einsam Wandernde war't! Dein Diener ist mit dir geritten — du, du machst mir nix vor!"

O weh, der Bursche, der hatte es verraten! Eine Welle von Angst überströmte d'Aubry und dann von Wut — wenn er noch einmal freikommen sollte, der Jean-Claude sollte es büßen, den schlug er tot! Er knirschte mit den Zähnen. Aber dann raffte er all den Hochmut zusammen, dessen er in seiner kläglichen Lage fähig war: „Der Bursche lügt! Parole d'honneur, ich gebe mein adliges Wort zum Pfande, mir ist nie ein Mädchen auf der Landstraße begegnet — habe nie eins gesehen, nie eins angesprochen, nie eins mit einem Finger berührt! Bin ein Edelmann, der armselige Schlucker erzählt nur Lügen. Verleumdung! Er will sich rächen. Ja rächen," fuhr er hastig fort, als fiele ihm jetzt etwas ein, „ich habe ihn mit dem Stiefelabsatz getreten, er war dumm und faul, es tut mir leid, ich will es nicht wieder tun." Er sprach von Angst geschüttelt, seine

Worte überstürzten sich. Wenn es ihm nur gelang, den da zu überreden!

Aber der finstere Mann schüttelte langsam den Kopf: „Spar deine Red'. Fahr nit mit Lügen vor unseren ewigen Richter. Du hast dem Mädchen Gewalt angetan, dafür tu ich dir wieder Gewalt an. Schweig!" brüllte er, als der andere noch etwas entgegnen wollte. „Mach' Buß und Reu, du mußt jetzt sterben."

Sterben — sterben?! Ein irrer Schrei stieg von den Lippen des Gefolterten. Er faßte den Sinn noch nicht recht: sterben, sterben? Das konnte ja gar nicht sein. Nein, sterben konnte er, wollte er nicht! Er versuchte seine gefesselten Hände auseinanderzureißen, sie bittend zu heben. Seine Augen, die stier aus den Höhlen drangen, krallten sich förmlich fest an dem unerbittlichen Gesicht, das über ihm war. Ein Gesicht ohne Gnade. Er wimmerte um sein Leben.

„Feiger Hund!" Hans Bast zog seine Pistole unterm Wams vor, lud, zielte und ließ den Arm dann wieder sinken. „Nein, bist viel zu schlecht für Pulver und Blei, beug deinen Nacken und bete! Bete!" schrie er erbost und stampfte mit beiden Füßen.

Der Gemarterte stammelte sinnloses Zeug. Er hatte in seinem Leben nicht gebetet, nun fand er im Tode auch kein Gebet. Er konnte nur Irres wimmern.

„Nit emal beten kannste!" Der Mörder sprach es verächtlich. Und dann zog er sein Messer, einen

Nickfänger, den er im Hosensack trug. Er hob das Messer hoch mit kraftvollem Arm und stieß dann nieder mit Wucht in den zu Boden gebeugten Nacken.

Ohne Laut stürzte der Gerichtete vornüber und vergrub das Gesicht ins Farnkraut.

Hans Bast stand stumm. Da lag sein Opfer. Er betrachtete es. Dann zog er das blutige Messer heraus, hielt's in der Hand und sah, wie die roten Perlen abtropften, langsam, langsam.

XI

Unten zu Kochem war große Aufregung. Der Marquis de la Ferrière war ins Städtchen geritten. Solch einen feinen Herrn hatten die alten Stadtmauern lange nicht gesehen, die jungen Mädchen noch viel weniger. Die rissen die Augen auf, kicherten und stießen sich mit den Ellbogen. Die Mütter riefen vergebens und schalten und winkten aus den Haustüren, ein ganzer Schwarm junger Dinger rannte dem Reiter nach.

Wenn der sich auf dem tänzelnden Pferde umdrehte und lachend winkte, stand den Mädchen das Herz still vor holdem Schreck. Ja, so wie die Franzosen konnte es doch keiner, so galant konnte nie und nimmer ein Deutscher sein! Der Reiter ritt stracks vors Rathaus; neben dem war gleich die Schenke, das Gasthaus „Zum goldenen Esel".

Rot vor Überraschung kam der Maire herbei, den der fremde Herr rufen ließ aus dem Rathaus. Sie waren bei einer Sitzung gewesen, die wurde nun schleunigst abgebrochen, als der Marquis von Ferrière sich melden ließ.

Er reiste in besonderem Auftrag; in einer höchst wichtigen und geheimen Mission. Aber Kochem war ein so bildsauberes Städtchen und lag so wunderschön am gleitenden Strom, und an dem Berg, darauf die Burg liegt, wuchs ein so köstlicher Wein, daß es ihn, den Marquis, doch gelüstet hatte, ein Stündchen hier zu verweilen. Hunger hatte er ohnedies, er würde jetzt gern etwas speisen. Der vor-

nehme Herr brachte das alles recht drollig vor; er sprach so gut deutsch wie ein Landeskind. Das kam, er war in Deutschland geboren, und auch jetzt war er nicht als Feind hier, o gewiß nicht, er liebte die Mosel über alles! Der Marquis legte dabei die Hand aufs Herz. Und dann parlierte er auch auf französisch; aber sein Französisch verstanden sie nicht so gut.

Der Maire sah den ersten Beisitzer an und der den zweiten: ob man ihn aufforderte in den „Goldenen Esel"? Man müßte ihn doch wohl einladen, es wäre vielleicht ganz klug. Wer weiß, was der Stadt für Vorteile daraus erwuchsen. Man war arg geschröpft worden durch Kontributionen; und nun waren noch Grundsteuer, Personal- und Möbelsteuer, Tür- und Fenstersteuer, Aufwandsteuer, Patent- und Erbschaftssteuer, Stempelgebühren, Einregistrierungs- und vereinigte Gebühren, von denen man sonst nie etwas gewußt, aufgekommen unter der französischen Herrschaft. Ein Wort von solch einem Herrn beim Departementschef konnte vielleicht manche Erleichterung erwirken.

Mit echt französischer Grazie benahm sich der Herr Marquis. Er hatte etwas ungemein Gewinnendes in seinem Wesen und eine solche Leichtigkeit in den Formen bei aller großen Sicherheit des vornehmen Mannes.

Unter den Fenstern des Gasthofs zog sich ein steinerner Altan entlang, die Balustrade war dicht umrankt von Weinlaub und Rosen; hier hatte man den schönsten Blick auf die Mosel, hier ließ der Maire

decken. Golden glänzte der Strom im Sonnenglanz, die Wellen flossen schwer und träge, als wären sie öliger Wein. Man ist bald berauscht in solcher Stunde.

Es wunderte den Marquis sehr, daß es noch solch guten Wein im Lande gab trotz der Notzeiten. Er trank, hintübergelehnt, mit verzückten Blicken, spitzte, weinkennerisch prüfend, die Lippen und ließ Glas auf Glas durch die Kehle rinnen. Sie tranken alle tüchtig, man ergriff gern die Gelegenheit.

Der Wirt trug auf, was seine Küche vermochte: Barben, die Moselfische, die ganz köstlich schmecken, wenn sie so frisch sind und reichlich mit Butter begossen. Zarten Rehrücken und Wildschweinskopf in pikanter Soße. Weiß der Himmel, wo der Wirt das alles so schnell herbeischaffte! In der Küche rannte er schwitzend, und es rannten die Wirtin und ein paar Mägde. Die Tochter vom Haus schnitt die schönsten Blumen in ihrem Garten und Blüten vom Granatenbaum vor der Tür. Sie gab dem Wildschweinskopf ein Lorbeerzweiglein in seinen Rüssel und kränzte ihn rundherum mit roten Rosen. In siedendes Schmalz tropfte die Wirtin rasch Muzenteig ein und aufgeblasene Ballen, Windbeutel genannt; emsig schlug die Magd süßen Rahm, um die Windbeutel damit zu füllen. Der Wirt kletterte selber auf seinen Pfirsichbaum, die schönsten Pfirsiche waren gerade recht, und auch Mirabellen, die nirgends so süß sind wie im Moselland, und safttropfende Reineclauden. Schade, die Trauben waren noch nicht ganz reif und auch nicht die Walnüsse.

Sie tafelten lange. Der Marquis befühlte seinen Bauch; der wollte schier platzen. Er lachte lustig: so gut hatte er lange nicht gespeist, wenn er auch immer feines Essen gewohnt war.

Die Gastgeber wunderten sich: konnte der fressen! Aber sie freuten sich und boten immer noch an; je mehr der Marquis de la Ferrière bei ihnen aß und trank, desto besser kamen sie weg bei den Steuern.

Er versprach ihnen huldvoll, sein Möglichstes zu tun, diese Gastfreundschaft würde er ihnen niemals vergessen. Sein Gesicht glühte rot vom Essen und vom Wein und von der Fröhlichkeit dieser Stunde. Er hob sein Glas und leerte es auf das Wohl der Stadt, an seiner Hand blitzte funkelnd dabei ein Ring mit Brillanten.

Auf dem freien Platz vor dem Gasthaus drängten sich die Kochemer, alte und junge, und die Schlepper und Schlepperinnen von den Moselkähnen, die Kärrner von der Ausspannung, Schulkinder und vor allem Müßiggänger und Bettelvolk. Neugierig gafften sie alle, wie die auf dem Altan schmausten. War der französ'sche Marquis mal ein schöner Herr! Seht nur, seht, die Masse Haar, braun wie Kastanien, mit goldigem Schimmer drauf! Und die zwei Reihen der blendenden Zähne, die er beim Lachen zeigt, vom vordersten Zahn bis zum letzten. Und wie leutselig er war! Jetzt trat er vorn an die Brüstung, lachte und nickte den Gaffenden zu. Blau wie der Himmel blitzten die Augen im kecken Gesicht.

Ein altes Weiblein im Rock der Bäuerin, in der weiten Jacke und der hohen Haube, stieß auf einmal

einen zittrigen Schrei aus. Es drängte in die vorderste Reihe, stand jetzt dicht vor dem Altan und stierte dem Herrn wie verrückt ins Gesicht: „Hannes, mein Hannes!“ Das erregte Aufsehen.

Was wollte das Weib, was schrie es denn so? Es stand mit vorgestreckten Händen, Zweifel, Angst und Verlangen im welken Gesicht.

Jesus Maria, sie erkannte ihn trotz der Verkleidung — es fiel alles ab — die Mutter ließ sich nicht täuschen: das war ihr Sohn, der Sohn, den sie geboren und den sie jetzt suchte von Ort zu Ort, dem sie nachwanderte vom Hunsrück hinunter zur Mosel, um deswillen sie sich als Bettlerin durchschlug, dessen Spur sie folgte wie der Hund dem Herrn. Sie schrie überlaut immer nur: „Hannes!“

Es war recht peinlich. Dem Marquis war die Szene auch nicht angenehm, er wandte sich ab.

Der Maire winkte: „Führt doch die Frau weg!“ Was sollte hier der Spektakel? ‚Hannes, mein Hannes!‘ — dieses Geschrei, was sollte das heißen? Woher kam die Frau? Wer war sie?

Eine Kinderstimme ließ sich plötzlich vernehmen: „Dat is dem Bückler sein Mutter!“ Und andere erklärten: „Die fragt überall nach ihrem Sohn, dem Hannes. Sie denkt: da den schönen Herr, den is et!“

Die Alte hob den Finger, sie wies auf den Mann in der glitzernden Uniform; schon wollte sie wieder laut rufen, da hielt ihr der Büttel den Mund zu.

Der Maire winkte Eile; nun wurde sie in Gewahrsam gebracht. Was sollte der hohe Herr von einer Stadtverwaltung denken, die irre Weiber frei

herumlaufen ließ! Der Maire wandte sich mit einer Verbeugung gegen den Gast: „Eine Geistesverwirrte. Entschuldigen der Herr Marquis die unliebsame Störung. Rechnen der Herr Marquis uns den Vorfall nicht an!"

Der Marquis hatte sich auf seinen Stuhl fallen lassen und beschattete das Gesicht mit der Hand, er schien sehr ergriffen.

Welch mitleidiges Herz! Der Maire wurde weich. „Die Leute sagen, es sei die Mutter des Bückler — Exzellenz sind vielleicht unterrichtet: Bückler, Johannes Bückler, der berüchtigte Räuberhauptmann, der auch unsere Gegend unsicher macht!"

Des Marquis Faust fiel schwer auf den Tisch: „Halunke!"

„Sie mag den Verstand verloren haben vor Schmerz über ihren ungeratenen Sohn und — was, was meinen der Herr Marquis? Sagten der Herr Marquis etwas?" Er beugte sich näher zu dem Marquis.

Der murmelte etwas ganz leise, und eine tiefe Blässe überzog dabei sein Gesicht: „Arme Mutter!"

Ach ja, eine arme Frau! Dieser Galgenstrick hatte schon viel Unglück gebracht. Nicht nur über seine Mutter; übers ganze Land. Aber man würde ihn ja nun endlich einfangen. Und dann würde man ihn hängen oder um einen Kopf kürzer machen.

„Das gebe Gott," sagte der Marquis mit tiefem Atemholen. Nun schien es ihm wieder wohler zu sein. Er lächelte. Aber nur sein Mund lächelte. Er trat abermals an die Brüstung; mit einem seltsamen Blick sich vorbeugend, sah er dem Knäuel von

Menschen nach, der hinter dem Büttel, der die Frau fortführte, drängte.

Minuten stand er so, er pfiff durch die Zähne. Dann griff er in die Tasche; seine gefüllte Börse — durch ihr Netzwerk schimmerten Goldstücke — übergab er dem Maire: „Für das arme Weib. Ich bitte, für sie zu sorgen. Wenn sie fragt, von wem das Geld ist," — er hob abwehrend die Hand — „ich will nicht genannt sein. Sorge Er gut!" Er drückte dem Maire die Hand. „Jetzt muß ich mich aber empfehlen. Höchste Zeit für mich." Er sah auf seine kostbare Uhr. „Habt Dank für die Gastfreundschaft — werd mich revanchieren!" Lachte und ließ sich sein Pferd vorführen.

Es ging alles sehr rasch, die Herren kamen gar nicht mehr recht zur Besinnung; überdies spukte der Wein ihnen weidlich im Kopf. Sie sahen nicht klar mehr.

In einer Wolke von Staub flog der Marquis de la Ferrière von dannen.

XII

Maria Nikolai wartete auf ihren Vater. Eine seltsame Unruhe war in ihr. In ihren Morgentraum hinein hatte sie Pferdegetrappel gehört, sie war aufgesprungen und hatte hinabgelugt: da ritten die zwei, und der Vater führte das Pferd des Vorderen am Zügel. Heller Frühschein fiel auf des Herrn Gesicht, sie sah es ganz deutlich. Da fuhr sie zurück in jähem Schrecken: nein, sie hatte sich doch nicht geirrt! Er war es!

Seither verließ die Unruhe sie nicht. Warum war der Vater noch nicht zu Haus? Nach dem Reiler Hals war es so weit doch nicht, daß er, der alle Abkürzungswege kannte, nicht jetzt hätte daheim sein können. Es ging schon gegen den Abend.

Ob sie die Tauben fliegen ließ, daß sie dem Martin kündeten: ich bin allein —?! So gern hätte sie seine Hand gehalten, in sein Gesicht gesehen, das so gut lächelte. Gern das mit ihm besprochen, was jetzt alle sprachen: ob die Herbstsonne so viel Dauer verhieß, daß man noch einmal heuen konnte, und ob die Kartoffeln sich lohnen würden in diesem Jahr? Es hätte ihr wohlgetan, ruhig-freundlich mit ihm zu bereden, was das Leben des Landmanns bewegt. Ach, wie glücklich die, die von nichts wußten als von ihrem Acker, ihrer Wiese, ihrem Vieh und dem Mühlbach, der rauschend das Wasser über die Räder treibt! Sie sehnte sich nach dem Martin den ganzen einsamen Tag. Und doch hatte sie die Tauben nicht fliegen lassen aus ihrem Gitterkästchen am Herd

damit sie schwebten über der großen Tanne, in Kreisen ihre Flügel erprobten und dann davonsegelten, klein und kleiner wurden, sonnbeglänzte weiße Punkte im Äther, die über dem Wald dahinschwanden, hinabstrebten auf das Dach ihrer Heimat.

Ihre Hand hatte sich schon ausgestreckt, das Türchen des weidengeflochtenen Käfigs aufzutun, aber sie hatte sie wieder zurückgezogen. Ach, sie hatte den Mut nicht, ihn heute zu sehen, er würde sie fragen: „Was ist dir?" Und was sollte sie ihm antworten? Konnte sie ihm etwas sagen von der Unruh, die ihr das Blut zu Kopf steigen ließ und ihr's dann wieder zurückjagte, daß sie kalt wurde? Durfte sie ihm etwas verraten von dem Argwohn, der sie peinigte? „Du hast geträumt," hatte der Vater gesprochen. Nein, nicht geträumt und nicht sich geirrt: er war's doch! Und wenn der Vater nun mit ihm zog auf einsamen Wegen? Ob der Vater es wirklich glaubte, daß sie den Fremden irrig für den angesehen hatte, der sie — o Jesus Maria, hätte sie doch an sich gehalten, geschwiegen und verschwiegen!

. Nein, es war besser, sie sah den Martin heut nicht. Besser vielleicht, sie sah ihn gar nicht mehr, sie taugten doch nicht zueinander! Tränen traten ihr in die verfinsterten Augen, in traurigen Gedanken verloren stand sie auf der Schwelle.

Der Abend dunkelte stark. Sie erschrak, ein Schritt kam ihr näher. „Wer ist da?" rief sie beklommen.

Hans Basts tiefe Stimme fragte: „Seit wann fürcht'st du dich dann?"

Sie lief ihm entgegen. Wie ein Kind faßte sie des Vaters Hand. Ja, sie hatte sich gefürchtet. Vor was eigentlich, wußte sie nicht. Doch daß sie sich gefürchtet hatte, das fühlte sie an der Freude, endlich nicht mehr allein zu sein. Aber ihres Vaters Hand war kalt.

„Ich bin müd," sagte der Schmied, „bring die Supp'!" Er aß nur ein paar Löffel. Den Ellbogen aufgestützt und die Stirn in der Hand saß er finster vor der Schüssel.

Maria konnte seine Augen nicht sehen. Was erblickten die? Sacht trat sie zu ihm und legte ihre weiche Wange auf sein buschiges Haar.

Da fuhr er auf: „Wat willste?"

„Nix," stotterte sie, erschrocken über den Klang seiner Stimme. Und sie erschrak noch mehr über den Blick seiner Augen; der bohrte sie durch und durch. Sie wagte nicht, sich zu rühren.

„Wat stehste, wat kuckste? Brauchst keine Angst zu haben, dir tu ich nix."

Aber wem denn, wem denn? Dir tu ich nichts — aber anderen? Hatte er anderen etwas getan? Jenem, dessen Pferd er am Zügel gepackt hielt mit seiner eisernen Faust? Sie zitterte. „Was hast du getan?" stieß sie plötzlich heraus; sie konnte die Frage nicht länger zurückhalten.

Er lachte kurz auf, und dann sah er sie wild an in einem plötzlich lodernden Zorn, der sein Gesicht zu einem ganz anderen machte. Dies war der Schmied von Krinkhof nicht mehr. „Plärr nit!" schrie er sie an. Und dann mit geballten Fäusten: „En End hab ich gemacht mit dem Kerl, so wie der 't verdient

hat. Lauf nach dem Reiler Hals und dann die Schlucht rechts abwärts, beim Bach liegt er. Unter den Farnkräutern und dem Reisig. Blut, Blut!" Er spreizte die Finger der ausgestreckten Hände. „Dieses klebt mir nit an, et is nit zu Unrecht vergossen. Mädchen" — er packte die Tochter bei beiden Schultern und rüttelte sie — „freu dich, et is ihm vergolten!"

„Vater, Vater," wimmerte sie. Sie war in die Knie gesunken. Ihr angstentstelltes Gesicht drückte sie in seinen Kittel. Sie hätte sich von ihm losreißen mögen, ihn niemals mehr sehen, den anspeien, der ihr Vater war — der war ja ein Mörder — und sie vermochte es doch nicht. Etwas zwang sie zu ihm. Sie konnte nur tiefgebeugt weinen.

Er ließ sie seufzen und schluchzen. Hochaufgerichtet stand er über ihr, die Augen lagen ihm tief in den Höhlen, blicklos. Er brütete in sich hinein. Sein Mund war grausam. Endlich sah er auf die Tochter nieder, und es zog ein Schimmer von Mitleid über sein hartes Gesicht. Er legte die Hand auf ihr Haar; sie fühlte die schwer.

„Sollst mir Dank sagen," murmelte er, „hab et für dich getan."

„Für mich," murmelte sie nach, scheu und entsetzt.

„Und et reut mich nit. Das kann ich vertreten." Er verschränkte die Arme.

Das Entsetzen würgte sie schier: was konnte sie tun, um die Tat zu sühnen? „Ich will hingehen und ihn begraben," wimmerte sie, „dat die Füchs ihn nit fressen. Gib mir Geld" — sie hielt beide

Hände hin —, „ich will Messen lesen lassen für seine Seel!"

„Bist wie deine Mutter," sagte er. „Die hat sich auch an so wat gehalten. Laß Messen lesen — meinswegen, ich hab nix dergegen."

Es wollte sie bedünken, seine Stimme wäre weicher als sonst. Aber sie hörte nicht alles, was noch in der Stimme war. In ihren Ohren war ein ständiges Sausen, und durch dies Sausen, weit, weit, hörte sie einen Todesschrei. Sie sah auch nicht klar, ihre Augen waren von Tränen umflort.

Er zog sie auf, drückte sie nieder auf die Bank und setzte sich neben sie. Lange sprach er auf sie ein.

Worüber er nie sprach, davon sprach Hans Bast heute. Sie hörte zu wie in tiefer Betäubung. Er sprach von seiner Jugend. Eines Grobschmieds Sohn im Moseldörfchen. Ein Haufen Kinder, Bettelbrut, die vor Hunger dem Bauer Kartoffeln aus dem Acker stiehlt und Pferderüben.

Wo seine Geschwister hingekommen, wußte er nicht. Weggeschwemmt waren sie vom Strom unruhiger Zeiten. Des Nachbars Tochter, Lieschen, später Buzliese genannt, war seine erste Liebste. Weiter sagte er nichts von ihr — was ging dieser Lebenslauf seine Tochter an? Noch jung ging er auf die Wanderschaft. Aber es war leidig, als Handwerksbursche zu rennen, sich von Meistern traktieren zu lassen mit dünnen Wassersuppen und dicken Prügeln. Er wurde groß und stark, wenn er wo einzog, gefiel er den Weibern. Und den Werbern auch, die überall schnüffelten. Er ließ sich anwerben. Halb aus Ver-

druß am Handwerk war es geschehen, halb aus Eitelkeit und auch im Rausch. Sie hatten den schönen großen Kerl betrunken gemacht. In Kur-Trier zog vor dreißig Jahren Clemens Wenzeslaus ein, wenig später und seine Garde daselbst hatte den größten Flügelmann der ganzen kurtrierschen Lande. Wenn der zur Parade aufzog auf dem freien Platz vor dem Palast, dann standen alle Mädchen an den Schranken herum, und selbst die Weiber aus Stein überm Portal des Schlosses schienen dann wie aus Fleisch und Blut.

„Es war mir zu Kopf gestiegen," sagte der Alternde, jetzt noch in der Erinnerung geschmeichelt, und strich sich den wallenden Bart. „Ich war stolz wie kein anderer stolz war. Ich hab' geglaubt, die ganze Welt kuckt nach mir. Und sie kuckte auch. Der Hauptmann war ältlich, er hatte eine junge Frau, und die kuckte auch nach mir. Ein Kerl wie ich, und ein Müßiggänger, ein Paradesoldat — wat glaubste wohl, ich hab' mich nit lang besonnen. Aber als der Alte einmal dazukam, da hat sie mich elend verleugnet. Die verfluchte Kanaille!" Hans Bast sprang auf von der Bank. Als sei es erst gestern geschehen, so frisch war es ihm noch in der Erinnerung. „Der Hauptmann hat mir Unrecht getan, er hat ihr, nur ihr geglaubt — er tat wenigstens so. Überfallen, so sagte sie, hätt' ich sie. Mir half keine Widerred', ich war ja nur ein Gemeiner. Zusammen hätt' man uns stäupen sollen, uns alle zwei, wenn es gegangen wär' nach Recht und Gerechtigkeit. Sie aber saß am Fenster des Pallas, fein angetan, und sah zu, wie ich Spießruten lief. Und sie rissen mir die Montur vom Leib — mir! Der

Hauptmann ließ mich peitschen. Mich! Mich!" Hans Bast stieß sich die Faust gegen die Brust. „Ins Kaschott wurd ich geworfen, in ein finsteres Loch, da saß ich sechs Wochen bei Wasser und verschimmeltem Brot. Daß mich die Läus' nit gefressen haben und die elende Langweil, daran war nur mein Haß schuld. Haß — Haß, den hab' ich seitdem." Er zischte zwischen den Zähnen: „Ich hass'!"

Die Tochter sagte nichts. Es war etwas in ihr, das verstand ihn, und anderes, das sie zurückstieß von ihm. Brauchte er darum gestohlenes Gut zu verschärfen, der Genosse von Dieben und Straßenräubern zu sein? Sie hielt sich die Hände vors Gesicht.

Als erriete er ihre Gedanken, so sagte er: „Ein Schritt vom Weg, man find't nie mehr zurück." Dann aber klang's böse: „Ich pfeif auf das, was sie Recht nennen — Recht und Gesetz. All das haben sich die zurechtgemacht, die zu brechen und zu beißen haben und die vornehm sind, die nit ins Elend gehen mußten wie wir, ich und das Mädchen, das mit mir ging. Mit Fingern haben sie auf mich gezeigt, hinter mir hergepfiffen. Ich hör' es noch!" Er schwieg.

Atemlos saß Maria, sie wagte es nicht, den Vater anzurühren oder etwas zu ihm zu sagen.

„Sitz hier oben," sprach er ganz in sich hinein, wie zu sich selber, „laß den Wind um dich sausen, werd' klatschnaß von Regen und Schnee, duck unter in en Loch wie der Maulwurf, krieg die Wut auf Gott und die Menschen, und dann sag ‚nein', wenn einer kommt und will Gestohlenes verbergen oder will

sich selber verbergen. Ha," — er flammte auf in Triumph — „bei mir is noch keiner aufgespürt worden. Niemand, und nix!" Er lachte mißtönend: „Und wenn sie kämen: en Ehrenmann bin ich, der Schmied von Krinkhof!" Unwillkürlich war Marias Blick zum Schrank hingeglitten. Der Vater fing den Blick auf, und sein Lachen wurde noch wilder. Mit ein paar Schritten war er bei der Tür, die vom steinernen Flur ins Freie führte und schrie in die Nacht hinaus, daß das Echo am Wald aufwachte und nachhallte: „Hier bin ich, Hans Bast Nikolai von Krinkhof!" Er lachte in höhnischem Trotz.

Der Höhenwind der Nacht riß ihm das Lachen von den Lippen — rauhe, unerklärliche Laute, die einsam Wandernde schrecken konnten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einen Spaten hatte sich Maria Nikolai mitgenommen, nun wanderte sie durch den Rondel. Sie lief. Es war hohe Zeit, gestern und vorgestern hatte sie sich nicht auf den Weg machen können, weil sie wie gelähmt war an Händen und Füßen. Ob die Tiere des Waldes sich auch noch nicht vergriffen hatten am Leichnam? Ob der auch, ohne Erde auf seinem Haupt, sich nicht verwandelt hatte in den schwarzen Raben, der auf dem Dach ihrer Hütte saß und ohne Unterlaß krächzte? Es schauderte sie. Sie trug den Spaten wie ein Gewehr über der Schulter, ihre Hand hielt den hölzernen Stiel fest umklammert, das war ihr eine Beruhigung. Sie wollte graben, graben — ihr Schweiß rann — graben, graben —

laß rinnen Schweiß und Tränen — sie würde den Toten betten, so tief, daß kein Tier ihn ausscharren konnte. Farnkraut und Blumen auf ihn herabstreuen und alle Gebete, die sie kannte, Gebete für die Ruh' der sündigen Seele.

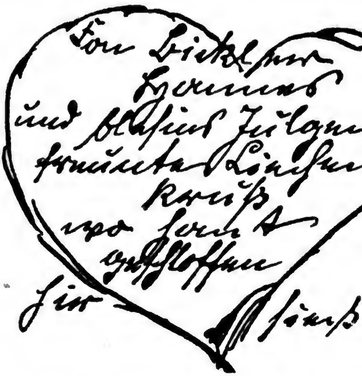
Der Vater hatte ihr genau beschreiben müssen, wo sie den Toten fand. Hans Bast hatte nichts dawider, daß die Tochter ging; er schärfte ihr nur ein, sich nicht sehen zu lassen.

Sorgfältig sah sie sich um, spähte behutsam nach rechts und nach links. Im tiefen Wald war ihr niemand begegnet, nur ein Reh hatte sie angeäugt und war neben ihr hergezogen im Dickicht. Aber jetzt auf dem Reiler Hals ging sie blank in der Sonne. Sie drückte sich auf dem Felspfad immer dicht an die Wand, entlang der säumenden Büsche. Ihr Herz klopfte, aber nicht aus Furcht vor dem, dem sie entgegenging, es klopfte ängstlich vor dem Menschen, der ihr begegnen könnte und sie anhalten: „Mädchen, wohin?"

Weit hinter ihr lag die Marienburg. Gott sei Dank, von der Mauer des Weinbergs konnte sie niemand mehr erblicken! Und unten von Reil? Sie sah den Rauch kerzengerade aus den kleinen Schornsteinen steigen — unten kochten sie Mittag, jetzt kamen keine herauf. Nur in der Dämmerung vielleicht kecke Liebespaare, die sich nicht scheuten, die Reiler-Hals-Kapelle aufzusuchen, weil hier nicht Störung zu befürchten war.

Ruhig lag das winzige Gotteshäuschen, ganz freundlich im Sonnenschein. Es hatte nichts Grausiges in

seinem Schweigen für das Mädchen. Maria trat ein. Hinterm Altar, lose zusammengetragen eine Streu; an die getünchte Wand waren mit Rötel steile Buchstaben geschmiert wie von Kinderhand. Ein großes Herz war darum gezeichnet.



Sie achtete der Frechheit nicht. Die Seele ganz erfüllt von dem, was sie sich vorgesetzt hatte als Sühne, kniete sie auf dem kleinen Betbänkchen nieder. Sie faltete die Hände um ihren Spatenstiel. Sie fing an zu beten, aber sie kam nicht recht vorwärts mit ihrem Gebet; nur ihre Lippen bewegten sich, ihre Gedanken waren anders beschäftigt. Wenn nun jemand den Leichnam schon gefunden hätte?! Der Platz am Bach war sehr heimlich, aber Kinder von Reil und Höllental, die auf Brombeeren ausgingen, kamen auch dahin. Heilige Mutter Gottes,

nur das nicht! Sie könnte ihn ja dann nicht mehr begraben. Gnade, Erbarmen, Vergebung! Sie hob flehend ihre Hände mit dem Spaten empor — ach, schwerer wie den, fühlte sie die Last einer großen Sünde auf ihrer Seele. Und ihr war plötzlich, als sei der Tote nicht tot, sondern sei aufgestanden von seinem Platz am Bach und ginge nun umher, um sie zu schrecken zeitlebens. Und ausschreien würde er's, daß es Hans Bast von Krinkhof war, der ihn umgebracht. Sie würden den Vater ergreifen. Wo war der zweite der Reiter geblieben, der Diener, der bei seinem Herrn war? Hatte der Vater den auch totgeschlagen? Ein jäher Schreck überfiel sie plötzlich, sie sprang vom Bänkchen auf — nein, sie konnte nicht beten!

Kein Vogelrufen, kein Käfersummen, kein Grillenzirpen. Vorwärts, hinunter in die Schlucht, zum Bach, ins Gestrüpp! Hinein zwischen die blutbefleckten Farnen — halt! Sie hörte plötzlich Stimmen. Rief der Tote schon, schrie er vernehmlich: „Hier bin ich?!" — Wirr sah sie umher.

Sie lauschte für einen Augenblick, hielt an im Abwärtsklettern: horch, französische Worte! Sie verstand die Bedeutung nicht, aber daß es französisch war, das erkannte sie. Sie blieb stehen, den Kopf vorgestreckt, die Augen weit aufgerissen; an einer Brombeerranke hielt sie sich, die Dornen drangen ihr tief in die Finger, sie merkte den Schmerz nicht. Sie beugte sich über: nun sah sie.

Französische Uniformen, Soldaten und Polizei. Sie kam schon zu spät. Mit Mühe unterdrückte sie

einen Schrei. Blindlings raste sie davon quer durchs Gestrüpp des Felsenabhangs. Hinunter in die Schlucht konnte sie nicht, hinauf zum Weg getraute sie sich nicht wieder. Sie rutschte, sie strauchelte, raffte sich auf, stürzte weiter, kletterte, fiel wieder, kroch auf Händen und Füßen. Der Felsboden war glatt, von Tannennadeln bestreut; Dornen stachen ihr ins Gesicht, wilde Ranken verfingen sich ihr in Kleidern und Haaren. Sie riß sich los: schnell zum Vater, ihn warnen! Der Tote war aufgestanden, er schrie schon ganz laut.

Sie hörte das Schreien immerfort.

XIII

Friedrich Adami hatte mit seinen Sekundanten vergebens auf den Kapitän d'Aubry gewartet. Immer wieder traten die Herren hinter der deckenden Kirchhofsmauer vor und spähten die Straße entlang, die gerade ins alte römische Stadttor hineinlief. Kein Reiter; weder Wagen noch Fußgänger, ganz leer die Straße von St. Paulin. Nach einer Stunde ungeduldigen Wartens kehrten sie in die Stadt zurück. Was war mit d'Aubry? Sollte er sich etwa drücken wollen? Nein, das tat kein Offizier!

Man eilte in die Kaserne, in d'Aubrys Wohnung im Kloster der Minoriten. Die Stube war leer. Und nun wußte auch eine Ordonnanz zu berichten: gestern nachmittag war der Kapitän ausgeritten mit seinem Burschen, mitten im größten Unwetter. Sie waren beide noch nicht zurück. Ein Unfall könnte möglich sein. Der Vorgesetzte d'Aubrys, der Oberst Dupuis, bei dem sich Adami melden ließ, war zurückhaltend und vorsichtig, er machte Redensarten. Dann aber gewann sein Ehrgefühl die Oberhand; bleich vor Zorn und verletztem Stolz, mußte er dem Deutschen recht geben, der sich jetzt heftig und voller Mißtrauen gegen den, wie es ihm schien, Entflohenen aussprach.

Noch waren nicht zwei weitere Stunden vergangen, als trotz aller Versuche, das Stillschweigen zu wahren, ganz Trier es wußte: der französische Hauptmann d'Aubry, den man als Mädchenjäger kannte und als unerträglich brutal, hatte sich vom Duell gedrückt.

Er war flüchtig geworden und hatte — die Regimentskasse mitgenommen.

Die Verfolgung setzte sofort ein. Oberst Dupuis ließ nicht mit sich spaßen. Die Sache war im höchsten Grade fatal: so etwas durfte in der französischen Armee niemals vorkommen, insonderheit nicht in dem besetzten Gebiet, dessen verlodderter Wirtschaft die Kultur der französischen Nation und die Segnungen der republikanischen Staatsverfassung vor Augen zu führen waren. Zudem verstand der französische Offizier die Erregung des beleidigten Deutschen vollkommen.

„Monsieur, s'il vous plaît — wenn Ihnen daran liegt, ich stelle Ihnen anheim, mein Streifkommando zu begleiten. Wenn meine Soldaten nicht reussieren sollten, wird Ihre bewährte Tatkraft und Ihr einsichtsvoller Rat von großem Wert sein."

Aber es widerstrebte Adami, diesen Hasen als Jäger zu jagen. „Ich danke für die Ehre. Ich gehe aber sofort nach Lutzerath zurück. Vielleicht, daß ich Ihnen von dort aus in meinem Amt von Nutzen sein kann."

„Es wird mir eine Ehre sein, Monsieur le juge de paix!" sagte der Franzose höflich. Sie verneigten sich abschiednehmend voreinander. — —

Am vierten Tage, spät abends, müde und durchgerüttelt, kehrte Adami in sein einsames Haus zurück. Mit einem hoffnungsvollen Herzen, mit Wünschen, die, je näher er Trier kam, desto lebendiger sich regten, war er ausgefahren, und wie war es ihm jetzt? Traurig. Wenn er an das Mädchen dachte,

dessen Jugend, Schönheit und Heiterkeit wie ein Licht an seinem Wege geleuchtet hatten, gruben sich die Falten auf seiner Stirn immer tiefer ein. Er hatte Falten — wer hätte die jetzt nicht? Die Heimat in fremden Händen, mit fremden aufgezwungenen Verordnungen — wie hatten sie ihm in Trier geklagt! Und das schlimmste: man war selber mit der Heimat nicht einverstanden, das Stolzsein auf sie hatte längst aufgehört. Die einen lässig und gleichgültig, die anderen kriechend und mantelträgerisch, die dritten in den Tag hineinlebend, die vierten unter fremder Herrschaft auch die Herrschaft über sich selber verlierend. Susanne, die arme Susanne, war nur ein Mensch gewesen wie viele jetzt.

Adami seufzte; er konnte ihr nicht zürnen. Hätte er's nur gekonnt, ihm wäre leichter geworden. Er empfand unsägliches Mitleid mit ihr; obgleich er selber Katholik war, fühlte er's doch wie Grauen: dies junge lebensvolle Geschöpf ins Kloster?! Man würde ihr die langen schwarzen Haare abschneiden, die wie Seide über ihren Rücken fielen, ihren schönen Busen, ihre weißen Arme in das Gewand stecken, dessen Falten alles verhüllten. Es wurde ihm kalt, wenn er sich's ausdachte. Aber das schwerste: wie würden ihre Sinne, die so nach der Lust des Lebens verlangten, die Einöde des Klosters ertragen? Krankenpflege und Kindererziehung wurden nicht geübt im Kloster Sancta Virgo immaculata; einzig und allein aus Gebet und Bußübungen bestanden die Ordensregeln. Armes Mädchen!

Er hatte nicht den Versuch gemacht, Susanne zu sprechen. Er wollte ihr dies peinvolle Wiedersehen ersparen. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, dann hätte er sie angefleht, beschworen: „Geh nicht ins Kloster!" — aber was konnte er ihr zum Ersatz dafür bieten? Welche andere Zuflucht? Er wußte keine. Sein Herz lag wie tot in der Brust, seine Liebe war erschlagen. Das schöne Suschen hatte oftmals im Scherz gesagt und den Mund dabei schmollend verzogen: „Der Herr Assessor lieben die ekligen Akten und die ganze eklige Justiz viel mehr als mich" — ach, diese einzige Ablenkung vom Weg der Pflicht war nun vorüber! An Suschen blieb ein wehmütiges Erinnern, in wachen Nächten eine leis nagende Sehnsucht; aber den Tagen gehörte der ganze Einsatz an Kraft und der Ehrgeiz, die Zähigkeit, alle Gedanken des durch keine zärtliche Schwäche abgelenkten Mannes.

Des Friedensrichters Gesicht war unbewegt, als er vom Wagen stieg. Die alte Lies kam herbeigestürzt, sie fragte gleich dringlich nach der Demoiselle Braut und wann die Hochzeit sei?

„Die findet nicht statt." Sie starrte ihn an. „Die Demoiselle hat sich anders besonnen, sie geht ins Kloster." Er sagte es ganz gelassen, er brachte es fast zu einem Lächeln, als er das dumm verdutzte Gesicht seiner Alten sah.

Kloster, ins Kloster! Das beruhigte endlich ihr frommes Gemüt. Und dann berichtete sie: der Schmied von Krinkhof war heute nachmittag dagewesen, er hatte dringend den Herrn Friedens-

richter sprechen wollen. Morgen früh würde er wiederkommen.

Gewiß hatte der ihm etwas zu berichten über die Bande des Bückler! Wo der Friedensrichter auch unterwegs angehalten hatte, wo sie Vorspann genommen oder die Pferde gewechselt, vielleicht nur einen Trunk im Stehen hinuntergegossen hatten, überall war von dem Bückler die Rede gewesen. Die Leute erzählten und lachten, es war beinahe so, als ob die Schurkenstreiche sie gar nicht mehr schreckten. Sie machten schier Heldentaten daraus, Märchen, an denen alt und jung sich ergötzte.

Oh, der Johannes Durchdenwald war gar nicht so schlimm, der konnte auch großmütig sein. Einem Mädchen, das zu arm war, um seinen Schatz, den Sohn eines Bauern, zu freien, hatte er die ganze Aussteuer geschenkt — und was für eine! Einen Baron, der seine Diener mit Prügel traktierte und seinem Weib zwei Frauenzimmer auf den Hals setzte, fing er beim Spaziergang im Parke ab, zog ihm die Hosen herunter, band ihn an einen Baum und prügelte so lang auf ihn los, als er prügeln konnte. Einer weinenden Bauersfrau, die auf dem Weg zum Jahrmarkt war, wo sie eine Kuh kaufen wollte, weil die ihre gefallen, gab er zehn Krontaler für die beste Kuh. Sie sollte sich nur vom Viehhändler die Quittung ausstellen lassen und ihm die dann bringen. Am Abend lauert aber der Bückler dem reichen Viehhändler auf, zeigt ihm die Quittung und bittet sich höflich die zehn Krontaler wieder aus und noch zehn dazu. Und der zahlte, heilfroh, noch so billig davongekommen zu sein.

Ein richtiger Volksheld! Adami gestand sich's: es würde schwer sein, dem beizukommen. Aber es sollte das Werk seiner Tage sein, die Aufgabe seines Lebens. Nicht Ruhe noch Rast wollte er sich gönnen; wo nur eine Spur zu entdecken war, würde er sie aufnehmen und verfolgen. Er war allein, er besaß nichts anderes, was ihn erfüllte; so sollten denn seine Körper- und Geisteskraft, seine Energie, seine Beharrlichkeit, sein ganzes Wollen an diese Aufgabe gesetzt sein. Es mußte ihm gelingen, einen Menschen, der so klein war der Allgemeinheit gegenüber und doch wie ein großes Ungeheuer schädlich am Mark des Landes zehrte, zu vernichten. Oh, es war weit gekommen mit den Leuten, sie wußten nicht mehr, was gut und böse war! Die Bauern leisteten dem Bückler Vorschub, die Damen erzählten sich pikante Anekdoten von ihm. Wenn er ihn nur schon in Sichtweite hätte, diesen Straßenräuber, diesen Volksverderber!

Vielleicht, daß der Krinkhofer ihm auf eine Spur half. Auch der war ein Halunke! Adami traute dem Schmied nicht, er hatte das unklare Gefühl: der spielte ein doppeltes Spiel, das Gesicht des ehrsamen Mannes war nicht sein eigentliches Gesicht. In dem Richter regte sich ein Widerwille, aber was half's, er mußte seine persönlichen Antipathien und Sympathien beiseite lassen. —

Adami war müde, er schlief auch bald ein, aber er hatte unruhige Träume. Flüchtig glitt Susannes Gestalt durch diese Träume, doch der Strauchdieb verdrängte sie. Die Geschichten, die er am Tage

erzählen gehört, wurden im Traum Wirklichkeit. Mitten in der Nacht fuhr der Mann auf, ging wie ein Nachtwandler an seinen Büchsenschrank und ertappte sich dann selber dabei, wie er im bloßen Hemd, im hellen Mondschein, auf der Diele stand, seine gute Büchse in der Hand hielt und sie spannte. —

Früh am Morgen fand sich Hans Bast von Krinkhof ein; mit Sonnenaufgang mußte er sich auf den Weg gemacht haben. In sorgfältigem Anzug, den blauen Kittel so rein, als sei der eben gewaschen, Haar und Bart glänzend gekämmt, stand er vorm Schreibtisch des Friedensrichters. Bieder streckte er seine Rechte hin.

Adami übersah es. „Nun, was hat Er mir zu sagen?“

Der Krinkhofer räusperte sich. Dann sah er sich um, wie um sich zu vergewissern, ob sie auch allein seien.

„Es hört uns niemand.“

„Bürger Friedensrichter, et is en heikle Sach — wollt Ihr mir versprechen, auf Euer Ehrenwort, mich nit zu verraten?“

„Ich verrate nicht!“ Adami sagte es mit Betonung. Und um dann durch seine Anzüglichkeit den anderen nicht zu verdrießen, setzte er hastiger hinzu, als es sonst seine Art war: „Mein Wort, als Mann und als Beamter, ich verrate Ihn nicht.“

Prüfend, wie einander messend und einschätzend, sahen sich die zwei in die Augen. Die grauen Augen des Richters blickten klug und kühl, die schwarzen des anderen hatten einen heimlichen Glanz. Um einen

Schritt trat Hans Bast näher: „Wat gebt Ihr mir, wenn ich Euch sag, wat mit dem Mann geschehen is, der von Trier in geheimem Auftrag geritten gekommen is? Heut vor vier Tagen. Und den die französ'sche Streifkolonn gestern gefunden hat unterm Reiler Hals in der Schlucht am Bach, als Leichnam!"

„Ermordet?!" Adami fuhr auf.

„Ihr wißt von nix — ich weiß viel. Alles." Der große Mann reckte sich höher. „Sichert Ihr mir Straflosigkeit zu, Friedensrichter, wenn ich Euch mehr erzähl?"

„Ihr war't dabei?!"

„Ich war dabei. Der Herr in der französischen Uniform, er nannte sich Marquis von Ferrière, hat bei mir angehalten oben in Krinkhof. Hat sein Peerd neu beschlagen lassen — zu schnell geritten — das lahmte. Hat dann einen Führer verlangt an die Mosel — ich hab ihn geführt."

„Ihr seid ein Schurke, Ihr habt ihn ausgeliefert! Ihr habt ihn der Bande verraten!"

„Gemach, Herr, so war dat nit. Wir wurden überfallen, auf dem Zwangsweg am Reiler Hals. Er wurd' ausgeraubt." —

„Und totgeschlagen!"

Hans Bast zuckte die Achseln. „Dat weiß ich nit. Kann aber sein. Ich bin geflohen."

„Er hätte das sofort zu melden gehabt in Reil, in Alf!"

„Wat soll dat in Reil nutzen! Und wat soll Alf machen?!" Der Schmied lächelte. „Arme Dörfer, die selbst bang sind. Die können mich auch nit schützen,

wenn die Bande vom Bückler mir mit Rache droht. Aber die Franzosen haben ihn ja gefunden, eweil fällt die Entdeckung nit auf mich."

Ob es wirklich der flüchtige d'Aubry war, den man dort gefunden hatte? „Wie sah der Mann aus? Offizier, noch jung, schwarz, schlank, Fliege am Kinn?" Adami fragte es in seltsamer Erregung.

Der andere nickte. „Stimmt. In französ'scher Uniform. Und en frech Gesicht. En Bursch hatt' er noch bei sich, der fiel vor Schreck vom Peerd wie en Klotz."

„Wo is der geblieben?"

„Weiß nit. Wat geht mich die ganze Geschicht im Grund an? Ich wollt dem Bürger Friedensrichter nur mein Wort halten, und dat der weiß, ich bin unschuldig, wenn mich einer vielleicht den Franzos hat führen sehen. Ich war dabei und war doch nit dabei — der Herr weiß et jetzt."

Adami grübelte: war es möglich, daß der Kapitän d'Aubry und dieser Marquis von Ferrière ein und dieselbe Person waren? Es konnte sein, die Beschreibung des Äußeren stimmte. Er hatte den französischen Hauptmann zwar nur ein einziges Mal gesehen, aber dessen Gesicht, ein rechtes Abenteurergesicht, hatte sich ihm scharf eingeprägt. Wenn er es denn wirklich war, der auf dem Reiler Hals dies schreckliche Ende gefunden, so hatte ihn die Strafe bald erreicht. Die Worte, die er kürzlich bei einem Dichter gelesen: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden," kamen ihm ins Gedächtnis; sie erfüllten ihn jetzt mit einem geheimen Schauer. Der Ver-

führer war tot, es hatte seiner Hand nicht bedurft, den Schurken hinter der Kirchhofsmauer niederzustrecken. Aber Susanne, was hatte Susanne von dieser Gerechtigkeit des Himmels? Seine Gedanken flogen noch einmal zu ihr hin. Und dann klammerten sie sich plötzlich an etwas anderes: der Bursche, der vor lauter Schrecken vom Pferd gefallen war wie ein Klotz — wo war dieser Bursche geblieben? War er am Ende der Mörder seines Offiziers? Es war kaum anzunehmen, aber war jetzt nicht alles möglich? Oder ob auch er das Opfer der Räuber geworden war? Ein Mitwisser, ein Zeuge des Geschehenen war gefährlich. Man mußte suchen, den Burschen aufzufinden, lebendig oder als Leichnam. Über ihn war der französischen Behörde Meldung zu machen.

Der Richter war so versunken in seine Gedanken, daß er ganz vergessen hatte, daß der Schmied aus Krinkhof noch immer dastand. Hans Bast strich sich den langen schwarzen Bart, in dem erst weniges Silber glänzte. Er schwieg auch. Endlich unterbrach er die Stille und sagte ganz beiläufig: „Der Marquis von Ferrière is auch zu Kochem gewesen, da war er aber nit eso schwarz, da hat er blaue Augen gehabt. Sie machen eweil da en groß Geschrei." Er lachte in sich hinein. Und dann noch immer mit Lachen, es war ein seltsames Lachen: „Eweil kann ich wohl gehn?"

„Er kann gehen. Merci." Nun half es Adami nichts, er mußte die ihm wiederum hingehaltene Hand ergreifen und schütteln: der Mann war zu wichtig, ein Kronzeuge ohne Zweifel. Des Richters

Gesicht war bleich, er preßte die Lippen aufeinander, daß sie schmal wurden.

„Ich sehe drei," sagte der aus Krinkhof schon im Fortgehen und dämpfte die Stimme, daß es klang wie ein Raunen. „Der eine reitet aus Trier, is Kapitän und nennt sich Marquis — der zweite sitzt zu Kochem, kein Marquis und doch als Marquis, und säuft da den besten Wein — der dritte liegt tot am Reiler Hals, is nit Marquis und auch nit Kapitän!" Damit ging er rasch aus der Tür und ließ den anderen betroffen zurück.

Welch merkwürdiger Mensch! Klug, mit einer Sprechweise über seinen Stand, aber unheimlich. Was wollte der mit seinem: nit Marquis und auch nit Kapitän —? Adami hätte den Mann fast noch einmal zurückgerufen, aber als er aus dem Fenster blickte, war der bereits zu weit. Schon verschwand die hohe Gestalt in der Senkung der rasch sich abwärts neigenden Straße.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine Begebenheit, die viel Aufsehen erregte, selbst in einer an abenteuerlichen Begebenheiten so überreichen Zeit: der Kapitän d'Aubry von der Besatzungsarmee zu Trier, der die Brust voller Orden hatte, die er sich in der Champagne, unter Custine in der Pfalz, unter Dumouriez in den Niederlanden erworben haben wollte, war ermordet worden im Moselgebiet. Und mit ihm war der Diener verschwunden, der ihn begleitet hatte. Der Bursche Jean-Claude, der den besten Leumund hatte, war aber nicht aufzufinden; alle Nachforschungen

blieben ergebnislos. Der lag wohl irgendwo im Wald verscharrt, oder sie hatten seinen Leib in die Mosel geworfen und die Strömung hatte ihn fortgeführt. Mit Heftigkeit verlangte das französische Tribunal Entdeckung und Bestrafung der Schuldigen. Dem armen Reil, in dessen Bannkreis der Mord geschehen war, wurde eine Kontribution auferlegt, die es nicht zahlen konnte. Aber trotz aller anscheinenden Heftigkeit betrieb man die Sache doch lau; die französische Militärbehörde hatte ein Interesse daran, baldiges Stillschweigen über diese Angelegenheit zu breiten. Man kam sich ja unsagbar blamiert vor: auf dem Rücken des Toten hatte sich ein Zeichen gefunden, eingebrannt: — Gal. — das untrügliche Erkennungszeichen der Galeerensträflinge. Und Narben von Peitschenhieben. So einer hatte sich ins französische Heer eingeschlichen mit falschen Papieren — weiß Gott, durch welche Verbrechen er sich die angeeignet — hatte einen gewissen Rang bekleidet, sollte sogar demnächst weiter aufrücken! An oberster Stelle war man höchst ungehalten: wurde die Kontrolle so lässig betrieben in einer Elite-Armee? Oberst Dupuis bekam einen unangenehmen Verweis; selbst daß es seiner Tüchtigkeit so bald gelungen war, den vermißten d'Aubry aufzufinden, wendete die Ungnade nicht von ihm.

Mit geheimer Schadenfreude bespöttelte es Trier, daß der Franzose vor der deutschen Pistole geflohen war. Daß der zudem die Regimentskasse mitgenommen hatte, erhöhte diese Freude noch. Um

diesen Halunken war es wahrlich nicht schade, daß er ermordet worden war in der entlegenen Wildnis des Reiler Hals. Aber wer war der Täter? „Ermordet von unbekannter Hand," stand im Polizeibericht. War die Hand wirklich so unbekannt? Jeder glaubte sie zu kennen: Bückler, Bückler! Aber es waren viele Sympathien bei ihm. Und hatte er nicht einen köstlichen Humor entwickelt bei seinem Besuche in Kochem? Kein anderer als er war es gewesen, der in der französischen Uniform, auf dem schönen Pferd des d'Aubry, eingeritten war in das Städtchen. Eine ungeheure Frechheit, aber genial, genial! Die Lacher hatte er auch auf seiner Seite.

Wie es freilich möglich gewesen war, daß er zur kritischen Zeit, weitab vom Schauplatz des Verbrechens, oben auf dem Hunsrück bei Simmern gesehen worden sein sollte, das blieb ungeklärt. Bauern behaupteten, ihm da, wo man ihn allgemein kannte, begegnet zu sein. Er ging bürgerlich, im dreikantig aufgeschlagenen Hut, die vorderen Haare gerade gestutzt bis auf die Augen, die hinteren in einen kurzen Zopf gebunden; im graublauen kurzen Kamisol und in langen engschließenden Hosen von blauem Tuch, die zwischen den Beinen mit schwarzem Leder besetzt waren. Er ging ruhig über Feld, trug eine lange Fuhrmannspeitsche in der Hand, schwarz mit rotem Leder am Stiel, fuchtelte mit der in der Luft und pfiff sich eins. Und der Pfarrer zu Langenlonsheim hätte eine Versicherung wie an Eidesstatt geben können, daß

selbigen Morgens besagter Johannes Bückler bei ihm zur Beichte gewesen war, reuig gekniet hatte wie andere Sünder, Absolution erbeten und erhalten hatte.

Kann sich ein Mensch verdoppeln, verdreifachen? Bückler hier, Bückler da, Bückler dort! Es war schier unmöglich. Eine Rötelinschrift inmitten eines Herzens an der Wand der Reiler-Hals-Kapelle rührte natürlich nicht von des Bücklers Hand her, ein Spaßvogel mußte sich diesen dummen Scherz erlaubt haben. Das wäre sonst doch allzu frech gewesen. Wenige hundert Schritt nur entfernt von der Stätte, an der man gemordet, wo die Farnkräuter am Bach noch besprenkelt waren vom Blut, das kein Regen abgewaschen, sollte einer Lust haben, mit seinem Liebchen eine Nacht zu verbringen? Undenkbar. Wenn der Räuber hier wirklich genächtigt hatte, so war er unbeteiligt am Mord, hatte keine Ahnung davon, daß die Füchse, die heiser bellten, nicht den Mond anbellten, sondern einen Leichnam. Vielleicht auch hatte irgendein anderer Spaßvogel, derselbe, der das oben an die Wand geschrieben, den Marquis in Kochem gespielt, und um seinem Vorbild, dem Bückler, auch so recht nachzukommen, da oben eine Liebesnacht bescheinigt, die weder er noch irgend jemand gehalten hatte.

Die Meinungen waren so verworren wie die Tatsachen. Der Friedensrichter Adami, der sich der Sache mit einem besonderen Eifer angenommen hatte, bekam von allen Seiten Briefe. Das Porto war teuer, die Postbeförderung langsam, man hütete

sich sonst, einen Brief zu schreiben — einen ganzen Krontaler kostete der — man begnügte sich damit, ein-, zweimal im Jahr seine fernen Lieben wissen zu lassen, daß man noch lebte. Aber jetzt regneten dem weitbekannten Beamten die Briefe ins Haus. Durch viele Wochen flatterten die Zettel hinauf nach Lutzerath. Jeder glaubte sich zu einer Lösung des Falles berechtigt und einen so klugen Rat ausgeheckt zu haben, wie ihn noch kein anderer zuvor gefunden hatte. Die Briefe stammten häufig von Frauenhand. Die einen schrieben: der Bückler war sicher der Mörder gewesen, man mußte ihn foltern lassen. Die anderen schrieben: nein, er war's nicht gewesen, Johannes Bückler war sanft und im Grunde gut. Man müßte ein hübsches Mädchen ausschicken in den Wald Kondel, die mußte, wenn der Räuber ihr begegnete, ihm eine Nacht versprechen; da konnte er nicht widerstehen, und es würde ihr dann ein leichtes sein, herauszulocken, wer eigentlich der Täter war. Es boten sich welche an dazu. Eine — ältlich war sie, sie sprach selber von den vierzig Lenzen ihrer Jungfräulichkeit — war am beharrlichsten. Dreimal bot sie sich an. An die schrieb Adami Antwort. Aber nur: „Schäme Sie sich."

Es war zum Lachen und doch zum Weinen und auch zum Wütendwerden. Männern, die stahlen, raubten, jedem Gesetz ein Schnippchen schlugen, wurde Beifall geklatscht. Weiber boten sich dem Mann an, selbst wenn der ein Gauner und Straßenräuber war. Der Menschheit schien alles abhanden gekommen, was sie liebenswert machte! Der einsame

Mann in seinem einsamen Haus hätte sich am liebsten erbittert noch tiefer in seine Einsamkeit verschlossen. Er schämte sich.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Herbst war gekommen mit vielen Farben, er machte die kunterbunte Welt auch äußerlich bunt. Trotzdem nicht heiterer. Es wurde früh kalt. Als unten an der Mosel Reifnächte die Blätter versilberten, die die Sonne am Mittag noch einmal grün küßte, war im Kondel und auf dem Plateau der Eifel schon Frost. Hungrige Krähen zogen in Scharen über die Häuserleere und krächzten die grauen Mooszipfel an, die den verwitterten Tannen wie Bärte um die Gesichter wehten. Hustend strich der Fuchs durch den Wald, und die Wildsauen wühlten nach den letzten Feldfrüchten. Von den einsamen Kohlenmeilern stieg kerzengerade, blau und weithin sichtbar, der Rauch jetzt in die dünn gewordene Luft. An einsame Höfe zog sich das Wild heran.

Die alte Frau in der Üßmühle konnte von ihrem Fensterplatz die Rehe zählen, die im Abendschatten aus dem Wald herunter zum Brückchen kamen, wo der Martin ihnen einen Futterplatz eingerichtet hatte mit Roßkastanien und Heu. Und dann lächelte sie vor sich hin: daß ihr Jüngster ein guter Junge war, das wußte sie längst, und daß er nun die Maria, die Tochter vom Schmied zu Krinkhof, lieb hatte, das wußte sie auch. Sie hatte nichts gegen das Mädchen; das war zwar arm, aber seit das öfter herunter kam, um ihr in der Wirtschaft zu helfen, schätzte sie die Tüchtigkeit dieser jungen Arme höher ein als

Geld. Was war Geld heutzutage? Wenn man die Taler im Strumpf auch unterm Strohsack verbarg, das Diebsgesindel, das jetzt umherstrich, fand sie auch da. Man mußte ja zittern, wenn man Bargeld im Hause hatte.

Die Müllerin hatte stark gealtert in letzter Zeit, sie fühlte sich oft seltsam müde. Im nahen Bertrich gab es eine Heilquelle, sie hatte die Bäder gebraucht, die vor Jahren viel besucht worden waren; sie erinnerte sich der Zeit, da der Kurfürst von Trier dort alljährlich zur Kur war. Die warmsprudelnde Quelle, die jetzt verödet lag, denn es traute sich wegen der Unsicherheit niemand von weiter her, hatte ihr aber keine Heilung gebracht; die war für andere Leiden, ihr saß die Krankheit am Herzen. Ihre Füße waren oft so geschwollen, daß sie mit Mühe aus dem Bett bis zu ihrem Fensterplatz kommen konnte. Ein Glück, daß sie die Maria hatten! Die war immer zum Helfen bereit. Wenn die Frau sich dann bei ihr bedankte, zog's wie ein erhellender Schein über das mmer ernste dunkle Gesicht.

Warum war das Mädchen so ernst, oft beinahe finster? Es war doch noch jung und hübsch und gesund. Die Müllerin fragte sich's und sprach auch mit dem Martin darüber. Es war das einzige, was sie an Maria Nikolai auszusetzen hatte.

„Sie hat keine Mutter mehr," sprach der Sohn und sah die seine liebevoll an. Und ihr Vater war ein seltsamer Kauz, in dessen Nähe es einem nicht wohl werden konnte.

Es war dem Schmied eigentlich nichts Übles nachzusagen, und doch wurde jetzt manches über ihn

geredet. Da oben in seiner Hütte war's nicht geheuer, man sah welche hineingehen, die man nicht kannte, und sah sie nicht wieder herauskommen. Nikolai mußte allerlei Leute bei sich beherbergen, die einen Unterschlupf suchten. Aber wenn der Schmied nach Dorf Bertrich hinunterkam zu seinem Freund, dem Metzger Bruttig, dann getraute sich doch keiner, ihn zu befragen. Der große Mann ging so aufgereckt und sah so abweisend aus mit seinen schwarzen Augen und dem langen Bart. Die Krinkhofer oben aber schworen auf ihren Schmied. Der war ihr Doktor und auch sonst ihr Helfer; wenn in keiner Schublade mehr Brot war, dann fand sich bei ihm noch immer etwas zu essen. Wo er's hernahm, fragten sie weiter nicht, er konnte ja aus Steinen Brot zaubern. Und schlug er mit seinem Stecken an einen leeren Krug, so floß daraus Schnaps, und aus dem Dampf seiner Esse konnte er Gesundheit und Krankheit vorhersagen.

Maria war wortkarg, sie erzählte nicht viel. Sie hätte auch nichts zu erzählen gewußt, selbst wenn Neugierige sie gefragt hätten; wenn sie vom Tal herauf kam, war der Vater immer allein. Nur nachts, wenn sie im Halbschlaf lag, hörte sie manchmal gedämpftes Sprechen; es beunruhigte sie, aber am Morgen war's wieder vergessen. All ihre Gedanken waren in der Mühle, waren da zu Haus. Sie war dem Vater dankbar, daß er ihr so häufig erlaubte, hinunterzugehen. Es verwunderte sie, daß er es bereitwillig zusagte, wenn sie drum fragte. Sie blieb oft tagelang fort. Wenn es der Müllerin

schlecht ging, konnte die sie gar nicht entbehren. Geduldig saß sie dann auch des Nachts an dem alten Ehebett, hinter dessen geblümtem Kattunvorhang die Kranke seufzte und sich ruhelos regte. Den Müller hatten sie ausquartiert, er schlief in der Kammer nebenan bei Hubert und Niklas, von wo es nach der großen Mahlstube ging. Darin waren die Gänge gestellt, er hörte das wohlbekannte Klappern, es schläferte ihm die Sorge um seine Frau ein; er schlief so fest, daß er's nicht einmal hörte, wenn einer der Söhne aufpolterte, sobald das Läutewerk die Zeit zum Aufschütten meldete.

Völlig angetan wie am Tag, nur den Pfeil aus dem Nest der Flechten gezogen, daß die ihr lang bis tief über den Rücken hingen, und in den großen Filzschuhen des Müllers, damit ihr Tritt leise war, saß dann Maria und wachte. Wenn sie ein wenig einzudruseln drohte, fuhr sie doch gleich wieder auf: „Wie ist Euch?" Sie war eine aufmerksame Wärterin; sowie die trockenen Lippen sich nur ein wenig regten, bot sie gleich einen Trunk an. Dann flüsterte die Frau: „Merci" und drückte ein wenig die Hand, die in scheuer Zärtlichkeit sie leise zu streicheln wagte.

Ach, keinen Dank! Maria empfand es wie ein Glück, daß sie hier sitzen durfte und die Mutter des Martin pflegen. Wie warm saß sie hier, wie geborgen an diesem Bett, in dem einst der Martin geboren worden war an einem Sonntag. Ein Sonntagskind, auf Martinitag; seine Mutter hatte ihr das erzählt. Träumerisch sah sie ins Dunkel der Stube hinein,

dem ein winziger Docht, auf einem Gefäß mit Öl schwimmend, einen ganz kleinen Schimmer von Beleuchtung gab. Ob es ihr wohl vergönnt war, auch einmal in solch einem Bett zu liegen? Das müßte schön sein! Sie seufzte bang-selig: der Martin hatte sie lieb. Oh, der Martin, der Martin! Es wallte auf in ihrem Blut. Gestern abend, als er der Mutter gute Nacht gesagt, hatte er sie an sich gezogen hier hinter dem Vorhang — er war nicht so schüchtern mehr — er hatte sie an sich gepreßt mit aller Kraft, und sie hatte nicht widerstehen können, und sie hatte ihn wieder geküßt und wieder. Oh, der Martin, der Martin! Ob er jetzt droben in seinem Kämmerchen auch an sie dachte, wie sie hier unten an ihn? Oder ob er schlief? Wenn sie jetzt hinaufschliche zum Taubenschlag — kein Mensch würde sie hören — sie würde sich über ihn beugen, die Hand fest auf seine Augen legen: „Wer ist da?" Der Martin würde auffahren, sie an sich reißen, sie gar nicht mehr lassen. Es durchschauerte sie. Aber nein, das durfte nicht sein! Er war zu schade für sie, er mußte sich einmal eine wählen, die rein war an Leib und an Seele. Ein bitteres Gefühl stieg in Maria auf, alles bang-selige Glück war entschwunden. Sie stieß einen Seufzer aus, der, ohne daß sie es wußte, laut durch die Stube zitterte.

Ein anderer Seufzer antwortete, im Bett der Kranken regte es sich. Eine vom Wasser aufgeschwollene Hand streckte sich suchend durch den Kattunvorhang. Als Maria aufsprang und den beiseite schob, saß die Müllerin aufrecht in den Kissen.

„Komm her," sagte sie und zog das Mädchen näher zu sich.

„Wollt Ihr was?" Besorgt sah Maria der Frau ins Gesicht. Aber das sah ganz ruhig und freundlich aus, war nicht von der Angst des zu knappen Atmens verzogen.

„Hast du den Martin lieb?" fragte die Mutter.

Das Mädchen senkte den Kopf, es sagte nicht „ja" und nicht „nein".

„Brauchst dich doch deswegen nit zu schenieren," sprach die Frau weiter. „Ihr denkt wohl, ich bin krank und seh nit, wie ihr euch ankuckt?" Sie streichelte leise über des Mädchens Hand. „Mir soll't recht sein, wenn du für immer hier hinkömmst. Du bist fleißig und brav, du wirst mir für unseren Vatter gut sorgen und für meinen Martin — für die großen Jungens sorg ich mich nit — wenn ich nit mehr bin."

Das Mädchen fing an zu weinen, unter Tränen stieß es heraus: „Ihr geht doch noch nit? Ihr dürft noch lang nit gehn!"

„In meiner Seel hab ich als lang Buß und Reu gemacht, unser Herr Pastor soll mir bald die letzte Wegzehrung geben. Ich hab en schön Leben gehabt, viel gute Zeit hier in der Mühl; eweil will ich dir Platz machen, du bist en lieb Dingen. Bist mir lieber als die Bräut vom Nikla und vom Hubert. Ich will dem Vatter sagen, daß ihr dies Bett kriegen sollt — warum weinste, Maria?" Das Mädchen war auf die Knie gesunken und legte die Stirn auf den Bettrand.

„Hör' auf, hör' doch auf mit dem Weinen," sagte die Kranke fast ärgerlich. Sie verstand nicht: weint

man vor lauter Glück so? „Magst den Martin so arg gut leiden?"

„Ich kann nit, ich kann nit," stöhnte Maria.

„Warum kannst du nit?" Nun war die Mutter noch verwunderter: ihr Sohn wollte dies Mädchen freien und das sagte: ich kann nit —?! „Wir sehen nit auf Geld, auch nit auf en Aussteuer, dadrin sind wir anders wie Bauersleut. Du brauchst dir deswegen kein Gedanken zu machen, Maria. Linnen is genug da für alle drei Jungens."

Oh, wie war die gut, wie gut! Mit Schmerzen empfand das Mädchen jedes dieser Worte — konnte sie, die Maria Nikolai, solche Mutter betrügen? Durfte sie ihre Hand ausstrecken nach solchem Glück? Nein, sie mußte ehrlich sein, wollte es auch sein! Es regte sich plötzlich ein Stolz in ihr: sie war ja nicht schuld an ihrem Unglück, darum durfte sie es auch laut bekennen. Sie hob die Stirn, ihre dunkeln, tränengefüllten Augen sahen die Frau fest an, und es entrang sich ihr, stockend erst, aber dann unaufhaltsam; sie erzählte, was ihr geschehen war auf ihrem Heimweg von Trier. Ach, es war ja so vieles noch, was ihre Seele bedrückte und was ihr leichter werden würde, wenn sie es hier sagen dürfte! Aber davon mußte sie ewig schweigen, es war ihres Vaters Geheimnis. Maria schwieg jetzt. Sie wartete — nun würde die Mutter sprechen: „Du tust mir leid, aber für meinen Martin bist du nit mehr." Es war so still in dem Zimmer, daß man die Stimmen der Nacht überlaut hörte, die man bis dahin nicht gehört hatte.

In die Wärme der Stube schnob es durchs Fenster vom Bach her, eisig, mit fauchendem Atem. Es pochte, es klopfte, es rüttelte, es wischte um die Hausmauern und fegte über den Hof. Wald und Gebirge waren ins Tal eingedrungen und die unruhige Stimme der Novembernacht. Wie kleine Kinder weinten die Marder in den Felsen, ganz nahe schrie ein Käuzchen. Sein Uhui klang jämmerlich langgezogen.

„Der Totenvogel," sprach die Müllerin. Und dann: „Ich dank dir, Maria, für dein Vertrauen. Kannst ja nix davor, drum wein auch nit länger. Es tritt manch eine vor den Traualtar, den Kranz auf 'm Kopf, die lang nit so das Recht hat, den zu tragen wie du. Komm, gib mir deine Hand! Ich will mit unserem Vatter sprechen und auch mit dem Martin. Was du vielleicht nit sagen magst, das sag ich dem Martin. In einer guten Eh müssen die Eheleut einander nix fürmachen." Sie winkte nach dem Fenster hin. „Der Totenvogel soll noch ebbes warten. Ich will noch Verspruch mitfeiern. Schüttel mir't Kissen auf, Kind! Mir is eweil recht leidlich, ich will en Weil schlafen. Schlaf du auch!" Die Frau schlief rasch ein, ihr Atem ging ruhig, im Schlaf hielt sie die Hand des Mädchens fest.

Maria wagte nicht, sich zu rühren. Es war ein unbequemes Sitzen so, vornüber geneigt gegen das Bett hin, aber auch in bequemerer Stellung hätte sie nicht schlafen können. Sie saß mit offenen Augen; Stunde um Stunde verrann, sie fühlte nicht Müdigkeit noch Überwachtsein. Ihre Seele war übervoll

von Freude und Traurigkeit, von Hoffnungsseligkeit und tiefster Bedrückung. Was half es ihr, daß seine Mutter es nun wußte? Daß die so gut gewesen war, so wie der Herr Jesus selber zu ihr gesprochen hatte. Das, was die jetzt wußte, war doch nur ein Teil ihres Leides und nicht der größte. Hier, in dieser sauberen Stube, in diesem Haus so voll von Ordnung und Freundlichkeit, stand die Gestalt ihres Vaters in allen Ecken und schaute sie finster an. Es war ihr, als könne sie ihn nicht mehr lieben. Wenn der nicht wäre, könnte sie nun ruhig ihre Hand in die des Martin legen. Aber des Hans Bast Tochter durfte niemals den Martin freien.

Und doch hielt sie alles hier so fest, so fest. Sich jetzt schon loszureißen von dieser Mutter Hand, die die ihre hielt, fortzugehen aus dieser warmen Stube, aus diesem Haus, in dem ihr jeder Winkel bereits so vertraut war, das, fühlte sie, vermochte sie jetzt noch nicht. Und was würde der Martin sagen, wenn sie fortliefe so auf einmal? Noch konnte sie ja ein wenig bleiben. Und sie würde jede Stunde genießen, die ihr noch vergönnt war, sich recht erwärmen, damit es ihr nachher nicht so kalt war oben in Krinkhof.

XIV

Dies war ein Winter, so hart, wie ihn das Moselland seit langem nicht gekannt hatte. Im Gebirge oben lag der Schnee hoch, und der Fluß unten trieb mit Eis. Aus den wilden Ardennen waren Wölfe herüber in die Eifel gekommen, der Bauer sah ihre Spuren im Schnee und verschloß seinen Stall fester. Aber auch andere Raubtiere strichen umher, die waren noch mehr zu fürchten. Die Kälte trieb Banden wie Rudel Wölfe, die heißhungrig über alles herfielen. Die Dörfer zitterten vor Frost und Angst.

Die französische Behörde hatte wenig Glück mit ihren Erlassen; die Anordnungen wurden zwar befolgt, auch hie und da einer aufgegriffen, der sich an fremdem Gut verging, und man machte kurzen Prozeß mit den Kerlen. Grumbieren-Klas, der einen Zentner Kartoffeln gestohlen hatte, wurde vom peinlichen Tribunal zu Koblenz in öffentlicher Verhandlung zu zehnjähriger Kettenstrafe verurteilt. Zwei andere Diebe, Petronellen-Michel und Stiebitz-Wenzel, ein alter hinkender Mann, der ehemals Schulmeister gewesen war, und beide zur Straßenräuberbande des Bückler gehörig, wurden zu zwanzig Jahren verurteilt. Sie wurden in ein unterirdisches Gewölbe auf die Festung Ehrenbreitstein gebracht und dort mit Ketten aneinandergefesselt.

Ein Weib, das seit kurzem in Trittenheim beigezogen war, wurde auch arretiert. Für gewöhnlich saß das dort an der Marterkapelle und bettelte, aber in ihrer Bettelbude trieb die schleichende alte

Hyäne noch ein Gewerbe: man beschuldigte sie gefährlicher Hehlerei, und daß sie junge hübsche Dirnen an die Räuber verhandelte. Die Buzliese beschwor zwar ihre Unschuld, aber ihr Leumund von früher war wider sie; vierzehnjährige Einzelhaft wurde über sie verhängt. Die Buzliese grinste, als man ihr das Urteil sprach und zeigte auf ihre morschen Knochen: die saßen die vierzehn Jahre nicht mehr ab.

Es waren grausame Strafen, und doch schreckten sie nicht. Im Gegenteil. Nie hatte es so oft Sturm geläutet von Kirchtürmen, Dörfer verbarrikadierten sich, Tore von Städten wurden, sobald es dunkel war, sorglich geschlossen.

Ein furchtbarer Lärm schreckte die Bewohner von Moselkern in der Nacht des siebenten Frimaire aus dem Schlaf. Schüsse fielen. Und jetzt wiederum Kriegsgeschrei! Ein furchtbares Getöse, ein Geknatter sondergleichen. Zwei Heere mußten sich gegenüberstehen. Kein Mensch traute sich vor die Tür; nicht einmal aus dem Fenster zu sehen wagte man, um nach der Ursache zu forschen. Nach ein paar Stunden wurde es wieder still. Aber erst als das späte Morgengrauen kam, gingen ein paar Beherzte hinaus. Da fanden sie unweit der Häuser, am Moselufer, einen toten französischen Husaren; er war samt seinem Pferd erschossen. Nicht fern ab lag ein zweiter an einem Baum, am Bein verwundet, er weinte vor Freuden, daß endlich barmherzige Menschen kamen und ihn aufluden. Und nun erfuhren es die schaudernden Bewohner, daß ihrem Ort ein Besuch der Räuber für diese Nacht zugedacht gewesen war.

In hellen Haufen hatten die Moselkern stürmen wollen. Die französische Behörde hatte aber Wind davon bekommen, sie schickte ein Pikett Husaren aus, um so die Verbrecher alle mit einemmal zu fangen. Jedoch waren die Soldaten in kriegsmäßiger Ausrüstung, so hatten die Räuber außer ihren Pistolen, Messern und Knüppeln noch den wilden Mut der auf alles gefaßten Banditen. Man lieferte sich ein Treffen gegen Mitternacht, das einer Feldschlacht nahekam. Und der Schluß war: die Husaren zogen sich nach der Moselseite zurück, die Räuber nach ihren Bergen.

Doch in der folgenden Nacht flammte zum Zeichen des Hohns die Mühle in der Schlucht der Eltz, unweit des Städtchens, auf und ward zu Asche. Auf der Burg Eltz ließ der Schloßherr die Kanone auffahren und die Zugbrücke aufziehen, er setzte sich in Verteidigungszustand; aber die Bande kam nicht. Dagegen auf dem Liegerhof, bei Treiß auf dem rechten Moselufer, brach sie ein.

Der Lieger-Bauer hörte singen, es war schon zu nächtlicher Zeit, da sah er erstaunt zum Fenster hinaus. Ein Trupp marschierte — trapp, trapp — auf sein Gehöft zu.

„He, Sakrament, haste's Fenster schon offen?" Der Lieger-Bauer schlug zu. Da klopfte es an den Laden: „Aufgemacht, gib zu essen!" Der Bauer griff nach seiner Flinte, aber der Schuß versagte. Da riß er das hintere Kammerfensterchen auf, zwängte sich durch und rannte nach Treiß, was hast du, was kannst du. Die Räuber schossen hinter ihm her. Die Sturm-

glocke stürmte. Als er zurückkam mit bewaffneten Bauern, brannte sein Strohdach lichterloh.

Vivat, Bruder, schlag Feuer! Flammen, Flammen. Es war, als ob die Bande sich wärmen wollte in kalter Winternacht. Es ging oftmals so, und sie waren noch frech genug, da und dort einen Vergleich anzubieten. Wer hundert Laubtaler zahlte, dem wurde nichts angesteckt; wer fünfzig zahlte, dem brannte nur die Scheuer ab. Ein großer Mann mit langem Bart ging als Unterhändler hin und her; er vertrat gerecht beide Parteien. — — — — —

Im Friedrichswald, etwa eine Stunde von Treiß, lag die Köhlerhütte des Schwarzen Peter. Sie war jetzt der Hauptversammlungsort für die Unternehmungen auf der rechten Moselseite. Dahin wanderten am Sonntag vor Weihnachten Iltis-Jakob und seine schöne Frau.

Iltis-Jakob war sonntags angetan: blaues Wams, kurze graue Hose, weißwollene Strümpfe und einen dreieckigen Hut, ganz wie ein Bäuerlein. Statt des gewohnten roten „Perpel" trug er einen derben Knotenstock unterm Arm. Hand in Hand gingen die beiden, schlenkerten die verschlungenen Hände zwischen sich, und der Mann pfiff sich eins. Er war selig; eben hatte ihm seine Anne vertraut, daß sie nun endlich Aussicht hatten, ein Kind zu bekommen. Den Jung, auf den er schon fünf Jahre wartete! Aber sein Sohn sollte einmal kein Straßenräuber und Mordbrenner werden, das schwur er sich heut in seinem ersten Glück. Eine hohe Schule sollte der besuchen, wenn es möglich war, geistlicher Herr

werden, die Sünden des Vaters gutmachen durch seine Gottseligkeit. Schon sah er seinen geistlichen Herrn im langen schwarzen Rock mit der seidenen Schärpe, oder wenn er die Messe zelebrierte, herrlich angetan in rot-gold, von Weihrauchwolken umschwängert.

Dem Iltis-Jakob ward ganz eigen zumut, er ergriff plötzlich seine Frau, hob sie auf beiden ausgestreckten Armen und trug sie so eine ganze Weile. Sie war schwer, er schwitzte, aber er trug sie vor sich her, eine Schale der Freude. Das hätte er selber nicht gedacht, daß er noch einmal so vergnügt sein könnte wie als dummer Junge. Er fing laut an zu singen. Es kümmerte ihn nicht, daß ein paar Leute, die des Wegs kamen, ihn für einen Betrunkenen hielten. Erst als er nicht mehr schnaufen konnte, ließ er die Frau zur Erde.

Die schöne Anne lachte unbändig. Sie lachte noch mehr, als jetzt beim Wald, in den sie abbogen, Moyses Mohnsam aus Bridel hinter ihnen dreinkeuchte. Der war sehr betulich; er bot dem Jakob Schnupftabak an und schenkte ihm gleich die ganze Dose, er mochte denken: lieber gut Freund.

Moyses Mohnsam wollte eine Sau holen gehen, die er erhandelt hatte bei einem Bauern für den Metzger in Bridel. Sie sollte geschlachtet werden auf das Christfest.

Die Anne empfing ihn mit „Hepp hepp". War das nicht, um sich kaputt zu lachen, der Jud holte ein Schwein?! Das war doch nicht koscher. „Dat beste Stück dervon, dat kriegt Ihr dann zu essen!"

Moyses Mohnsam schüttelte sich.

Sie spottete seiner ohne Erbarmen, sie war ausgelassener denn je. —

Beim Schwarzen Peter war heute Versammlung. Um sich im Freien zu treffen, war es für eine längere Beratung heuer zu kalt. Und man mußte sich doch beraten. Es fehlte vielen an vielem, manchem von ihnen an allem. Was man nicht so sich beschaffen konnte, das war unerschwinglich teuer. Solche Preise hatte das Moselland noch nie gekannt. Und überall in der Welt war es gleich teuer. Die Franzosen, die von Paris kamen, erzählten: da fielen die Menschen um auf der Straße, sie starben vor Hunger, das Maul noch voll von dem grünen Gras, das sie grade ausgerauft hatten.

Um den Hals der schönen Anne hing lang eine goldene Kette, dick wie ein Kinderfinger. Sie prahlte recht damit und zeigte sie den anderen neidischen Weibern: die hatte ihr lieber Mann ihr geschenkt.

Es war ein ganzes Rudel Weiber zusammen, jeder der Räuber hatte sein Mädchen mitgebracht. Die Amie war auch da; sie war nun die erklärte Liebste des Eschen-Philipp, der Soldat unter der Nordlegion gewesen, von da aber durchgegangen war am zwölften Nivose des vorigen Jahres. Wenn aber der Bückler zugegen war, machte sich die Amie wieder an den.

Im dunkelgrünen Rock, mit schwarzgetüpfelter Weste aus Manchester, deren Grund einstmals himmelblau gewesen sein mochte, in enganliegenden hirschledernen Beinkleidern, saß der Hauptmann Bückler stolz da. Seine Wangen waren ein wenig

schmaler geworden — die Fleischtöpfe waren ihnen allen jetzt nicht mehr so voll — und er trug noch besondere Sorge um seine Julie. Die hatte ein schweres Kindbett gehabt und konnte ihn nicht mehr begleiten; er hatte sie eingemietet bei einer verläßlichen Frau in einem Dörfchen am Fuß des Kondel. Da wohnte sie recht entlegen, er konnte sie oft besuchen und, wenn Entdeckung drohte, schnell in den Kondel entweichen. Denn ganz so wie früher traute er nicht mehr, obgleich er heut mächtig prahlte: pah, was sollte ihnen denn geschehen? Daß sie tüchtiger waren und stärker als ein ganzes Regiment Franzosen, das hatte man doch erst neulich gesehen, und vor wem sollte man sich denn sonst noch fürchten?! Aber die harte Aburteilung des Petronellen-Michel und des Stiebitz-Wenzel, die so manches Stücklein mit ihnen vollführt, hatte doch die allgemeine Zuversichtlichkeit etwas erschüttert.

„Wat kann denn groß sein, wenn sie mich kriegen?" sagte der Hannes leichthin und wendete sich zu Hans Bast, der ihm gegenübersaß. „Mit sechs, sieben Jahr Galeer' denk ich wegzukommen."

„Ich nit," sagte Hans Bast und strich sich den langen wallenden Bart. „Bei uns zwei geht et um den Kopp."

Die Frauenzimmer kreischten auf: der alte eklige Kerl, der verdarb einem den ganzen Humor! Sie warfen sich über den Hannes und drückten und küßten ihn ab.

Er wehrte sich lachend. Aber als sie nicht abließen, wurde es ihm lästig. Früher hatte er sich niemals

gescheut, seiner Julie untreu zu werden, aber nun, da sie sein Kind stillte, ging es ihm doch etwas gegen den Strich, andere Mädchen zu hätscheln. Er würde die Julie heiraten, sobald er nur einen Pfarrer ausgekundschaftet hatte, der sie traute. Er blickte nachdenklich. Ohne daß er's recht wußte, hatte auch ihm Hans Basts Bemerkung die Laune verdorben. War etwa der Kerl oben zu Lutzerath, die verdammte Spürnase von Friedensrichter, zu fürchten? Er fuhr den Krinkhofer an: „Du sitzt doch in seiner Näh! Bring ihn doch auch nach dem Reiler Hals," setzte er dann anzüglich hinzu.

„Ich seif' ihn ein," sagte Hans Bast kalt. „Zum anderen is et noch immer Zeit."

„Jo, jo, beileib nit, Hauptmann," mahnte der Juden-Peter. Er hieß so, weil er ein schönes Judenmädchen aus Seibersbach mit sich führte.

Die anderen fingen laut an zu lachen: was, der war auf einmal zahm? Man wußte, der kleine Kerl, von noch nicht ganz fünf Schuh, hatte schon ihrer zweie kalt gemacht.

Ein heftiger Disput erhob sich. Die einen, zumal der Schwarze Peter mit seinen Feueraugen, waren dafür, durch Brand und Mord mit allem aufzuräumen, was sich ihnen hindernd in den Weg stellte. Hans Bast und Iltis-Jakob bestanden dagegen auf Vorsicht.

Auch Bückler hatte seine Heftigkeit bereits vergessen: diesmal hatte der Nikolai recht. Er schlug sich, wenn auch ungern, auf dessen Seite. Es paßte dem König der Diebe sonst gar nicht, daß einer außer ihm

sich eine Hauptstimme herausnahm, er, er allein hatte zu kommandieren in seinem Reich.

Aber wie nun zu etwas wahrhaft Einträglichem kommen?! Es lohnte sich letzterhand alles nicht recht. Die kleinen Bäuerlein, denen sie Rauchfang und Backofen ausleerten, hatten jetzt selber nichts zu brechen und zu beißen mehr, und die großen Hofbauern hatten — wenn man's auch nicht achtete, daß die ihre Söhne und Knechte nachts gut bewaffnet wachen ließen — damit angefangen, all ihr Bargeld nach Trier oder Koblenz in sicheren Gewahrsam zu bringen. Und wollte man die Postwagen plündern, so war meistens nichts drin. Reisende machten sich jetzt nicht auf den Weg bei der kalten Winterszeit; Aussichten für den Postraub gab's erst wieder zu Ostern, wenn die Händler die großen Märkte bereisten.

Backenbart-Toni schlug vor, man solle in Kirchen einbrechen, und nannte gleich ein paar, in denen sich's wohl noch verlohnen würde. Zu Springiersbach hatten die Klosterbrüder, wenn auch die Franzosen in der Abteikirche vieles demoliert und den Heiligen die Nasen abgeschlagen hatten, noch mancherlei beiseite geschafft und im Gewölbe unter der Krypta verborgen. Die Amie wußte das!

Amie, die bis dahin geschmollt hatte, weil der Bückler nicht viel nach ihr fragte, wurde auf einmal lebhaft und berichtete; sie hatte gut spioniert während ihres Dienstes beim Pfarrherrn.

Aber Johannes Bückler war gegen Springiersbach; nicht weit von dort hatte er Julie Bläsius unter-

gebracht, er würde sich hüten, die Blicke der Polizei auf jene Gegend zu lenken.

Backenbart-Toni schlug weiter vor: die Marienburg. Das wäre einmal ein Spaß, die adligen Damen des Stifts da oben im Hemde herumrennen zu sehen! Oder wie war's gar mit der großen Abtei Maria-Laach? Ein fetter Bissen!

Doch auch hierfür zeigte der Hauptmann keine Lust; er ging nicht weiter auf diese Vorschläge ein. In seinem Innern war etwas, das sträubte sich gegen das Kirchenausrauben. Früher war ihm das gleich gewesen, ob es eine Kirche war oder ein Kuhstall, aber nun, da er daran dachte, sich trauen und seinen Knaben taufen zu lassen, kam es ihn wieder wie Respekt an vor geheiligter Stätte.

Am besten war es, den Juden allerorten den Zehnten abzuverlangen. Und so die binnen drei Tagen nicht zahlten, ihnen ein Strafgeld aufzuerlegen, das sie zu bringen hatten an einen bestimmten Ort. Es gab so viele Juden rundum, an der Mosel und auf dem Hunsrück, und alle hatten sie was: Stoffe, Bänder, Hüte und Kleider, allerlei Tand im Laden, weiß Gott was noch! Die mußte man wieder einmal ordentlich schröpfen.

Jubelnd klatschten die Weiber dem Hauptmann Beifall. Die schöne Frau des Iltis-Jakob zeigte ihre Füße, die steckten ohne Strümpfe in den Schuhen, sie hatte sie nur mit alten Lappen umwickelt. Alle Weiber schrien auf einmal: „Ich krieg Strümpf — ich en Unterrock — ich brauch Zwilch — ich en Kleid — ich en seiden Schürz — ich Windeln!“ Es war

ein Geschnatter, daß die rußige Köhlerhütte zu eng dafür war, es dröhnten einem die Ohren.

„Halt euer Maul," gebot Hans Bast. Und dann wendete er sich gegen den Bückler. Wie zwei Feldherrn saßen die zwei obenan, sich gegenüber. Nein, dafür war er nun ganz und gar nicht, sich so zu verzetteln. Der eine hier, der andere dorthin rennen, um das Judengeld einzutreiben?! Das war dumm und gefährlich, einer allein wurde viel zu leicht abgefangen. Und wer stand dafür, daß er beim Verhör vor dem Richter dann die anderen nicht angab?

„Unter uns gibt et keinen Verräter," sagte der Bückler.

Hans Bast lachte grimmig: „Dat sagst du so. Menschen sind schwach."

Der Bückler warf sich in die Brust: „Ich" —

Aber der große Mann legte ihm die Hand auf den Mund: „Verschwör dich nit." Und dann, ohne noch auf jemand zu hören und ohne einen anderen zu Wort kommen zu lassen, legte er klar, daß man am besten arbeiten würde in geschlossener Kolonne. Zusammenhälten war das beste Mittel, dem Auseinandergesprengtwerden zu entgehen und dadurch auch der unausbleiblichen Gefangennahme einzelner Mitglieder. Und warum dachten sie denn immer nur an Mosel und Hunsrück? Die waren ja schon so abgegrast; auf der Eifel droben war noch etwas zu holen.

Pah, die arme Eifel! Wölfe und Schnee und armselige Bauern!

„Und reiche Müller," sagte Hans Bast. Er strich sich den Bart. — —

Die schöne Anne stahl sich zur Hütte hinaus; sie hatte dem Schwarzen Peter tief in die Augen gesehen, und wenn es niemand wahrnahm, hatte ihr Fuß den seinen gesucht. Immer wieder hatte die Flasche gekreist; war es der Schnaps nun, den sie getrunken hatten in langen Zügen, oder was machte ihnen so heiß? Die schöne Anne stand draußen und fühlte die Winterkälte nicht. Würde der Peter herauskommen, würde es ihm gelingen, sich unbemerkt zu ihr zu schleichen?

Da war er! Schwarz wie der Teufel, Höllenfeuer sprühte ihm aus den Augen. Sie lief ihm entgegen und schlang die Arme um ihn, fühlte wie berauscht seine heiße Glut.

Sie vergaßen ganz, wo sie waren, und daß der Mond jetzt anfing zu scheinen. Die Treißer Straße schimmerte wie ein weißes Band durch die Bäume. Sie waren von dort her deutlich zu sehen. Ein Mann trieb eine Sau die Straße entlang.

Mit knapper Not noch fuhren die Verliebten auseinander, als jetzt Iltis-Jakob nach seinem Weib rief. Es war Zeit, um zu gehen. Der Wirt gab den Gästen ein Stück Wegs das Geleit. Er wußte es bald so einzurichten, daß er als letzter ging. Immer mehr blieb er zurück, und immer mehr auch verlangsamte die schöne Anne ihren Schritt. Nun hatten sie sich. Die anderen waren vorauf; sie sanken sich in die Arme und ließen sich dann hinter einem hohen Schneehaufen nieder.

Iltis-Jakob war mit Hans Bast im Gespräch. Sie waren sich beide klar, daß ihr Handwerk schwieriger

wurde mit jedem Tag. Den Genossen in Frankreich, die vordem goldene Tage gehabt hatten, ging es jetzt noch schlimmer. Da war einer aufgetaucht, ein General, der in Ägypten Krieg geführt hatte. Und der hatte unter dem Vorwand, er wolle Ruhe und Sicherheit im Land wiederherstellen, alle ins Kaschott geworfen, Räuber und Nichträuber, alle die ihm nicht paßten. Er selber hatte sich genommen, was ihm beliebte.

„No jo," sagte Iltis-Jakob, „der im großen, wir im kleinen!"

Die beiden waren so vertieft, daß sie den Mann, der vor ihnen dicht auf der Straße ging, nicht beachteten; erst als ihnen eine Sau grunzend zwischen die Beine lief, erkannte Iltis-Jakob, der beinahe zu Fall gekommen war, den Moyses Mohnsam. „Jud verfluchter, paß' besser auf!" Jähzornig wollte er den Händler verprügeln.

Aber Mohnsam flüsterte: „Paßt Ihr besser auf," und zupfte ihn, daß er ein wenig mit auf die Seite trete. Den Iltis-Jakob am Ärmel haltend, tuschelte er ihm ins Ohr: „Eure Frau, Eure Frau und der Schwarze Peter!" Und zeigte nach rückwärts.

Da rannte Iltis-Jakob, was er rennen konnte, den Weg zurück. Er lief lautlos, der Schnee dämpfte seine Tritte. Der Mond schien hell — da sah er die beiden hinter dem Schneehaufen.

Mit einem Schrei stürzte er sich auf die Überraschten. Ehe der Schwarze Peter, der sonst so starke, zur Abwehr sich aufraffte, hatte er einen Schlag auf den Kopf mit dem Knotenstock, daß er völlig be-

täubt war. Über das Weib, das vor Schreck sich nicht rührte, fiel der vor Eifersucht Sinnlose her. Er packte die Frau am Hals — da trug sie die goldene Kette, die war lang und fast so dick wie ein Kinderfinger. In seiner Wut zog der Ehemann die Kette fest zusammen um den molligen Hals. Die schöne Anne vermochte nicht mehr zu schreien. Mit der Kette erwürgte er sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war dem Moyses Mohnsam nicht wohl zumut. In der Nacht spät war er nach Haus gekommen, die Sau hatte viel Sperenzien gemacht unterwegs. Schnee hatte wieder begonnen zu fallen, Flocken, so unaufhaltsam und dicht, daß sie alles zudeckten mit einem Leichentuch. Den ganzen folgenden Tag hielt es an mit schneien, man sah nicht die Hand vor Augen und keinen Weg. Es war das beste, man blieb zu Haus und verschlief Tag und Nacht. Aber Mohnsam fand keinen Schlaf. Es wäre doch besser gewesen, er hätte dem Iltis-Jakob nicht verraten, was er gesehen, als er seine Sau bei dem in sich versunkenen Paare vorbeitrieb. Weiß Gott, was der in seiner Eifersucht noch vollführte! Dem Moyses war beklommen.

Die Nacht auf den folgenden Tag war gekommen. Ganz Bridel schlief schon. Es war Mitternacht. Da schimmerte plötzlich außen das Licht einer Fackel bei Mohnsam durchs Fenster. Und schon krachte etwas: das war die Haustür! Der Jude war sich sofort bewußt: das galt ihm! Mit einem Satz war er aus dem Bett.

Sein Weib schrie auf: „Gott der Gerechte!“ Sie rannte die Leiter zum Speicher hinauf, sie schrie um Hilfe. Fern hörte man den Nachtwächter tuten. Mohnsam atmete auf: der würde nun Alarm blasen, man würde zu Hilfe kommen. Jedoch das Tuten entfernte sich, und andere Hilfe kam auch nicht. Wohl aber standen zwei Vermummte in der Stube.

Der Riegel, den Mohnsam rasch vorgeschoben, hatte sie nicht gehindert, ein starker Stoß hatte die Tür gesprengt. Und sie packten den Unglücklichen, der sich nicht zu wehren wagte.

Oh, seine Zunge, seine unglückselige Zunge! Reden ist Silber, Schweigen aber Gold, das schoß dem Mohnsam noch durch den Kopf. Weiter konnte er nichts mehr denken, die krasse Todesangst nahm ihm alles fort. Er hatte trotz aller Vermummung den Schwarzen Peter und den Iltis-Jakob erkannt.

Mit wilden Beschimpfungen schleppten sie den unglückseligen Schwätzer zum Kamin, in dem das Feuer noch brannte. Ein Holzscheit riß jeder von ihnen heraus, das brennende Ende hielten sie ihm unter die Achselhöhlen. Das gesengte Fleisch stank, es fing an zu schmoren. Mohnsam war ziemlich beleibt, Fett fing an zu traufen.

Der Gemarterte stöhnte und ächzte, Todesqualen umfingen ihn. Die Rachsüchtigen fluchten. Bei jedem Stöhnen kam noch ein Fußtritt dazu. Da verstummte der Unglückliche. — — — — — — — — — — —

Es war nichts gestohlen worden im Haus des Mohnsam; leer wie sie gekommen, waren die Räuber gegangen, aber der Jude lag tot.

Eine unerhörte Freveltat! Nun schrie ganz Bridel. Also die Räuber brachen nicht bloß ein, um zu rauben, nein, auch, um nur zu morden! Die ganze Gegend geriet in Aufruhr. Jeder fühlte sich nun selber bedroht.

Der Friedensrichter oben zu Lutzerath war verzweifelt; Bridel gehörte nicht zu seinem Kanton, aber das war ja ganz gleichgültig, jetzt hieß es: einer für alle. Um die Mörder dingfest zu machen, mußte man sich anderer Schurken bedienen.

Adami hatte den Schmied Hans Bast lange Zeit nicht gesehen; nun ließ er ihn zu sich entbieten. Aber der kam nicht.

XV

Hans Bast hatte die Tochter unten in der Mühle gelassen, sie taugte ihm jetzt daheim nicht. Sie brauchte nicht alles zu wissen, was hier vorging! Iltis-Jakob und der Schwarze Peter hausten bei ihm; es war ihnen nicht sicher mehr unten an der Mosel. Sie brachten ihre Tage in der entlegenen Einsamkeit damit zu, sich am Tisch gegenüberzusitzen, die Ellbogen aufgestützt, den Kopf zwischen den Händen, und sich anzufluchen.

Die Krinkhofer wurden ganz scheu, beim Schmied war mitunter arg dumpfes Lärmen. Das waren Teufel, die saßen beim Hans Bast im Rauchfang verschlossen und brüllten, weil er sie nicht herausließ in die Welt. Es sollte nur keiner nahekommen, sagte Hans Bast, wen so ein Teufel erwischte, dem drehte er das Gesicht ins Genick.

Iltis-Jakob hatte wilde Stunden, dann brüllte er, daß die Wände dröhnten, und schrie verzweifelt nach seiner Frau — und der Jung', der Jung', wo war der nun geblieben?! Er weinte und schluchzte, selbst dem Hartherzigsten konnte dabei das Mitleid kommen. Der Schwarze Peter schluchzte mit ihm, sie beweinten brüderlich die schöne Anne, um sich dann gleich darauf mörderisch anzufassen. Hans Bast trennte sie, er gab Obacht, daß sie sich kein Leides taten, denn das waren die rechten zwei, zu allem fähig, mit denen konnte man was ausführen.

Auch bei Hans Bast war jetzt die Not eingekehrt. Die zwei fraßen ihm die Haare vom Kopf, ihm

selber knurrte oft der Magen; dann schnürte er sich den Leibgurt fester, aber er fühlte nicht die gleiche Kraft mehr, dem Hunger zu trotzen, wie ehedem in seiner ersten Krinkhofer Zeit. Vermaledeit, daß die Taler nicht blieben! Sie rannen bei dieser Teuerung durch die Finger wie ehemals die Pfennige. Und wenn er dann so recht hungrig war, dann faßte ihn eine wilde Wut: den Erdball zertrümmern mußte man, auf dem alles so ungerecht verteilt war; die einen fraßen sich voll und die anderen hatten nichts zu beißen.

Er ging jetzt öfter unten bei der Ußmühle vorüber, jedoch so, daß ihn niemand sah. Er schlich behutsam. Aber eines Tages wurde er doch gesehen. Maria kam aus dem Hause gelaufen, so schnell, daß er sich nicht mehr um die Ecke drücken konnte.

Das Mädchen war erschrocken: der Vater? Was wollte der hier? Der wollte sie doch nicht holen?!

Hans Bast mußte eine Lüge ersinnen, und das wurde ihm ja nicht schwer: drei Wochen schon war seine Tochter nicht mehr oben bei ihm gewesen, er sehnte sich nach ihr.

Maria war gerührt. Sie schämte sich, daß der Anblick des Vaters ihr Schrecken eingejagt hatte. Sie wurde rot. Jetzt sah man erst, wie schön dies bräunliche Gesicht war, die Wangen waren weich gerundet, die Augen leuchteten blank von Glanz. „Muß ich heim?" fragte sie leise und zaghaft.

Nein, nein, sie konnte noch bleiben. Man sah es ihr ja an, wie gut es ihr ging. Hier gab es wohl noch viel zu essen?

Hatte der Vater Hunger? Sie rannte ins Haus und kam nach kurzer Weile wieder, ein frisch duftendes Brot unterm Arm, in der Schürze Wurst und Käse und ein großes Stück Kuchen. Das hatte die Müllerin ihr geschenkt für den Vater; sie drängte es ihm auf. Aber sie lud ihn nicht ein, ins Haus zu treten. Sie war froh, als er wieder ging. Früher wäre das ganz anders gewesen, aber jetzt—?! Finster zog sie die Stirn zusammen: die Gestalt des Vaters stand ihr schon übergenug hier in allen Ecken. Es kam kein Sonnenschein auf ihr Gesicht den ganzen Tag.

Hans Bast fühlte es, daß die Tochter sich von ihm wandte. Sollte er sie zu sich zwingen? Er brauchte ihr nur zu befehlen, wieder nach Haus zu kommen, sie nicht mehr dort hinunter zu lassen, wo sich etwas angesponnen hatte zwischen dem dummen Jungen und ihr. Nein, sie mußte vorerst noch in der Mühle bleiben, unten brauchte er sie und oben nicht. Ei, was gab's viel in der Mühle zu essen! Er hatte auch in die Mahlstube hineingeblinzt: viele, viele Säcke mit weißem Mehl, über das hin vergnügte Mäuse Purzelbaum schossen. Auf dem Hof stolzierten Hühner in buntem Gemenge, den Kropf voll Korn; auf dem Dach gurrten Tauben, von Linsen und Erbsen dick. Kühe standen im Stall und Schweine im Koben. Er hatte sich alles genau angesehen. Nun mußte er nur noch von der Tochter erfahren, ob der Müller viel Bargeld im Hause hatte, und wo er es verwahrte. Und es war wichtig zu wissen, wo die Söhne schliefen — drei starke junge Kerle im Haus, der Alte stellte vielleicht auch noch seinen Mann. Wußte

man das alles genau, dann war es nicht schwer, hier mit Glück etwas auszuführen.

Hans Bast hatte nicht die Absicht, mit Bückler zu teilen; bei dem Zusammentreffen im Friedrichswald war ihm der zu hochfahrend und eingebildet gewesen — die Mühle blieb für ihn und seine zwei Handlanger allein, vielleicht daß er noch den Metzger Bruttig aus Bertrich hinzunahm. Das war zwar kein Gelernter, aber einer, der damit prahlte, daß es ihm gleich war, ob er eine Menschenkehle durchschnitt oder eine vom Kalb.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es waren seltsame Nächte, die jetzt kamen, man konnte bei einem klaren Mond- und Sternenschein lesen. In solch hellen Nächten war weniger zu befürchten als in den dunkeln, in die kein Licht des Himmels hineinscheint. Und doch hatte der Juge de paix von Lutzerath angeordnet, daß überall, in jedem Hause seines Kantons, von einer Stunde vor Mitternacht an bis zum ersten Tagesstrahl, ein Licht, und sei es noch so armselig, brannte. Es gewährte einen wunderlichen Anblick, in schneeverwehter Einsamkeit und nächtlicher Stille gelbe Pünktchen wie Irrlichter flimmern zu sehen. Diese winzigen Pünktchen, die gleich durchdringenden Blicken weit, weit in die Ferne sich bohrten, beunruhigten seltsam. Denen, die verbrecherisch schlichen, waren sie peinlich; denen aber, die unablässig die Runde machten, ein tröstliches Zeichen.

Adami hatte bei den Behörden durchgesetzt, daß Einwohnerwehren bewaffnet wurden. Die deutsche

Behörde war ängstlich: es sollte doch nicht sein, daß die Einwohner Waffen hatten, man fürchtete sich, die von den Franzosen gegebene Order zu übertreten. Oh, diese hündische Furcht! Adami war bleich geworden vor Zorn: war denn Leben und Gut eines einzigen deutschen Untertanen nicht mehr wert als eine französische Order? Unerschrocken wendete er sich an das französische Oberkommando. Er verbürgte sich mit seinem Ehrenwort, mit seiner ganzen Person — mochten sie ihn gegebenenfalls verhaften und was er besaß konfiszieren —, daß die Waffen sich nicht gegen die französische Besatzung kehren würden. Der Franzose wußte diese Mannhaftigkeit zu schätzen; noch waren keine acht Tage vergangen, als in den gefährdetsten Dörfern jeder Einwohner über siebzehn Jahre eine Flinte in Händen hielt. Eine Flinte, eine Flinte! Munition war auch geliefert worden. Das war ein Geknalle!

Adami gönnte sich keinen Tag mehr Ruhe. Er ließ sich ein Pferd satteln, auf dem ritt er in der Gegend umher. Es war nötig, die Leute zu unterweisen. In jedem Ort wurden Hauptleute ernannt, die die Wehren befehligten, für Manneszucht sorgten und auch dafür, daß die kostbare Munition nicht unnütz verknallt wurde.

So hatte es nur eines einzigen starken Willens bedurft, um eine Organisation, die wenigstens doch einigermaßen Schutz und Sicherheit versprach, erstehen zu lassen. Adami wurde oftmals gewarnt — wenn ihn ein Schuß aus dem Hinterhalt träfe?! Er ritt meistens allein.

„Mich kann ein Schuß treffen," sagte er ernst, „aber ich glaube es nicht. Leute wie ich werden alt, denn sie werden gebraucht." Er fühlte tief innen, ganz ohne Eitelkeit, die Überzeugung von der Notwendigkeit seines Daseins. Und dieses Gefühl gab ihm den Mut, den er zeigte, und die nötige Ausdauer.

Schon mehr als einmal war es dem Richter gewesen, als habe man es auf ihn abgesehen. Männer, die ihm begegneten, im Kittel des Bauern, sahen ihn oft so eigentümlich an, daß es ihn innerlich zwang, sich dann rasch und unversehens nach ihnen umzuwenden. Sie waren dann jedesmal im Gebüsch am Wege verschwunden, oder er sah hinter einem dicken Baum noch gerade einen Streifen ihres Kittels. Zuweilen fiel auch ein Schuß. Aber er ritt unbekümmert weiter. — — —

Heute war ein garstiges Wehen. Die strengste Kälte schien gebrochen, aber schlimmer als sie war der Wind, der über Lutzerath hinpfiff. Die Post war ausgeblieben, Schneelasten waren niedergegangen und hatten ihr den Weg versperrt. Was im Sommer so schön war, war jetzt unbeschreiblich trostlos. Kein Weg, kein Steg im verschneiten Einerlei.

Von seinem Fenster aus sah Adami die lange Reihe der Ebereschen, die das Band der Landstraße säumten. Sie standen heute geduckt und alle nach einer Seite geweht, demütige Bäumchen, die froh waren, nicht entwurzelt zu werden. Der Wind nahm ganze Hände voll Schnee und schleuderte sie gegen das Fenster; der Schnee war nicht trocken mehr, er

löste sich in wässerige Eiskristalle, die wie Tränen am Glas hinunterflossen.

Heute würde man nicht reiten können. Adami empfand es peinlich, denn gerade heute wäre es nötig gewesen, im Kanton Manderscheid bei dem Kollegen vorzusprechen. Die alte Lies hatte seinen Mantelsack schon gepackt, Adami mußte über Nacht fortbleiben. Theodor Mungel, ein Händler aus Manderscheid, wurde vermißt, und zwar war der zuletzt gesehen worden auf dem Weg hinter Dorf Bertrich. Bei dem Metzger Bruttig zu Bertrich hatte er ein Kalb verkauft. Die näheren Umstände waren noch festzustellen. Es war zu ärgerlich, daß das Wetter heute doch stärker war als der menschliche Wille!

Jetzt hätte es einer Hand bedurft, die glättend über die Stirn des Mannes strich, der am Fenster stand und unmutig in das wilde Wetter hinaussah. Adami war unruhig und unzufrieden: in den letzten Monaten so auffallend viele Verbrechen und noch kein Täter entdeckt! Er hatte die Empfindung, daß das moralische Elend der Zeit jetzt nicht mehr zu übertrumpfen war.

Wenn er den Schmied von Krinkhof nur einmal wieder sprechen könnte! Wie er hörte, sah man ihn öfter bei dem Bruttig in Bertrich einkehren. Aber Hans Bast ließ sich bei ihm nicht sehen. In vergangener Nacht freilich sah er ihn in seinen quälenden Träumen. Am Morgen wußte er nicht mehr, was ihn so beunruhigt hatte. Wenn der Schmied nicht zu ihm nach Lutzerath kam, mußte er ihn in Krinkhof aufsuchen.

Es dämmerte bereits. Der Friedensrichter zündete sein Lämpchen an und setzte sich an den Schreibtisch. Er hatte den Laden nicht vorgelegt: möchte sein bescheidenes Licht hinausschimmern in die Dunkelheit als ein Stern für einsame Wanderer. Er senkte den Kopf über ein Aktenheft: wie unendlich viel Papier wurde verschmiert ohne jedes Resultat! Überall Diebstähle — oft nur ein Huhn die Beute und deswegen Einbruch, und deswegen Totschlag! Mord, Mord! schrie es aus den Akten zu ihm auf. Wo war Theodor Mungel geblieben? Vielleicht auch totgeschlagen, des Geldes wegen, das er für sein Kalb erlöst hatte.

Der Wind schnob ums Haus, draußen düsterte jetzt bleiche Schneenacht. Des einsamen Mannes Kopf im Zimmer war hell beschienen, deutlich hoben sich seine von vollem Haar hochumbuschte Stirn, sein ernstes Gesicht und die Schultern, die sich ein wenig nach vor neigten beim Lesen, hinterm Fensterglas ab. Er warf einen großen Schatten hinaus auf den Schnee. Oder war da ein anderer Schatten?

Jemand duckte sich, der draußen gespäht hatte. Es schob sich ein Flintenlauf vorsichtig übers Fensterbrett.

Der Mann drinnen hatte das Gefühl: da draußen, da lauert etwas. Er wendete den Kopf, warf einen scharfen Blick durchs Fenster — nichts, niemand! Er sprang auf und rief nach der Magd, daß sie jetzt den Laden vorlege; Nacht und Wind waren zu ungetrost. Und dann ging er unablässig im Zimmer auf und nieder, die Hände auf den Rücken gelegt.

Wenn es ihm nur gelänge, den Hans Bast zum Sprechen zu bringen! Wenn er ihm verriet, wo der berüchtigte Bückler, der Hauptmann aller Banden, sich aufhielt, dann mußte es ihm ja gelingen, den zu fangen. Seiner geistigen Überlegenheit war er sich bewußt, denn auf wessen Seite das Recht ist, der ist geistig immer der Stärkere. Und was die Körperkraft anbelangte, nun: Mann gegen Mann. — — — —

Der Wind hatte sich über Nacht gelegt, es war kein Stöhnen der Stämme, kein Brausen wildbewegter Wipfel mehr, nur ein seufzendes Wehen, als der Friedensrichter nach Krinkhof wanderte. Es war ein weiter Weg und schwer zu gehen bei der tauenden Glätte. Die Luft, die noch die ganze Härte des Eises hatte, schnitt ins Gesicht. Oh, es mußte ein Höllenleben sein, jetzt in verlassenen Köhlerhütten der Wälder Unterschlupf zu suchen! Ob mancher von denen im Wald, der nicht gerade das Allerschlimmste auf dem Gewissen hatte, nun nicht gern der Räuberei Valet sagen und lieber im Zuchthaus Wolle spinnen würde? Das freie Leben, das zur Sommerszeit manchem herrlich dünken mochte, war jetzt ein Hundeleben — schlimmer, ein Hund hat eine Hütte und Stroh. Kein Halm auf der Flur, kein trockenes Plätzchen, Stürme, die den Wald und die Knochen durchpusten, das Brot immer teurer! Jetzt war die beste Zeit, um hungriges Wild zur Strecke zu bringen.

In dem Richter brannte es wie Jagdeifer, und doch kam ihm eine große Trauer. Diese graue feucht-

kalte Luft, die sich schwer auf die Brust legte, machte trostlos. Menschenjagd! Er fühlte die ganze Schwere seines Berufes, eines Berufes, der in dieser Zeit doppelt schwer war. Wenn er die Stützen des Himmels fassen würde und daran rütteln, nichts würde die Sonne heller glänzen machen auf diese verruchte Erde. Was war aus dem Moselland geworden, diesem lachenden Land der Schönheit?! Die Göttin der Vernunft hatte nicht Vernunft gelehrt, nur Unvernunft. Die Republik, die den Freiheitsbaum aufgepflanzt, hatte Altes umgerissen, aber das Neue, das sie dafür hingestellt, hatte nur lose Wurzeln. Herr Gott — Adami fühlte, wie es ihm heiß zu Kopf schoß — käme nur ein Sturmwind und bliese den wurzellockeren Freiheitsbaum um! Auch hierzuland hatten sie ihn umtanzt — Freiheitsbäume auf allen Märkten, junge schlanke Eichen von Eifelhöhen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Zum Lachen. Nie waren Menschen unfreier gewesen. Aber noch in Jahrhunderten würde das Volk ja das große Wort „Freiheit" nicht verstehen. Und Gleichheit? Einer wie der andere trieb dahin in der Gier nach Genießen — nur darin war Gleichheit. Und Brüderlichkeit? Kain schlug den Abel tot — der Besitzlose griff „brüderlich" nach dem, was der Besitzende sich durch fleißige Arbeit erworben hatte.

Ein Ende, oh, nur ein Ende dieser schrecklichen Zeit! Aber wie sollte sie anders werden? Ein bitterer Zug grub sich ein um den Mund des Wanderers. Er blieb stehen und wendete sich nach Westen: Westwind, von Frankreich her! War der unter-

nehmende Abenteurer, der dort das Direktorium gestürzt und sich aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze gestellt hatte, vielleicht derjenige, der dazu berufen war, eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurichten? Ein Mann, ein Mann! Der Schatten dieses Bonaparte fiel schon auf Rhein- und Moselland; die einen sprachen von ihm mit Furcht und Unwillen, die anderen voller Bewunderung, und hoffnungsvoll auch für Deutschland. Kam er zum Unheil, kam er zum Segen? Gott weiß! Der Nachdenkliche seufzte. Aber, was auch von ihm zu fürchten oder zu hoffen war, er war ein Mann, und man spürte ihn schon.

Adami war vor kurzem mit französischen Soldaten in ein Gespräch gekommen, die Leute erzählten von Bonaparte; und mit Enthusiasmus. Sie rühmten: schon war es ganz anders in der Armee, die Schlamperei wie weggeblasen, man mußte freilich strengen Dienst machen, aber die Vorgesetzten durften sich jetzt auch nicht mehr schonen. Der Bonaparte, der Soldat, der war ihr Mann.

In einer Zeit, die so arm an Begeisterungsmöglichkeiten war wie die jetzige, hatte sich Adami an den Leuten gefreut; ihre Zähne hatten geblitzt, ihre Augen geleuchtet.

Wie eine freundliche Vision zog jetzt auch plötzlich ein wenig Sonne am grauen Februarhimmel auf. Da lag die Ußmühle ihm zu Füßen. In die tiefe Schlucht hineingequetscht, hob sich schmal und hoch das Haus, an dem mit ständigem Rauschen und schäumendem Gischt die wilde Uß vorbeisauste.

Schwarz schaute das Felsenhaupt einer hohen Lay, an deren steiler Lavawand kein Schnee haften blieb, auf Mühle und Grund nieder. Und doch war die Mühle traulich. Auf dem im Sommer mit blühendem Hauswurz bewachsenen moosigen Strohdach, auf dem jetzt noch Schnee lag, ruhte es wie Friede. Augenblicklich stand die Mühle still, es gab im ganzen Land kaum Korn mehr zu mahlen. Hier schien doch noch einiges vorhanden. Adami sah, wie ein Mädchen vor die Haustür trat und die Hühner lockte, die auf dem reingefegten Hof sich über Körner hermachten. Auch ein ganzer Schwarm Tauben ließ sich nieder und umflatterte den Kopf der Futter Streuenden.

Adami fühlte wie eine Erheiterung dieses Bild einer behaglichen Wohnstätte. Und wer war dieses hübsche Mädchen? Der Müller hatte keine Tochter, nur drei Söhne. Adami trat durchs Tor in den Hof. An wen erinnerte ihn das ernsthafte Gesicht dieser jungen Person dort? Aus großen tiefdunklen Augen sah sie ihn an. Er fragte sie nach dem Müller.

Sie gab ihm Bescheid: der Müller war ins Dorf gegangen, die Söhne waren auch nicht zu Haus, und die Müllerin, die war krank.

Adami, der sonst nur seine alte Magd sah und die flachsblonden Dorfmädchen, die sich verschämt kichernd anstießen, wenn der Herr Friedensrichter an ihnen vorbeiging, war überrascht von diesem schönen und stolzen Gesicht: wo hatte er das nur schon einmal gesehen? „Wer ist Sie?"

„Ich bin die Maria," sagte sie einfach. „Hans Bast seine Tochter aus Krinkhof."

Aha, nun wußte er, an wen die ihn erinnert hatte: Hans Bast — und doch nicht ganz Hans Bast! In dem Mädchengesicht war viel mehr Güte und Ehrlichkeit. Er fragte sie, ob ihr Vater zu Haus sei?

„Weiß nit," sagte sie da plötzlich kurz und ablehnend, grüßte mit einem stummen Nicken und ging ins Haus.

Adami war einigermaßen befremdet: so bereitwillig zuerst mit der Auskunft und dann so abweisend? Die Tochter schien nicht gut freund mit dem Vater. Sie paßten wohl nicht zusammen. Adami ärgerte sich: er hätte sie zutraulicher machen müssen, vielleicht hätte er durch sie auch manches erfahren können. —

Er war erst eine kurze Strecke von der Mühlschlucht über den Steg nach Krinkhof bergaufwärts gegangen, als der Müller hinter ihm dreinrief. Der alte Mann keuchte vor Eile.

Der Müller grüßte kaum, er berichtete sofort atemlos: eben war er in Bertrich gewesen, da hatte man gerade den Theodor Mungel gefunden — eine Frau beim Holzsammeln in der Linnich — er lag da in einem Tannengestrüpp, ganz nackt, die Kleider hatten sie ihm auch genommen! Der Üßmüller war ganz außer sich, er faßte immer an seinen Kopf: so etwas, so etwas hier im Tal! So lang er denken konnte, war so etwas hier noch nicht vorgekommen.

Vor des Richters Augen flimmerte die Luft, sie tanzte in roten Punkten; das war sein Blut, das der

Zorn ihm zum Kopf getrieben hatte. Es sauste ihm in den Ohren. „Laßt den Mungel liegen in der Linnich, so wie er liegt," sagte er rasch.

„Meine Jungens halten Wache bei ihm."

„Und wo ist der Metzger Bruttig?"

„Den haben se im Verdacht. Noch hängt dat Kalb vom Mungel ausgeschlachtet beim Bruttig in der Metzgerei, aber er selber is nit da."

„Weiß kein Mensch, wo er hin ist?" Adami fragte es hastig.

Der Müller zog die Schultern hoch und schüttelte den Kopf: „Vielleicht zum Bückler!" — — —

Im Sturmschritt war der Friedensrichter nach Krinkhof hinaufgeeilt. Er hatte das Gefühl, keine Minute versäumen zu dürfen. Was er sich eigentlich von seinem überraschenden Besuch dort versprach, machte er sich nicht klar. Aber es drängte ihn: er mußte, er mußte den Krinkhofer sehen und sprechen! Er fühlte nach seiner Brust, wo unter der Jagdjoppe die Waffe sich barg: und wenn er Hans Bast die Pistole vorhalten sollte, er mußte es ihm abzwingen, daß er aussagte, was er irgend wußte. Wo steckte der Bückler? Ob der Tod des Mungel dem berüchtigten Räuber zur Last fiel, das schien ihm freilich nicht gewiß; es sündigten viele auf dessen Namen, vielleicht auch der Bruttig. —

Der Wind blies mit vollen Backen in das Gedränge der Wolken, die wie schwarze Schafe am Krinkhofer Himmel hineilten. Nun waren sie weg. An einem bleichen Horizont stand für kurze Minuten eine bleiche Sonnenscheibe, aber sie hatte nicht die

Kraft, der noch völlig winterlichen Höhe Farbe und Leben zu geben. Grau, kalt und düster alles. Wie ein drohender Finger bewegte sich die hochragende Tanne vor der Schmiede. Und nun jagten schon wieder die schwarzen Schafe daher, das bleiche Gesicht am Horizont versteckte sich rasch, einzelne Schneeflocken begannen zu flattern.

Der Schmied von Krinkhof öffnete seine Hüttentür: Donner und Doria, da hatte ihn ja zur rechten Zeit eine heimliche Ahnung getrieben, Ausschau zu halten! Da kam er ja gerade aus dem Wald heraus, der Schuft, der Spion, die verfluchte Spürnase! Beim ersten Auftauchen schon hatte Hans Basts scharfes Auge den Verhaßten erkannt.

Er schlug rasch seine Tür zu. Und nun rüttelte er die beiden, die auf einer Streu am Herd lagen und schnarchten. Aber Iltis-Jakob und der Schwarze Peter rührten sich nicht, sie hatten zu viel Branntwein in sich. Er wandte sich mit einem Achselzucken ab.

Ein dritter saß am Tisch und rauchte, argwöhnisch sprang er sofort auf, als sein Wirt nur „Pst" machte.

„In den Schrank, Bruttig!" Der Schmied schloß den Schrank auf, hastig drängte sich der rothaarige Metzger zwischen die Kleider; die Rückwand des Schrankes wich zur Seite, in das luftlose enge Räumchen dahinter schob ihn Hans Bast.

Und nun schloß er den Schrank. Er hatte gerade noch Zeit, die Pfeife des Mungel, aus der der Bruttig geraucht hatte, ins Herdfeuer zu werfen, als es klopfte. Ohne das „Entrez" abzuwarten, trat Adami ein.

Mit einem scharfen Blick überflog er den Raum. Also hier war der Raum, in dem der Wunderdoktor seine Tränkchen braute, in dem er Teufel bannte und Geister heraufbeschwor, wie die Abergläubischen sich erzählten? Kahl und sehr nüchtern sah es hier aus, halb Küche, halb Stube, um nichts besser und nichts schlechter, als in anderen ärmlichen Bauernhütten. Keine Phiole, kein Medizinfläschchen war zu sehen, kein Totenschädel; nirgend etwas, was geheimnisvoll auf naive Gemüter wirken konnte. Hinterm Weihwasserkesselchen bei der Tür steckten geweihte Palmzweige, und auf dem großen eichenen Schrank, der dunkel und klobig den Estrich beschwerte, stand eine buntbemalte Figur der Muttergottes.

Was führte den Bürger Friedensrichter zu ihm herauf? Hans Bast war erstaunt; dann bedankte er sich für die Ehre und lud den Herrn zum Sitzen ein. Er war nicht freundlicher als sonst und auch nicht weniger freundlich, mit großer Ruhe bewegte er sich.

Adami mußte sich gestehen: wenn der in anderen Kleidern wäre und in anderen Umgebungen, der könnte für einen Mann von Welt gelten. Er fand nicht den Ton, den er sich vorgenommen hatte, anzuschlagen. Der Schmied war so gelassen und sah ihm so ruhig und gerad in die Augen, daß er ihm heute viel vertrauenerweckender erschien als je vordem. Aber wer waren die Kerle, die da am Herd schnarchten? Die sahen desto weniger vertraueneinflößend aus. Mißtrauisch betrachtete er sie.

Hans Bast lächelte. „Bauern von da drüben!" Er wies mit der Hand wie weithin. „Han über

den Durst gesoffen. Sind schon öfter bei mir vorgekommen, wenn sie zu Markt herunter wollten an die Mosel. Konnten gestern abend nicht mehr weiter und —"

„Und da hat Er sie hier behalten," ergänzte in einem ironischen Ton Adami. „Wißt Ihr, Nikolai, daß der Händler Mungel aus Manderscheid, der vermißt wurde, heute morgen gefunden worden ist in der Linnich?"

„Hatt' wohl auch schief geladen," lachte der Schmied.

„Er ist ermordet." Der Richter beobachtete den anderen scharf. „Und nun sagt mir, was Ihr von der Geschichte wißt!"

„Ich? Ich weiß gar nix!" Hans Bast war aufs höchste verwundert. „Bin seit Tagen nit vom Haus fortgekommen, wußt nit emal, dat der Mungel vermißt wird. Wie kam der denn hieher?"

„Er war bei Eurem Freund Bruttig in Bertrich. Auf dem Heimweg von dem wurde er vor drei Mittagen zuletzt gesehen. Was wißt Ihr vom Bruttig?" Der Richter trat dem Schmied ganz nahe und flüsterte: „Ihr wißt doch von der Sache — sprecht offen — es soll Euer Schaden nicht sein! Ich erinnere Euch daran: Ihr habt damals mein Wort bekommen — also sagt, was wißt Ihr vom Bruttig, und wo ist der jetzt hin?"

Der Krinkhofer kniff die Augen zu, er fuhr sich über die Stirn, als ob er schwitze, und dann sprach auch er flüsternd: „Ihr habt den Bruttig zu Unrecht im Verdacht. Der hat den Mungel nit um-

gebracht. Aber" — er machte eine kleine Pause, als ob es ihm schwer würde, es zu sagen — „der Bückler!"

Ungläubig sah ihn der Richter an.

„Ja, ja, bei mir hier is der vorbeigekommen, er und seine Bande. Ich hab meine Tür versperrt, ich war nit zu Haus, ich will nit freund sein mit denen. Aber auch nit feind; dat kann mir niemand verdenken, denn ich wohn einsam. Hab ihnen dann nachgesehen oben von der Tanne, sind nach der Linnich zu hinunter." Er dachte nach: „Ja, ja, vor drei Mittagen war et!"

„Aber warum ist denn der Bruttig auf und davon?"

„Hoho, der kommt schon wieder!" Hans Bast lachte dröhnend. „Aus lauter Angst wird der auf und davon sein. Der fürcht' natürlich, dat Verdacht auf ihm liegt, weil er beim Handeln noch jedesmal Streit gekriegt hat mit dem Mungel. Ihr könnt et glauben, der find't sich schon wieder ein, sobald dat der weiß, dat sie den Richtigen haben."

„Und wo denkt Er denn, daß der Bückler jetzt steckt?"

Hans Bast sah sich um, als ob ihm Tür und Fenster nicht sicher genug seien vor Lauschern. Ganz nahe neigte er sich zu Adami hin: „Die sind der Grenz zu. Paßt auf, der Bückler und seine Gesellen, die wechseln nach Frankreich herüber!"

„Über die Grenze? Das wäre!" Der Richter tat völlig überrascht. „Ich hoffe, die Franzosen passen auf! Jetzt dürfte es wohl schon zu spät sein, die zu alarmieren," fügte er anscheinend besorgt hinzu.

Unter gesenkten Lidern hervor schoß der Schmied einen raschen Blick: glaubte der's oder glaubte der's nicht?

Adami glaubte es nicht. Kein Wort von dem, was Hans Bast ihm erzählte. Das war ja alles viel zu absichtlich und zurecht gemacht; auch kam ihm der Mann, trotz aller zur Schau getragenen Ruhe, etwas unsicher vor. Abermals regte sich die Abneigung in ihm, die er gleich beim erstenmal empfunden hatte, als der Schmied vor ihm stand; und heute war diese Abneigung noch stärker, und zu ihr gesellte sich der Argwohn: könnte dieser Mitwisser nicht auch Mittäter sein? Nein, das doch nicht! Dieser Mann mit dem stolzen Gesicht und den schönen dunkeln Augen, der Vater des Mädchens, das er soeben unten getroffen hatte, war kein Verworfener, war wohl nur einer, der sich darin gefiel, sich mit dem Schein des Alleswissens zu umgeben. Aus Eitelkeit, vielleicht auch um einiger Vorteile willen, deren Grund er freilich bis jetzt noch nicht sah. Aber es war jedenfalls geraten, die beiden Strolche da gleich mitzunehmen; Bauern waren das auf keinen Fall.

„He, aufgewacht!" Adami stieß einen der Schnarchenden nach dem anderen mit dem Fuß an. „Wer seid ihr? Was habt ihr hier zu suchen? Fort, marsch!"

Sie waren beide aufgesprungen, so völlig überrascht waren sie, daß sie gar keinen Widerstand wagten.

Adami ließ ihnen auch keine Zeit, sich zu besinnen, er stieß sie dem Ausgang zu.

Hans Bast vertrat ihm die Tür: „Wat fällt Euch ein, Herr? Leut' so erausschmeißen aus meinem Haus?" Es grollte etwas Drohendes in seiner Stimme, und ein Blitzen war in seinen Augen.

Aber der Friedensrichter hatte den Revolver hervorgezogen — auch in seinem Blick war etwas, das bedrohte — er entsicherte seine gute Waffe, hielt sie in der erhobenen Rechten und trieb so die beiden, noch immer Taumelnden, vor sich her.

Hans Bast starrte ihm nach: war der doch klüger, als er ihn eingeschätzt hatte? Jedenfalls war der mehr als unbequem. Er fluchte. Aber Geduld! Wenn's neulich nicht dazu gekommen war, mit dem abzurechnen, es fand sich schon wieder eine Gelegenheit. Nur noch Geduld und Vorsicht! Der Schmied ballte seine große Faust im Hosensack.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Friedensrichter ließ jetzt immer die Läden vorlegen, sobald es dämmerte. Er saß nicht mehr so hell beschienen am Fenster und zeigte seine hohe Stirn mit der leicht gepuderten Haartolle darüber. Er ritt jetzt auch nicht mehr ganz allein, entweder begleitete ihn sein Schreiber, oder ein großer Hund sprang vor dem Pferd her. Der war dunkelgrauschwarz wie ein Wolf, und die Zunge hing ihm lechzend aus einem blutroten Rachen. Die Leute fürchteten ihn, er sprang an auf: „Faß'!". Beim zweiten „faß'!" biß er gleich in die Gurgel.

Der Richter war verzweifelt: was nützte ihm aller persönliche Mut? Eigentlich war es ein Leichtsinn gewesen, damals, so ganz allein, die beiden

Strolche von Krinkhof mit herunterzunehmen. Hätte er schon seinen Miro gehabt, es wäre besser gewesen, dann wären die zwei ihm nicht entkommen. Ohne weitere Schwierigkeit hatte er die beiden Taumelnden und unsicher Gehenden vor sich hergetrieben, den Arm mit der Waffe immer erhoben, als er plötzlich gestolpert war über eine tückische Wurzel. Ein Ruck durch den ganzen Körper, die Waffe entfiel ihm, er bückte sich hastig nach ihr — da rannten auch schon die beiden davon, jetzt nicht mehr taumelig, sondern schnell wie die Hasen. Und ob er auch hinter ihnen dreinschoß, und dem Müller, der auf das Geknalle aus seiner Mühle gelaufen kam, zuschrie: „Haltet sie!", die Flüchtigen waren im Tannengestrüpp verschwunden gewesen, und man entdeckte keine Spur mehr von ihnen.

Das Gefühl verließ Adami nicht: der Schmied, der lachte ihn aus. An einem der nächsten Tage schon war Hans Bast in Lutzerath erschienen. Er wollte sich doch einmal erkundigen, ob der Bürger Friedensrichter mit den beiden Trunkenbolden auch gut von Krinkhof heruntergekommen sei? Adami fühlte den Hohn. Aber es lag kein Grund vor — wenigstens war jetzt keiner vorzuschützen — um den Mann festzunehmen. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihn anzufahren: „Entweder ist Er der dümmste Esel oder der schlauste Fuchs. Gauner waren das und keine Bauern!"

„Dann war ich eben der dümmste Esel," sagte gelassen Hans Bast. „Sie han mich gerad so gut für en Narr gehalten wie Euch, Bürger Friedens-

richter!" Und dann kraute er sich im Bart: „Hm, hm," und schüttelte den Kopf.

Dieser Mann war wie ein Fels, an ihm biß die Justiz sich die Zähne aus. Mit einer mutlosen Gebärde ließ der Richter die Hände in den Schoß sinken. Hätte er doch den Stab, mit dem Moses den Felsen schlug, daß der verschlossene Stein sich auftun müßte!

Der Metzger Bruttig saß wieder ruhig unten zu Bertrich; man hatte ihm nichts nachweisen können, und was die Leute wisperten, darauf war nichts zu geben. Es war also doch der Bückler gewesen, der auch diese Freveltat in der Linnich begangen hatte. Aber zu finden war der nicht. Sollte denn alles ungesühnt bleiben, was er verbrochen hatte? Adami fuhr sich mit nervösen Fingern durchs Haar. —

Noch immer herrschte der Winter, und nach dem neuen Kalender stand doch schon Germinal vor der Tür. Es lag nicht so viel Schnee mehr, stellenweis war die Erde schon nackt; es sproßte jedoch noch kein Hälmchen. In der Nacht bedeckte sich alles, was Wasser hieß: See, Teich, Tümpel, Pfütze, noch mit Eiskristallen. Nur der Bach, der an der Üßmühle vorbeischoß, der litt nichts auf seinem Wasser, das, wie über Treppenstufen, seinen schäumenden Gischt von Felsabsatz zu Felsabsatz stürzte. Um diese Zeit des schmelzenden Schnees donnerte der Bach, daß man laut schreien mußte, wenn man sich verstehen wollte. Das Haus erzitterte unterm gewaltigen Rauschen des Mühlrades. Es gab Arbeit. Der Erste Konsul, der siegreiche General Bonaparte, hatte

zwar viel zu tun in Paris, aber er vergaß seine Soldaten im Rheinland nicht; ägyptisches Korn, italienischer Mais waren angekommen. Alle Mühlen im Rheinland hatten Mehl zu mahlen für die französische Besatzungsarmee. Hätten gutmütige französische Jungen nicht manchmal von ihrem Weißbrot den deutschen Kindern gegeben, und hätten die Mütter nicht Fladen gebacken von ein wenig Kleie und Wasser, so wären viele von ihnen in diesem Winter Hungers gestorben. Wenn der Winter und sein Hunger doch nur endlich, endlich vorüber wären! — —

Julie Bläsius saß in der Hütte des alten Bauernweibs unten am Rondel, wo Johannes Bückler, unter dem Namen eines Jakob Ofenloch, wandernder Krämer aus dem Hessischen, sie eingemietet hatte als seine Frau. Es war hart für die Julie, so still zu sitzen; nun war sie hier schon seit Winteranfang. Da war der Knabe geboren worden, sein Kopf war so dick, daß es ihr fast das Leben gekostet hatte. Das alte Bauernweib hatte an ihr gerissen, als sei das Kind ein Kalb und sie ein Stück Vieh; trotz aller Standhaftigkeit Juliens hatte die Hütte widergehallt von ihren gequälten Schreien.

Nun war nicht daran zu denken, daß sie durch rauhes Wetter, bald hierhin, bald dorthin, und immer auf der Hut, ihrem Liebsten folgen konnte. Sie, die einst so Leichtfüßige, ging jetzt schwerer und ermüdete rascher; auch hätte sie nicht mehr in ihre Jungenhosen schlüpfen können, sie war für die zu sehr in die Breite gegangen. Das machte ihr Kummer.

Sie stand oft lange vorm Spiegelscherben und betrachtete sich: würde sie noch auf dem Seil tanzen können, oder sich aufs Pferd schwingen wie ein Mann? Eine Wut stieg in ihr auf, sie verwünschte den Jungen, der sie so viel gekostet hatte. Wenn sie dann aber daran dachte, wie sehr ihr Hannes sich über ihn freute, so riß sie das Kind aus der Wiege, überschauerte es mit ihren Küssen, drückte und herzte es so wild, daß es anfing, kläglich zu schreien. Es schrie überhaupt viel.

„Mein Kinner han nie nit esu vill Schpitackel gemaach," sagte die Alte vorwurfsvoll und steckte dem Säugling ein Leinenbäuschchen, das in betäubenden Mohnsamentee getunkt war, ins Mäulchen. So hatten sie Ruhe vor ihm.

Aber Julie fand doch keine Ruhe, sie mußte immerfort an den Hannes denken. Wo war er jetzt, was hatte er nun gerade vor? Ob's ihm auch glückte? Nun sie nicht mehr mit ihm war, ängstigte sie sich um ihn — früher hatte sie sich nie geängstigt, je toller je lieber — hatte er doch selber gesagt: „So lang du bei mir bist, kann mir nix passieren." Und ob er sie auch nicht vergaß? Eine immer rege Eifersucht war in ihr. Er hatte ihr zwar Treue geschworen, aber sie kannte ihren Hannes. Solange er nur Spaß machte, wie mit der Buzliesen-Amie und des Iltis-Jakob Frau — mit mancher anderen hatte er noch geschnäbelt — achtete sie's nicht für voll. Aber wenn er eine andere ganz bei sich hätte, das würde sie sich nie und nimmer gefallen lassen!

Gestern war Jakob Ofenloch dagewesen. Der Krämer-Jakob hatte ein Tabulett umhängen am Lederriemen; Seife und Tabak waren sein Hauptgeschäft, aber er hatte auch Band, Nadeln und allerlei Kleinkram zu verkaufen. Er hatte sich einen Bart stehen lassen, der kleidete ihn gar nicht gut; Julie hatte gebettelt und gescholten: „Den mußte dir wieder abnehmen lassen."

Aber er hatte es nicht gewollt; er fand sich so ebenso schön, und dann war er so weniger zu erkennen. Iltis-Jakob und der schwarze Peter, seine Besten, waren versprengt. „Und du bist auch nit mehr bei mir — ich mein' halt, ich hab nit eso recht Glück mehr!"

„Der verflixte Jung'!" Sie stampfte mit dem Fuß auf: „Wenn der nit wär!"

Da hielt er ihr rasch den Mund zu: „Du sollst so ebbes nit emal denken!" Es klang zornig. Und dann weich: „Der Jung', der macht mir esu vill Spaß. Klein Kinder sind doch dat allerschönste auf dieser Welt!" Er nahm den eingebündelten Kleinen behutsam in seine Arme, kitzelte ihn am Kinn und sah ihm bewundernd in die großen blauen, ein wenig starren Augen. Tänzelnd ging er mit seinem Bündel in der Stube auf und ab, pfiff und sang, und das kleine Hänneschen, das sonst so viel schrie, verhielt sich ganz still. Hannes wurde heiterer über dem Tändeln mit seinem Kind, so heiter wie er gewesen war in seiner besten Zeit. Er vergaß alle Widrigkeiten des schweren Winters. Jetzt kam ja bald Frühjahr, und wenn das erst da war, dann machten sie, daß sie

hier fortkamen, wanderten in ein neues Revier — die Rhön zum Exempel, die war gar so übel nicht.

Die Julie war gleich dabei, sie hatte es hier herzlich satt. „Hei, da kommen ich mit! Da braucht der Jung' mich nit mehr. Den lassen mir dann hier bei der Frau!" Zärtlich hing sie sich an ihren Hannes und schmeichelte ihm.

Er blieb die Nacht bei ihr. Aber es war keine Nacht mehr gleich jenen, die sie einst verbracht hatten auf dem Kallenfelser Hof. Hart und kalt war das Lager, und alle Augenblicke fuhr Bückler auf und lauschte: horch, Tritte! Hörte sie nichts? Pochte es nicht?! Ihre Arme zogen ihn immer wieder nieder, sie umschlang ihn und küßte ihn mit aller Gewalt, aber ihr Kosen, das ihn sonst süß eingelullt hatte, half nicht. Er war es nicht mehr gewohnt, ruhig zu schlafen.

Es war ein Glück für ihn, daß der Joseph Edinger, ein vermöglicher Weingutbesitzer zu Pünderich, und ein Mann, so fromm, daß er keine Messe ausließ und bei allen Wallfahrten vornan war mit Kreuz oder Fahne, einen Narren gefressen hatte an ihm. Und das war so gekommen: der Edinger war Wein verkaufen gewesen moselabwärts, als er zurückkehrte, paßten der Bückler und seine Gesellen ihm auf. Aus dem Buschwerk zur Seite der Straße stürzten sie, hielten das Wägelchen an, nahmen dem Edinger all sein Geld ab, und Placken-Klas und Fink der Rotkopf, die schlechter Laune waren, da der Hunger sie zwickte, wollten ihn gleich auf der Stelle totschlagen und ihn dann in die Mosel schmeißen. Da lag der

auf ewig stumm bei den Fischen. Das Pferd war kein Mensch, das konnte nicht wider sie zeugen. Jedoch der Hannes hatte das nicht gelitten. Der Edinger war niedergekniet und betete laut, Bückler stellte sich vor ihn zum Schutz, und als die Genossen murrend sich widersetzten, trumpfte er auf: noch war er, er allein es, der zu bestimmen hatte. Es war genug mit dem Geld, mit dem Pferd und dem Chaischen. Wenn der Edinger ihnen schwor, sie nicht anzuzeigen, dann konnte man dem wohl trauen; der war ja fromm, der brach keinen Eid.

Und der Edinger schwor „so wahr mir Gott helfe!" Und schwor noch extra bei den Heiligen und bei allen siebzehn Nothelfern dazu, daß er's nicht würde zur Anzeige bringen.

Danach hatte ihn Hannes noch ein gut Stück begleitet. Er traute seiner Bande doch noch nicht recht; die war durch den grausamen Winter erbittert, verbissen in ihrer Wut über ein ungerechtes Geschick, gereizt wie ein Tier, das, in die Enge getrieben, auf dem Sprung ist mit Klauen und Zähnen.

Der Edinger wußte sich gar nicht genug zu bedanken. Weiß Gott, daß einer, schon so bei Jahren und dürr wie ein Zaunstecken, dazu mit einem Weib, das unbekömmlich war wie purer Essig, daß so einer noch so am Leben hing! Das verwunderte den Hannes. Aber ihm konnte es ja recht sein, denn der Edinger, noch heilfroh, so davongekommen zu sein, hätte ihm gern, wer weiß was zuliebe getan. Sie sprachen freundschaftlich miteinander. Der Edinger salbaderte gern; er war der würdige Mann, der die erste

Stimme hatte im Kirchenrat und bei allen Wallfahrten Vorbeter war. Er predigte dem Sündigen von der Unruh der Seele. Und der Hannes gestand denn auch ein: er würde gern einmal ruhig wo sitzen, ohne Unruh und wissen, hier kommt keiner hinter dir her.

Der Edinger hatte ein Sommerhaus, das war früher einmal eines Adligen Jagdschlößchen gewesen; es lag eine Stunde über Pünderich in den Bergen und versteckt im Walde. Das bot er seinem Lebensretter an, es sollte ihm da an nichts fehlen. Es kam auch kein Mensch jetzt herauf, nur er würde ab und zu kommen und seinen Schützling besuchen.

„Und mich zur Tugend bekehren," lachte der Hannes. „Die Müh is verloren" — das Lachen war nicht ganz echt —, „dazu is et zu spät!" —

Julie Bläsius hatte am anderen Morgen schwer Abschied genommen. Wenn sie ihren Hannes nun auch nah wußte — es war gar nicht so weit, nur ein paar Stunden über den Berg nach Pünderich — so umhalste sie doch ihren Krämer-Jakob, als wäre es auf Nimmerwiedersehen. Und der weinte auch fast.

Sein Kind hatte der Vater vielmals geherzt und geküßt. Dann hatte er sich losgerissen und war langsam und jedem, der ihm begegnete, von seinem Kram anpreisend, seine Straße gezogen. Zuerst war Hannes bekümmert: ach, es war doch sehr traurig, von Julie und seinem Hänneschen sich trennen zu müssen! Aber bald pfiff er sich eins. Die Aussicht, morgen schon in das schöne Sommerhaus einziehen zu können, war lockend; dafür ließ man sich schon des Edinger Predigten gefallen.

XVI

Die französischen Herren zu Koblenz langweilten sich. Sie hatten zwar ihr Theater, aber erste Kräfte waren daran nicht tätig; man war von Paris her Besseres gewohnt. Zudem hatte man es satt: den ganzen Winter immer dieselben Frauenzimmer. Das Theater fing an leer zu sein. Dem Präfekten lag daran, seine Herren zu amüsieren. Die Pariser Tänzerin, die beliebte Cecilie Vestris, gastierte seit Monaten in der Provinz herum — jetzt war sie in Metz —, das wäre eine Idee, die nun hierher kommen zu lassen. Seine Herren würden begeistert sein!

Die Tänzerin war nicht gerade sehr erbaut von der Bitte des Präfekten, nunmehr die Stadt Koblenz auch zu beehren. Diese Bitte war, wenn auch verblümt, ein Befehl: als gute Republikanerin hatte sie einfach die Pflicht, ihn in der Ausübung seines Amtes zu unterstützen. Als Bonbon war eine große Gage in Aussicht gestellt. Zudem lockte es sie, zu den schon in ihrem Besitz befindlichen Juwelen, sich noch einige neue hinzu zu erwerben. Die Tänzerin machte sich auf die Reise. —

Die schöne Vestris lehnte bequem in den Polstern einer geräumigen Reisekutsche. Sie hatte den Reiseschleier, der sie bis an die Augen verhüllte, abgenommen; unterm Bandeau hing das rötlich gefärbte Haar in gedrehten kleinen Löckchen in Stirn und Schläfen, und eine große Locke ringelte sich aus dem griechischen Knoten am Hinterhaupt. Die Tänzerin schaute gleichgültig durchs Fenster

und betrachtete aus lauter Langeweile die Mosellandschaft.

Die war selbst bei dieser unfreundlichen Witterung schön. Rechts der Fluß — breite Wellen in einem glatten Stahlgrau dahingleitend — links schroffe Berge, unten nackt-felsig, oben von dichtem Wald bekrönt. Ab und zu eine Burgruine, kühn und verwegen über einem sich duckenden Dörfchen; weiße Kapellchen zwischen schwarzen Tannen, steile Stationswege, mehr für schwindelfreie Ziegen geeignet als für betende Waller.

Die Tänzerin gähnte: ach, immer dasselbe! Schon Tage und Tage unterwegs, bei Nacht schlechte aubergen mit harten Betten und ungeheizten Stuben, und dazu diese ewige, eintönige Fahrt! „Mon Dieu, hätte ich doch diese verwünschte invitation nicht angenommen!" Sie stieß mit den atlasbeschuhten Füßchen ihrer Kammerfrau, die ihr gegenüber saß, in die Schienbeine.

Diese gähnte auch: Madame hatte ganz recht, man hätte diese Fahrt nicht unternehmen sollen. Die Anstrengungen solcher Reise waren das Geringste, dafür war man ja jung, die Jugend spottet aller Anstrengungen! Die Kammerfrau, eine schon recht reife Person, warf sich in die Brust. Aber die Langeweile, oh, diese Langeweile, die war nicht zu ertragen!

Sie gähnten beide um die Wette. Und nicht einmal ein kleines Abenteuer, nicht eine émotion, die zerstreute, kein Kavalier! Auf der ganzen Reise kein Mannsbild, dem es sich verlohnt hätte, auch nur einen Blick zuzuwerfen.

Die schöne Cecilie zog den pelzgefütterten Reisemantel, der ihr von den Schultern geglitten war, fröstelnd über ihrem Busen zusammen, von dem, der Mode gemäß, ziemlich viel unbedeckt war. Ein Schauer lief über ihre samtige Haut. „Wie schön muß es jetzt bei uns in Paris sein, viel wärmer, viel sonniger! Oh, ich Unglückselige!" Sie klagte laut und begann die Hände zu ringen, deren Finger von Ringen funkelten. Jeder Liebhaber hatte das Recht und — die Pflicht, einen Finger mit einem Ring zu schmücken; und da es der Liebhaber viele waren, waren es auch der Ringe viele, sie hatten kaum Platz mehr an den zehn Fingern.

Herrin und Dienerin erschöpften sich in Lamentationen. Fern von Paris zu sein, war schon ein Unglück, aber nun gar hier im Land dieser Barbaren, einem Land, in dem es nur Mannsbilder gab, aber keine Kavaliere — da, ein Ruck. Der Wagen hielt plötzlich an. Lauter Wortwechsel.

Der Kutscher auf dem Bock schrie und peitschte auf die Pferde, der kleine Diener, der neben ihm saß, schrie auch: sie schienen Streit mit jemand zu haben. Da — ein Knall! Man schoß! Was war da?! Aufkreischend verbarg die Kammerfrau ihr Gesicht mit dem Mantelzipfel.

Draußen plumpten die großen Koffer vom Verdeck der Reisechaise. Die Vestris riß das Fenster hinunter: ihre Koffer, ihre Koffer, was ging mit ihren Koffern vor? Sie reiste mit besonderen französischen Ausweisen und Empfehlungsbriefen, es hatte kein Mensch das Recht, Hand an ihre Koffer

zu legen! Sie schrie es in die leere Luft, kein Mensch nahm Notiz von ihrer Entrüstung. Sie sah ein paar Männergestalten, die sich mit ihrem Kutscher herumbalgten. Nun hatten sie den überwältigt. Der Diener stand auch schon da, die Hände zusammengebunden und machte ein weinerliches Gesicht.

„Des brigants, des brigants!“ kreischte die Dame.

Da trat ein schlanker Mensch an den Wagenschlag und zog den Hut: „Mille fois pardon, Madame, exkusört! Steigt nur aus, Euch geschieht eweil nix. Mir han gehört, dat Ihr nach Koblenz fahrt — wollt die Freundlichkeit haben, bei uns eso lang zu verweilen, bis dat Euer Kutscher zu Koblenz hinterbracht hat, dat mir Lösegeld verlangen. Zweitausend Franken. Hm“ — er betrachtete sie bewundernd — „Ihr wärt auch zwanzigtausend wert. Sitzt wieder auf,“ schrie er dann den Kutscher an, „fahrt zu und sagt: zweitausend Franken sind, von heut ab in vier Tagen, zu bringen nach der Kapelle auf dem Reiler Hals, über Dorf Reil. Da legt sie hinters Altärchen. Wird dat Geld aber nit hinterlegt, oder kömmt Polizei, oder wird sonst mit Gewalt wat gegen uns unternommen, so muß die hier dat büßen. Sie stirbt zur nämlichen Stund.“ Er legte die Hand auf die Vestris: „Ich schwör et! Hat Er verstanden, wat Er ausrichten soll?“

Der Kutscher hatte verstanden; er hieb voller Angst auf die Pferde.

„Haalt, noch 'n Momang!“ Der Bückler warf einen Blick in den Wagen. Da saß noch eine drin, die Kammerfrau, und zitterte. Sie hatte den Mantel-

zipfel fallen lassen und lächelte süß — es war am besten, sich mit diesem Räuber gut zu stellen — sie machte Miene herauszukrabbeln. „Bleibt nur sitzen," sagte der Bückler trocken und schob sie wieder zurück, „Euch brauchen mir hier nit. Der Kleine da, der kann sich noch bei sie setzen." Er schubste den Diener zu ihr hinein. Und dann: „Allez wit, abgefahren!"

Der Wagen rollte davon.

„Erlaubt, schöne Dame!" Sorgsam legte Johannes Bückler der Vestris den Reisemantel, der ihr herabgeglitten war, fester um ihre Blöße. „Dat Ihr Euch nit verkühlt!" Galant bot er ihr den Arm.

Sie nahm den, sie sagte kein Wort. Das war doch die merkwürdigste von all den merkwürdigen Situationen, in denen sie sich schon befunden hatte! Ihr war gar nicht so angst, wie es vielleicht anderen Frauen in gleicher Lage gewesen wäre. Der Mensch sah durchaus nicht übel aus! Sie warf einen schnellen Blick auf ihn von der Seite, dann vertieften sich Grübchen in ihren zart gepuderten und getuschten Wangen. Ein bildhübscher Mann! Nun hatte sie die Abwechslung, nach der sie sich gesehnt hatte, ein Abenteuer, aber ein gar nicht so kleines. Ihr Herz klopfte nun doch. Ihr Gesicht rötete sich von der frischen Luft, sie setzte tapfer die Füße.

Aber sehr bald wurde sie müde. Ihre Atlasschuhe hielten dem Weg nicht stand. Ein Gehen auf einem Weg war es ohnedies nicht, es war nur ein Klettern über Wurzeln und Felsenschotter. Sie stiegen geradauf einen Berg hinan. Weit unten verschwand die Straße. Wald, Felsen und wieder Wald und weiter gar nichts.

„Wohin führen Sie mich?" Sie sagte es auf französisch.

Er verstand sie nicht ganz, aber er drückte ihren Arm: „Et geschieht Euch nix."

Hinter ihnen keuchten die beiden anderen, sie hatten die Koffer sich aufgeladen.

Es wurde noch rauher und steiler, für die zarten Schuhe noch unwegsamer. Die Vestris strauchelte, sie konnte nicht mehr, obgleich sie die Zähne zusammenbiß; sie stieß einen tiefen Seufzer aus und blieb stehen. Da hob der Räuber si auf und trug sie. Leicht legte sie den Arm um seinen Nacken und ließ, lächelnd, sich tragen: oh, es gab doch Kavaliere hier!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Sommerhaus des Edinger war auch jetzt schon behaglich, obgleich es noch nicht einmal Frühling war. Placken-Klas hatte mit Buchenkloben den Kamin vollgestopft, es war so warm im Raum, daß Cecilie Vestris das Schaudern verging. Das hatte sie doch angeweht beim Eintritt in dies einsame Haus, in dem außer ihr keine Frau war. Nur lauter Männer. Außer dem hübschen Schlanken gingen noch zweie ab und zu, die sahen aus wie borstige Eber, die die Zähne fletschen. Ihre Augen schielten sie an aus verwüsteten, lange nicht vom Barthaar befreiten Gesichtern. Und da war auch noch ein Dritter, der sah nicht so schlimm aus, obgleich er noch armseligere Kleidung trug als die anderen zwei. Er hatte sogar ein gutmütiges Gesicht, mit den Augen eines verdutzten Hammels.

Die Tänzerin war sich vollkommen ihrer Lage bewußt. Was würden ihre Verehrer in Paris sagen, wenn sie dieses Abenteuer zum besten gab! Es gehörte wirklich Mut dazu, hier nicht zu klagen und zu weinen. Die Vestris war ein Kind der Pariser Gosse, sie erinnerte sich auch als große Dame sehr gut daran, wie man mit dergleichen Leuten umgeht. Sie zeigte ihr gefälliges Lächeln und wußte es dem Anführer bald klar zu machen, daß sie nicht von den borstigen Ebern bedient sein wollte, sondern den verdutzten Hammel vorzöge. Und siehe da, der sprach besser französisch als deutsch.

Dieser Junge mit der dummverwunderten, geduckten Miene war der Bursche Jean-Claude, der damals den Kapitän d'Aubry begleitet hatte auf seinem Ritt über den Reiler Hals. Er hatte seinen Herrn fortschleppen sehen und konnte ihm nicht helfen, selbst wenn er's gewollt hätte. Aber er wollte es gar nicht; d'Aubry war ihm kein guter Herr gewesen und der Räuber waren sehr viele. Ihm taten sie weiter nichts, sie nahmen ihn aber in ihre Mitte, und er mußte mit, obgleich er ihnen weinend erzählte, daß er zu seiner Mutter nach Hause wollte. Sie lachten ihn aus. Sie dachten gar nicht daran, ihn laufen zu lassen: der könnte sie ja verraten. Und dann: ein gelernter Schneider, ei, den konnten sie gut gebrauchen! Selbst als die anfangs ständige Bewachung sich gelockert hatte, kam Jean-Claude nicht der Gedanke an Flucht. Wohin sollte er auch bei diesem grausamen Winterwetter? Verschneit und verfroren würde er sich verirren auf unbekannten Wegen. Ent-

weder der Bückler fing ihn wieder ein, und er mußte dann schreckliche Martern erdulden, oder er fiel streifenden Gensdarmen in die Hände. Und davor hatte er die größte Angst: die würden ihn der französischen Militärbehörde ausliefern. Er hatte einmal einen Deserteur erschießen sehen — ach, er kam dann nimmermehr heim zur Mutter! So flickte er denn Wämser und Hosen und war der geduldige Prügeljunge.

Hier spielte er aber auf einmal eine Rolle. Bückler bediente sich seiner als Dolmetsch, denn es haperte mit seinem Französisch ebenso sehr wie mit dem Deutsch der Französin. Nur beider Augen sprachen verständlich, und als die Dame ihn ums Kinn streichelte und mißbilligend dabei den Kopf schüttelte und das Näschen rümpfte, beorderte er sofort Jean-Claude, ihm den Bart ratzekahl abzuscheren. Als er dann mit seinem glatten hübschen Gesicht vor die Dame trat, spitzte sie die Lippen; er erlaubte sich's, einen Kuß darauf zu drücken.

Des Hannes leicht entzündliches Herz brannte lichterloh; so ein Püppchen hatte er noch niemals unter den Fingern gehabt. Noch war er behutsam, solch eine, schön wie ein gemaltes Altarbild, mußte man mit Vorsicht anfassen. Er tat sich an, so fein er konnte; der hellblaue Rock hatte zwar Flecken und die gestreifte seidene Weste schlotterte ihm ein wenig — die merkte den hungrigen Winter — aber die schmiegsame gelbe Hose saß ihm noch um die Beine wie eine Haut. Er betrachtete sich wohlgefällig. Den Brillantring des d'Aubry konnte er

leider nicht mehr an den Finger stecken, den hatte er verkaufen müssen, als die Julie niederkam, aber er hatte noch eine Chatelaine, die bammelte ihm jetzt auf dem Bauch, und so konnte er sich wohl sehen lassen als Kavalier. Er machte lange Toilette in der Schlafkammer, die einen Spiegel am Mauerpfeiler enthielt und das Ehebett, in dem der Edinger, trotzdem es sehr weich und bequem war, wohl nicht allzu angenehme Stunden hinter dem rosengeblümten Vorhang verleben mochte.

Jean-Claude half jetzt diesem Herrn, wie ehedem dem Kapitän d'Aubry, sein Gesicht war traurig dabei: der hatte gut lachen und vergnügt pfeifen, der hatte ein schönes Kleid und eine schöne Dame — aber was hatte er? Ach, heim, nur heim zur Mutter! Er stieß einen tiefen Seufzer aus.

Der Bückler wurde aufmerksam, und als er Tränen in des Burschen Augen, den er jetzt so notwendig brauchte, sah, legte er, fast zärtlich, ihm den Arm um den Hals: „Bist en guter Jung', sollst alleweil bei mir bleiben, Schankelod! So lang als ich leb. Wenn ich erst en Schlößche han, wirst du Schloßverwalter!"

Das Herz fiel dem Jean-Claude in die Hosen — alleweil bei dem bleiben, so lange der lebte?! Oh, da sei Gott vor! Er betete ein heimliches Stoßgebet.

Johannes Bückler hatte mit dem feinen Gewand, das er lange nicht Gelegenheit gehabt hatte zu tragen, auch wieder all seine Kallenfelser gute Laune angezogen und den alten Übermut. Ha, wenn jetzt der Frühling kam und die Wälder dicht wurden, dann gab's Beute genug, dann blühte sein Weizen

wiederum auf der Straße! Und sie hatten gut suchen nach ihm, sie fanden ihn nicht. Bis dahin saß er beim Edinger sicher. Alle Sorgen waren auf einmal wie weggewischt von seiner Stirn; selbst die Gedanken an seine Julie, aus deren Armen er noch vor wenigen Tagen sich so schwer gerissen hatte, waren ausgelöscht. Die saß ganz gut bei der Alten, die sollte nur fein sein Hänneschen hüten; er saß jetzt bei einer so Schönen und Feinen, daß all sein Sinnen und Bemühen darauf gerichtet sein mußte, der zu gefallen.

Er wußte, was sich ziemte für einen Galan. Er schickte Jean-Claude zu ihr hinein und ließ anfragen, ob es ihr genehm sei, wenn er ihr seine Aufwartung mache und ein wenig schwätze mit ihr am Kamin. —

Der Edinger hatte seinen Schützling wohl versehen. Er hatte den vor drei Tagen im Haus empfangen und ihm gezeigt, wo das Weinfaß im Keller lag, und was er ihm alles zugetragen hatte an Brot, Würsten, Speck und sonstigen Vorräten. Ein paar Butteln Schnaps fanden sich auch noch, die gut versteckt waren, aber Placken-Klas hatte sie doch aufgespürt. Backenbart-Toni hatte gestern ein Reh abgeknallt; die Leber, mit Tannennadeln gespickt, hatten sie gleich gegessen, nun sollte heute der Ziemer dran.

Jean-Claude hantierte in der Küche als Kochfrau; angestrengt dachte er nach, wie seine Mutter das Kochen gemacht hatte. Backenbart-Toni schnitt Speck in Streifen, der Rehrücken mußte gespickt werden; mit seinem Messer bohrte er die Speckstückchen ins

Fleisch und leckte sich dabei jedesmal über die Finger. Placken-Klas kniete vorm Ofenloch und pustete mit aufgeblasenen Backen. Draußen im Freien ein Feuerchen anzumachen, das verstanden sie besser, hier innen mit dem Herd zurechtzukommen, das fiel ihnen schwer. Endlich brannte der Küchenofen, und nun schmorgelten und brieten sie und leckten und versuchten, nicht nur wie drei, nein, wie sechs Köche. Jeder wußte es besser, und zuletzt geriet Placken-Klas so in Wut, daß er dem Toni den Eierfladen mitsamt der Pfanne in den Backenbart schmiß.

Es war ein sehr leckeres Mahl, das sie auftischten. Die beiden nun wieder Versöhnten schmausten in der Küche, Jean-Claude aber bediente die beiden drinnen.

Mit ernsthaft unbeweglicher Miene, so wie er es bei seinen Dienern gesehen hatte, servierte er; und wenn die Herrschaften zugelangt hatten, dann stand er hinterm Stuhl und wartete stumm.

Bückler ließ einen Krug Wein nach dem anderen aus dem Faß holen. Die Französin war an süßeren Wein gewöhnt, aber nun nahm sie auch mit diesem fürlieb. Sie tat wacker Bescheid. Ihre Augen, die doch noch ein bißchen unsicher geblickt hatten, verloren jetzt alles Scheue. Als Hannes seinen Teller an die Lippen führte und mit Genuß die Sauce schlürfte, tat sie desgleichen. Und als er mit zwei Fingern einen besonders guten Happen aus der Schüssel fischte und ihr den in den Mund steckte, schnappte sie zu und hielt Bissen und Finger fest mit scharfen Zähnchen.

Jean-Claude staunte: waren die schon gut freund!

Die Tänzerin bemerkte sein Erstaunen, sie lachte hell, und dann zog sie den verdutzten Hammel am Ohr. Der Bursche grinste. Nun lachten sie alle drei, und zwar so schallend, daß sie nicht hörten, wie draußen am Haus einer die Nässe sich von den Schuhen stampfte.

Der Edinger war es; er war in der Dämmerung heimlich heraufgewandert, um einmal nach seinem Schützling zu sehen. Er hatte sich vorbereitet auf ein eingehendes Gespräch und sich einen passenden Text zurecht gelegt: den von dem reuigen Sünder, der eher in den Himmel kommt als der Reiche, dem das so schwer wird, wie es einem Kamel schwer wird, durch ein Nadelöhr zu spazieren. Nun wollte er dem Bückler, um den es ihm wirklich leid war, lange und eindringlich ins Gewissen reden. Schon außen unterm Zimmerfenster hörte er das schallende Lachen. Er traute seinen Ohren nicht: kann einer so vergnügt sein, der wie ein Einsiedler in Reue und Zerknirschung sitzt? Als er in den dunklen Flur tappte, hörte er auch in der Küche Lachen und Singen. Was ging hier vor?

Er öffnete jetzt fast ängstlich und ganz leise die Tür zum Sälchen. Was, sah er recht?! Da saß der Bückler, fein angetan im hellblauen Rock wie ein Edelmann, und hatte ein Weibsbild auf seinem Schoß. Das hatte ihm den Arm um den Hals geschlungen und hatte ein Gewand an von so dünnem Stoff, daß es gleichsam war, als deckten Busen und Beine nur durchsichtiger Flor. Und jeder von den zweien hielt ein Glas in die Höhe, und sie klingelten damit aneinander und gerade, als er über die Schwelle trat,

tranken sie's aus auf einen Guß und schmissen die Gläser, über den Kopf weg, hinter sich, so daß die klirrenden Splitter die Mäuse schreckten. Und dann küßten sie sich.

„Bückler, Johannes!" Es war wie ein Schreckensschrei.

Aber der Hannes war kein bißchen erschrocken und kein bißchen verlegen. Er winkte dem Jean-Claude, der wie ein Ölgötze, die Augen rund und das Maul offen, in einem Winkel stand: „Bring neue Gläser! Für den Edinger auch 'n Glas. Und dann wat zu trinken!" Voller Eifer zerrte er seinen Gönner heran an den Tisch. Er zerdrückte ihm schier die Hände. „Dat is recht, dat Ihr nach mir kucken kommt!" Er war wirklich herzlich erfreut. Und nun sollte der gute Mann, der das garstige Weib hatte, sich's auch einmal recht pläsierlich ergehen lassen.

Der Edinger kam gar nicht zu Wort. Als sei alles so in der Ordnung, so erzählte ihm der Bückler den ganzen Spaß; er lachte sich halb tot dabei, verhaspelte sich vor Lachen und Eifer und lachte wieder, nicht ganz nüchtern mehr. Und die Schöne, die von seinem Schoß geglitten war und sich jetzt dicht neben den Edinger setzte, hatte auch einen Schwips.

So rot dem Bückler Stirn und Wangen glühten, so blaß wurde der Edinger. Maria hilf! Heiliger Joseph! Was hatte er sich da für eine Suppe eingebrockt. Seine Frau prügelte ihn, wenn die das hörte. Und, o weh, die Gensdarmen, wenn die nun kamen und ihn als Mitschuldigen aufgriffen! Schon sah er sich gefesselt und abgeführt.

„Du Satansbraten, du Höllenbrut," erhob er die Stimme gegen den Hannes, „schämst du dich nit, hei in meinem Haus mit deinen Menscher?! Ich will nix mehr von dir wissen, mach, dat du —"

Da legte sich eine zarte Hand auf seinen eifernden Mund, und die Schöne, die ihm so dicht saß, daß er's durch den Flor ihres Gewandes warm und weich verspürte, sagte schmollend: „Nix bös, immer lustick!" und fuhr ihm schmeichelnd mit ihren Fingerchen dann ums stoppelige Kinn. So hatte ihn noch keine gestreichelt. „Eia, eia," machte die lächelnde Schöne und ließ nicht ab. Und von der anderen Seite rückte der Hannes nah und fing auch an zu streicheln: „Seid doch nit eso bös!"

Sie schmeichelten dem Alten. Und da die Gläser entzwei waren und andere nicht mehr vorhanden, so brachte Jean-Claude steinerne Krüglein, wie man sie sonst hat, um Sauerwasser zu trinken, und schenkte gehorsam in die ein. Da dachte der Edinger: die sollen doch meinen Wein nit all' allein aussaufen, und trank deshalb wacker mit.

Er war rasch aufwärts gestiegen und von der Märzluft trocken im Halse geworden, hastig schüttete er das erste Krüglein hinunter, und, sieh da, es dünkte ihm auf einmal alles so seltsam nicht mehr und auch nicht mehr sündhaft. Er zog den Mund in dem Ledergesicht in freundliche Falten. Kaum sah das die Schlaue, so klatschte sie in die Hände: „Er lustick, er lustick!" Und, wutsch, ehe er entsetzt aufspringen konnte und abwehren mit beiden Händen, stand sie auf seinen Knien und von da auf dem Tisch.

„Trallala, trallala!" Die Tänzerin hob die Füße und trällerte sich was, sie stellte sich ganz auf die Spitzen; und dann gab es einen Wirbel, nur auf dem rechten Bein sich stützend und das linke um sich herum schlenkernd, als wäre das gar nicht festgewachsen, sondern hinge lose in einem lockeren Scharnier.

Dem Edinger blieb der Atem weg. So etwas hatte er noch niemals gesehen. Und Beine hatte das Frauensmensch, gerade wie Kerzen und biegsam wie Weidenruten und wie Marmel so weiß!

Der Hannes war auch begeistert: das erinnerte ihn an seines Julchens allerbeste Zeit. Aber die hier konnte es noch tausendmal besser, und sie war auch tausendmal schöner. Beifalljubelnd klatschte er in die Hände. Wenn man nur Musik dazu hätte! „Muhsik, Muhsik!"

Vom Beifallsgeschrei angelockt, kamen die zwei aus der Küche: der Hauptmann war wohl ganz toll geworden? Sie streckten ihre rotgedunsenen Gesichter zum Türspalt herein und grinsten: Kreizknippchen noch emal, die hatte ja eigentlich gar nichts an, aber es stand ihr gut!

Die auf dem Tisch war wie ein Irrwisch, bald hoch in der Luft, bald zwischen Schüsseln und Krügen, und immer so zierlich, ohne etwas herunterzuwerfen oder nur anzustoßen.

„Muhsik, Muhsik!" Nun schrie es auch der Edinger mit, die Augen quollen ihm aus dem Kopf, das Wasser lief ihm im Munde zusammen.

Da rannte Placken-Klas und holte zwei kupferne Deckel, mit denen klapperte es sich recht hübsch, und

Backenbart-Toni pustete seine Backen auf und parpte und posaunte wie ein ganzes Orchester. Der Bückler pfiff und klatschte in die Hände dazu, und der Edinger, der auch nicht zurückbleiben wollte, hatte seinen Stuhl hochgehoben und stieß den nun immer taktmäßig auf den Boden mit aller Kraft. Es war ein Höllenspektakel.

Die auf dem Tisch schien Atemlosigkeit nicht zu kennen und auch nicht zu wissen, was Müdigkeit ist. Sie war ein Vogel, der fliegt, eine Schlange, die windet, ein Schwärmer, der schwirrt, ein Ball, ein Kreisel; sie gab eine Probe ihrer Kunst, wie sie sie nie besser gegeben hatte vor Tausenden auf dem Theater. Hier tanzte sie freiwillig, hier war sie wie losgelassen, hier hatte sie auf nichts anderes zu achten, hier suchte ihr Blick nur den jungen Schlanken. Der streckte die Arme nach ihr. Und mit einem Schrei — halb in Triumph und halb in Verlangen — sprang sie herab, ihm gerad in die Arme hinein.

Der Edinger stieß sein Musikinstrument so heftig auf, daß die Beine zusammenkrachten; die Trümmer des Stuhls lagen am Boden. Das war ihm doch außerm Spaß, daß die zwei da sich jetzt so umhalsten, als wäre kein anderer Mensch noch dabei. Eine gottlose Frechheit! „Sodom und Gomorra" wollte er schreien; da war's auch so gewesen. Aber es wurde ihm grün und gelb vor den Augen, übel vor lauter Neid — oder hatte er zu hastig getrunken? Ihm schwindelte, er brachte kein Wörtchen heraus, er sank auf den nächsten Stuhl, und Jean-Claude mußte ihn stützen.

Als der Edinger wieder klar blickte, waren die beiden verschwunden; bei ihm am Tisch aber saßen zwei ruppige Gesellen, die ihm einschenkten und ihn trösteten: „Trink, Bruder, trink!“ Und er trank aus lauter Zorn über den Bückler, der sich mit der Schönen davongemacht hatte, und aus Kummer, daß er nun seine Rede vom Armen und Reichen und dem Kamel und dem Nadelöhr nicht halten konnte. Aber vielleicht war die auch hier angebracht? Er besah sich die ruppigen Tischgenossen, da überlief ihn ein Schauder: wenn die ihn nun hier abmurksen würden?

Er brauchte keine Angst zu haben, die beiden waren ganz friedlich. Sie sagten immerfort „Prost“, und fühlten sich stolz wie Könige in dem warmen Sälchen und an der besetzten Tafel. Der Wein ging zur Neige. Jean-Claude stieg in den Keller, aber das Fäßchen war geleert und auch schon die verborgenen Schnapsbutteln. Die beiden Genossen bedrängten den Edinger: er hatte gewiß noch etwas versteckt, heraus damit!

Es blieb ihm nichts anderes übrig, er ließ sich hinab in den Keller führen; alle drei begleiteten ihn. Da zeigte er ihnen denn die Stelle an der Wand, dahinter er seine köstlichste Kreszenz, aus Angst vor den Franzosen, eingemauert hatte wie eine Nonne. Placken-Klas donnerte gegen die Wand mit einer Axt, daß die Brocken flogen, Mörtel und Sand spritzten. Bald gähnte die Höhlung, das Fäßchen lächelte die Gierigen an.

Und nun gaben sie sich der Köstlichen hin mit einer Inbrunst, die ihresgleichen suchte. Aus der

Verzweiflung, mit der Joseph Edinger trank — alles wollte er doch anderen nicht lassen —, war bald eitel Verzückung geworden. Er spitzte die Lippen, schlürfte mit seligem Augenverdrehen und hatte binnen kurzem ganz vergessen, wo und mit wem er trank. Er hatte zwar in einem lichten Augenblick noch einmal an seine Rede gedacht und versucht, die an den Mann zu bringen, mit Stottern und Schlucken gelang es ihm aber nur bis: „Es ist leichter, daß ein Kamel" — da hielten Placken-Klas und Backenbart-Toni ihm grölend den Mund zu und huben mit Liedern an, die er sonst mit Entsetzen von sich gewiesen hätte. Heute stimmte er mit ein, und da er den unflätigen Text nicht wußte, sang er immer: „Lala — lalala." Und wurde so gerührt über den schönen Gesang, daß er unter Schluchzen erst den einen, dann den anderen umarmte. Es dauerte nicht lange, so lagen sie alle drei freundschaftlich umschlungen unter dem Tisch und schnarchten.

Längst war die Talgkerze auf der Tafel zum niedergebrannten Stummel geworden, der stinkend verlosch; dann hatte der Mond Licht durchs Fenster gegeben, bis auch er schlafen gegangen war. Jean-Claude hockte auf einem Schemel beim ausgebrannten Kamin, den Kopf auf der Brust und druselte. Plötzlich schlug er die Augen auf — ein rosiger Finger hob sich hinter dem Fenster, pochte da und rührte ihn an die Schläfen: „Wach auf!" Strahlende Morgenröte Und draußen begann ein Schirpen und Zwitschern, als grüßte das ganze Vogelheer einen Vorfrühlingstag.

Jean-Claude hatte nur wenig zu trinken bekommen, ein einziges Krüglein; er war gleich hell-wach, und sein Kopf war ganz klar. Leise stand er auf. Er hätte nicht so vorsichtig zu treten brauchen, selbst ein Donnern hätte die Drei nicht erweckt. Auch niemand anders hörte ihn. Er ging in den Flur und trat vor die Haustür.

Welch ein Morgen! Über Nacht war der Winter davongeschlichen, Wind wehte aus Süden, Eiskristalle waren fließende Tränen geworden, und allen Schnee, der noch herumgelegen, hatte die Erde verschluckt. Nach dem Dunst des Trinkzimmers erquickte ihn sanft-frische, erdduftende Luft. Die Vögel des Waldes lärmten, sie schrien laut: „Jetzt kommt der Frühling!"

War das wirklich so? Jean-Claude hob die Augen. Waldtauben, Spatzen und Häher, Meisen, Kreuzschnäbel und rotbrüstige Finken saßen überall auf den Zweigen herum, und da, hinter den Tannen, tauchte jetzt ein lang nicht gesehenes und doch altvertrautes Gesicht, freundlich und hell auf: die liebe Sonne.

Es war dem Burschen, als stieße ihn etwas vorwärts und zöge ihn schnell. Und nun wußte er auf einmal: jetzt war's an der Zeit, sich davon zu machen, seine Stunde, die war nun gekommen. Heim zur Mutter, zur Mutter! Und er rannte blindlings, ohne noch etwas zu überlegen, ohne sich Wegzehrung mitzunehmen, wie ein Toller davon — der Straße, der Straße zu!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Jean-Claude war noch nicht lange nach rechts gelaufen, als von links her eine Frau dem Hause zustrebte. Sie ging langsam und müde, aber doch war Ungeduld in ihrem Schritt.

Um drei Uhr morgens war Julie Bläsius aufgebrochen, sie hatte erst noch einmal das Hänneschen getränkt, alles weitere würde die alte Frau schon besorgen. Von dem letzten Zusammensein mit ihrem Krämer-Jakob hatte sie nicht die Freude gehabt, die sie sich versprochen hatte, auch war eine große Unruh in ihr zurückgeblieben: liebte er sie auch wirklich noch so? Es war ihr gleich hernach in den Sinn gekommen, als sie faul und verdrossen bei der Wiege saß: nun ist er dir so nah, daß du ihn doch bald einmal besuchen könntest, das Haus im Wald findest du schon. Er hatte es ihr beschrieben. Wenn sie mit dem Morgenrot auszog, konnte sie mit dem Abendrot wieder beim Hänneschen sein.

Wenn sie es sich nicht so herrlich ausgemalt hätte, hren Hannes noch im Morgenschlummer zu überraschen, so wäre es ihr doch nicht geglückt, den Weg in den paar Stunden zurückzulegen. Aber wenn sie nun an sein Bett trat — er hatte da gewiß ein warmes und weiches —, sich über ihn beugen konnte: „Hannes, ich bin's, dein Julchen," dann war alle Anstrengung vergessen. Placken-Klas und Backenbart-Toni, die er hatte mit sich nehmen wollen, die kannten sie gut, denen würde sie gebieten: „Pst, still!"

Sie verwunderte sich, daß niemand sie aufhielt. Das war doch mehr als leichtsinnig, wenn auch nie-

mand den Bückler im verlassenen Sommerhaus glaubte, so ohne jede Wache zu schlafen.

Der Eingang stand sperrangelweit offen, Totenstille im Haus. Sie lief geradezu, klinkte auf — nun war sie im Saal. Da lagen dreie am Boden. Erst kriegte sie einen großen Schreck, dann sah sie: die waren betrunken.

Aber wo war der Hannes, ihr Hannes? Das Herz klopfte ihr voll heißer Ungeduld, sie konnte es gar nicht erwarten. Vielleicht nebenan! Sie klinkte auch diese Tür auf. Halbdämmer im Zimmer.

„Hannes?" Sie sagte es zärtlich fragend. Ein großes Bett, ein rosengeblümter Vorhang — und jetzt ein gellender Aufschrei der Überraschung und Wut. Sie sprang auf das Bett zu, unbezähmt wie eine wilde Katze — was, den Bart hatte er sich nun doch abgeschoren, gewiß der da zuliebe?! — sie riß den Festschlafenden von der Seite der anderen weg und bearbeitete ihn mit ihren Fäusten.

Den Tag hatte sich die Julie anders gedacht und auch ihren Heimweg. Finster, das Gesicht hart und blaß, trieb sie den Mann vor sich her. Der mußte mit. Sie hatte ihm nur so viel Zeit gelassen, wieder das Wams des Krämer-Jakob anzuziehen und das Tabulett umzuhängen. Die wilde Wut, in der sie ihn geprügelt und das Weibsbild an seiner Seite gekratzt hatte und gerauft, daß die Locken flogen, war umgeschlagen in eine eisige Entschlossenheit. So etwas kam ihr nicht noch einmal vor. Jetzt blieb sie bei ihm, überall und immer und ewig!

Er wagte gar nicht sich zu wehren: ja, er sah es ein, die Julie war die beste, die einzige. Nur, als sie ihn aufforderte, der „Französ'schen" die Ringe abzuziehen, die ihr an den Fingern funkelten, erlaubte er sich einen Widerspruch. Aber der half ihm nichts, die Julie blieb dabei.

Wenn Hannes nun unterwegs ein Wort versuchte, so warf sie ihm nur einen Blick zu, der ihn wieder völlig einschüchterte. Er, der sonst so Recke, der Sieger bei allen Weibern, war heute, der Julie gegenüber, ein erbärmlicher Wicht. Er boste sich selber darüber, und er überlegte im stillen, wie er es nur anfangen sollte, sie zu versöhnen. Das war ihm augenblicklich das Wichtigste und dringender zu bedenken, als was aus denen da oben wurde, die er zurückließ. Placken-Klas und Backenbart-Toni würden sich, wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, schon mit dem Schankelod verziehen, und was dann aus dem schönen Weibsbild wurde, das ihm nach dieser gewaltsamen Ernüchterung übrigens nur halb so schön mehr erschien, das würde sich finden. Er selber durfte sich ja nicht mehr vor der sehen lassen. Nun galt es nur noch, die zweitausend Franken aus der Reiler-Hals-Kapelle zu holen. Und das würde am sichersten und am schlausten die Julie tun. Wenn sie nur wieder gut sein wollte mit ihm!

Er wälzte unlustige Gedanken. Stumm und mißmutig zogen sie ihre Straße dahin, die Vorsicht, nicht gesehen zu werden, ganz außer acht lassend. Erst, als sie unweit von sich auf der Straße einen Trupp Reiter bemerkten, der sich auf sie zu bewegte, Uniformen im

Sonnenschein blinkern sahen und Flintenläufe, wurden sie aufmerksam.

„Halte-là!“ Galt das ihnen? Ein Schuß fiel.

Wie gejagte Tiere setzten sie ins Gebüsch. Unwillkürlich griff Julie nach der Hand des Hannes. Und nun liefen sie wieder vereint.

XVII

Während unten in den Gärtchen der Dörfer die ersten Keime sich zeigten, die Vögel zwitscherten, und auf den Vorbergen an der Mosel der Schnee verschwunden war über Nacht, lag er weiter hinauf noch immer dick in den Mulden. Der Wind blies hart über die Eifel.

Der Bach donnerte an der Ußmühle vorbei, kalt und wild, und stürzte sich mit Brausen über die Schaufeln des großen Rades. Das war sein Gesang mit dem er den Vorfrühling begrüßte. Der Müller, ließ das Gangwerk abstellen, obgleich zu tun war — mochte die Lieferung liegen bleiben für die Franzosen! Wenn eine Seele abscheiden will, dann muß Stille im Haus sein und schon jetzt die Ruhe, die der ewigen vorausgeht.

Sie wußten alle, die Mutter würde es nicht lange mehr machen. Ein Wunder, daß sie den Winter noch so überstanden hatte! Wäre die Maria nicht gewesen, die sorgsame Pflegerin, sie lebte schon lange nicht mehr. Alle schlichen auf Strümpfen. Der Vater war wie gebrochen, er konnte und konnte es nicht fassen, daß sein gutes Weib vor ihm sterben sollte. War es denn wirklich nicht möglich, sie noch zu behalten? Aber der Arzt, den der Hubert weit hergeholt hatte von der Stadt Kochem, gab keine Hoffnung mehr. Das Wasser stieg und stieg, und wenn es erst bis zum Herzen der Kranken trat, dann war es aus. Jesus, dann mochte auch er nicht mehr leben! Der Müller saß stundenlang am Bett seiner Frau und hielt ihre Hand.

Maria stand hinterm Vorhang verborgen und beobachtete beide. Die Kranke litt, aber war das das größte Leiden, was der Körper aushalten muß? Sie sah es, die Atemnot, die Beklemmung und Schwäche, fochten die Müllerin trotz allem nicht an. Die stöhnte wohl, wenn die Luft ihr gar so knapp wurde und war dann sehr matt, aber meist war ihr Gesicht voller Ruhe und Frieden und so lieb, wie es in besseren Tagen gewesen war. Aber der, der etwas mit sich herumschleppt an Leid, so schwer wie ein Stein, und darf nichts davon wissen lassen, der leidet mehr. Oft glaubte Maria, es nicht mehr aushalten zu können. Der Martin ging ihr nach auf Schritt und Tritt. Erst neulich, als sie im dämmrigen Stall die frischgemolkene Milch für die Kranke holte, kam er hinter ihr drein. Sie waren ganz allein. Und er hatte sie in der laulichen Dunkelheit mit beiden Händen so heftig an sich gerissen, daß sie erzitterte. Er wühlte seinen heißen Kopf in sie hinein und stöhnte, er schluchzte fast: „Maria, warum is dann nit endlich Verspruch? Hast du mich dann nit lieb? Die Mutter will et gern, dem Vatter is et auch recht. Sag nix!" Sie hatte etwas herausstoßen wollen, eine Abwehr. Er verschloß ihr den Mund mit Küssen. Wie ein Sturmwind gingen Liebe und Verlangen über sie hin.

O Jesus Maria, sie liebte ihn ja so sehr, er war ihr irdische und himmlische Seligkeit. Wenn sie könnte, wie sie möchte, oh, sie würde schreien: „Ja, ja!" Aber sie war die Tochter Hans Basts. Und sie durfte ihre Hand nicht ausstrecken nach einem ehrsamen braven Mann.

Alles, was Maria früher nur dunkel geahnt hatte, und was ihr nach und nach heller geworden war, das stand jetzt grausam klar, in sie entsetzender Nacktheit vor ihr. Ihr Vater war ebenso schlimm wie der Bückler — vielleicht schlimmer noch. Seine Hütte war der Schlupfwinkel von Verbrechern. Zwei Kerle, schlimm wie die Teufel, hausten bei ihm.

Und er selber?! Sie konnte ihm kein Verbrechen nachweisen außer dem, daß er den Franzosen getötet hatte, letzten Sommer am Reiler Hals. Aber sie hatte das Gefühl, und dieses Gefühl verschärfte sich immer mehr und mehr zu einer unbeschreiblichen Angst: er wußte, wer den Händler Mungel in der Linnich umgebracht hatte — der Bruttig. Und er, er — war er auch mit dabei gewesen? „Jesus erbarm' dich!" Die schlaflos die Nächte Hinbringende rang die Hände und biß dann in ihre in ohnmächtiger Verzweiflung geballten Fäuste, um nicht laut wie eine Wahnsinnige herauszuschreien. Als sie neulich hinaufgegangen war, da hatte der Bruttig oben in der Hütte gesessen, dreist und frech, obgleich ihn jeder insgeheim „Mörder" nannte. Der Vater war freundschaftlich mit ihm beisammen, sie hatten heimlich viel zu reden gehabt, und als sie hinhorchte, schwiegen sie schnell. „Oh!" Sie stöhnte: all seine Ehrbarkeit war Betrug, seine Biederkeit kam nicht von Herzen. Alles, alles Verstellung und Lüge! Er hatte auch gar kein geheimes Wissen, war kein Doktor, wie die Leute annahmen. Ein wilder Zorn gegen den Vater erhob sich in Maria. Er, er hatte ihr noch viel mehr von ihrer Ehre genommen als jener Mann, der über sie hergefallen

war auf dem Wege von Trier. Oh, daß sie doch tot wäre! Der Stein in ihrer Brust sie niederzöge tief unters Wasser!

Sie beneidete wieder einmal die Frau da im Bett. Einst hatte sie der die Ehrbarkeit ihres Lebens geneidet — nein, nicht geneidet, nur sich auch nach solchem Leben gesehnt — nun aber neidete sie es der, daß die sterben durfte. Sie überlegte: sollte sie weglaufen von hier? Aber der Martin würde ihr nachgehen. Und sollte sie es der Frau, deren Tage gezählt waren, noch antun, daß eine andere sie pflegen mußte? Sie allein wußte ja, wie der Kranken das Kissen bequem lag, nur aus ihrer Hand wollte die Müllerin Medizin nehmen, die der Doktor gebracht hatte, und das bißchen Essen. Nein, noch mußte sie aushalten. Wenn aber das Wasser zum Herzen stieg, die gute Frau da tot war, dann lief sie gleich fort, und der Martin würde sie nimmermehr finden. Die Welt war groß und weit, irgendwo war ein Platz für sie, wo sie arbeiten konnte. Arbeiten: ja — aber vergessen: nein. Sie weinte.

„Warum weinst du?"

Maria erschrak: hatte die Kranke sie gehört?

„Hab dir et doch gesagt," sprach die Müllerin schwach, „daß der Martin dich will, so wie du bist. Kannst ruhig sein, der schmeißt dir nit vor, was dir geschehen is ohn deine Schuld. Jetzt soll Verspruch sein." Die schwache Stimme war stärker geworden.

„Wenn Ihr erst besser seid!"

„Ich werd nit mehr besser. Verspruch, jetzt soll bald Verspruch sein!" Die Kranke beharrte mit

Eigensinn. Dies Mädchen war so gut zu ihr, pflegte sie wie ein Engel, dem wollte sie nun, ehe sie schied, noch ein Liebes tun. „Morgen zu Mittag, wenn sie all' daheim sind, dann kommt an mein Bett. Der Vatter soll kommen, der Hubert, der Nikla. Und du mit dem Martin, ihr sollt hier stehen, dicht hier bei mir — ich will deine Hand in seine Hand legen — ich segne euch."

Maria weinte laut. Das Herz schien zu zucken in ihrer Brust: ach, wenn's doch in Stücke ging, sie niederstürzte, tot auf der Stelle! Sie konnte und konnte es doch nicht sagen, was ihr Vater für einer war, und daß auch sie nun zu schlecht war, um ihre Hand in die des Martin zu legen. Was sollte sie nur tun, um die Frau abzubringen?

„Morgen is Verspruch," wiederholte die Kranke hartnäckig.

„Sonntag. Wartet noch bis auf den Sonntag," stieß Maria heraus. Was der Sonntag anders machen sollte, das wußte sie freilich nicht; aber es war noch ein Aufschub, und sie klammerte sich daran.

„Warum dann bis Sonntag?" Die Kranke erregte sich.

„Ich will noch mit meinem Vatter sprechen."

„Ah so — freilich! Bist en gute Tochter." Die Frau beruhigte sich.

Tief senkte Maria den Kopf, sie fühlte die Hand der Frau über die ihre streicheln. Eine gute Tochter —! Sie biß die Zähne aufeinander, sie hätte sonst laut herauslachen müssen in Hohn und Pein. Aber Gott sei Dank, noch war es nicht Sonntag! Wenn ihr bis

dahin kein anderer Ausweg sich zeigte, dann mußte sie die hier, die ihr lieb war wie eine Mutter, doch einer anderen Hand überlassen; sie selber mußte dann fliehen. Wohin, darüber dachte sie keinen Augenblick nach. Dumpf war es in ihrem Kopf, und dumpf blieb es. Wie geschlagen ging sie umher.

Der Müller fühlte ihre Niedergedrücktheit, und sie tat ihm wohl in der seinen. Er sah darin lauter Trauer um seine Frau. Ach ja, wenn die Maria seiner Kranken helfen könnte, die täte es mit dem eigenen Herzblut — aber was sie nicht konnte, das konnte vielleicht ihr Vater! Das fiel ihm plötzlich ein. Der Schmied oben in Krinkhof war bekannt als Wunderdoktor. Hätte man den vielleicht schon eher geholt! In seiner Not klammerte er sich an diesen Gedanken wie an eine Rettung. Als er davon sprach, den Krinkhofer holen zu lassen, sah ihn Maria fassungslos an: was, ihren Vater an dieses Bett? Hans Bast von Krinkhof in dieses Haus?! Sie konnte sich nicht mehr helfen, sie brach in ein Lachen aus. Sie entsetzte sich über ihr eigenes Lachen, es klang ihr gräßlich.

Dem Müller mochte es anders geklungen haben. „Warum hast du mir dat nit längst geraten, wenn du weißt, dat dein Vatter helfen kann?" Er setzte all seine Hoffnung auf den Wundermann. Es war doch nicht umsonst, daß die Leute den holen ließen so weit hin, der hatte geheime Mittel, von denen kein gelernter Doktor was wußte. —

Als Martin den Schmied von Krinkhof ins Zimmer wies, war niemand darin als der Müller. Er saß am Bett, den Rücken gegen die Stube, hielt die Hand

seiner Frau und sah sie unverwandt an. Die Kranke war seit einer Stunde sehr unruhig, sie stöhnte in einem fort.

In die dunkle Ecke gedrückt, zwischen Wand und Bett, ganz vom kattunenen Vorhang verborgen, stand Maria. Sie wagte kaum zu atmen; sie wollte nicht wissen lassen, daß sie hier stand. Durch einen Spalt des Bettvorhangs beobachtete sie ihren Vater. So ehrbar war seine Miene! Und schön war sein Gesicht! Das sah Maria heut zum erstenmal. Und es regte sich leise eine Hoffnung in ihr: am Ende war er doch nicht schlecht — warum auch wäre er das? Reich war er noch nicht geworden, die Hütte war und blieb ärmlich. Daß man auch schlecht sein kann, aus sich selber heraus, daß ein äußerer Anlaß nur den Anstoß gibt, nicht aber der Grund ist, daß ein dunkler Instinkt, der gleiche, den das Raubtier besitzt, auch den Menschen treibt, das ahnte sie nicht. Ihr Blick brannte auf dem ruhigen ernsthaften Männergesicht und suchte das zu durchdringen.

Der Schmied verzog keine Miene. Er legte das Ohr an die Brust der Kranken, klopfte da mit gekrümmtem Finger und horchte lange; dann richtete er sich auf und stand nachdenkend. Die Augen blickten schwarz aus dem gelblich-blassen Gesicht. Er sprach kein Wort.

„Könnt Ihr helfen?" sprach angstvoll der Müller; das Stöhnen seiner Frau nahm ihm schier den Verstand. „Wird sie bald Ruh kriegen?"

„Sie kriegt bald Ruh," sprach feierlich der Wunderdoktor. Er zog ein Fläschchen heraus, schüttelte das und hielt's gegen das Licht.

Ah, das kannte Maria, das gebrauchte er auch bei erkranktem Vieh!

Von den gelben starkriechenden Tropfen — Pfefferminz, Melisse und Baldrian — träufelte er auf die keuchende Brust, rieb dann, rieb lange und sprach murmelnd unverständliche Worte dabei.

Der Müller machte große Augen — ja, ja, das tat gut, schon ging der Atem gelinder!

Er drückte dem Wunderdoktor dankend die Hand. Aber Marias brennender Blick haftete fest auf dem Mann, der da stand mit der Miene des Arztes. Scheinheiligkeit, Lüge, Betrug! Er wußte ja ganz genau, daß es hierfür kein Kraut mehr gab. Der Tod war im Zimmer. Und ihre Augen, dunkel wie die des Mannes, sahen den Vater so entsetzensvoll an, als sei der selber der Tod.

Der Müller legte die Stirn auf den Bettrand; nun die Frau still ruhte, fühlte er erst, wie zerbrochen er selber war.

Den Augenblick benutzte der Krinkhofer. Sein Kopf fuhr herum, seine Blicke stöberten in alle Ecken. Nun ging er leise zum Fenster, besah den Verschluß des Ladens, und nun ging er zur Tür, die nebenan zur Schlafkammer der Söhne führte. Er schob sie vorsichtig auf, guckte flüchtig hinein, zog sie dann wieder zu und sah nach dem Riegel.

Maria stockte der Atem: warum tat er das? Sie sah ihn durchs Zimmer schleichen, leise wie auf Strümpfen und flink wie einen huschenden Schatten.

Als der Müller den Kopf wieder hob, stand der Krinkhofer auch wieder am Bette. „Sie wird schlafen.

Die ganze Nacht," sagte er. „Legt Euch nur auch hin. Es braucht keiner zu wachen." Er ging zum Fenster und stieß das auf. „Laßt das offen. Wie soll Eure Kranke Luft kriegen, wenn Ihr das zusperrt." Er hob mahnend den Finger: „Also laßt auf!"

Maria schlich in den Stall. Da stand der Älteste und warf den Dung aus. Er fragte sie nach der Mutter. „Ein wenig besser." Aber sie selber glaubte nicht daran; die Kranke lag nur still. Der Hubert gähnte und reckte seine starken Arme in die Höhe: „Dann schlaf ich aber fest diese Nacht, ich bin rechtschaffen müd!" Sie hätte ihm sagen mögen: geh nicht zu Bett, sitz auf, wache, wache! Aber das konnte sie doch nicht, er hätte sie ja auch verwundert angesehen: wenn es der Kranken leidlicher ging, dann konnte man doch auch einmal schlafen, die letzten Nächte waren so schlecht gewesen, da hatte man sich gar nicht ins Bett getraut.

In der Mahlstube hantierte Nikla. Auch er fragte nach der Mutter, und als er hörte, die schliefe jetzt, sprach auch er von grausamem Müdesein.

Nein, die durften nicht schlafen, die mußten wach bleiben, aufpassen! In Maria war eine Todesangst. Sie wußte selber nicht, was sie fürchtete, aber daß da etwas zu fürchten war, des war sie gewiß geworden bei ihrem Lauschen. Warum hatte Hans Bast sich so umgesehen, warum hatte er den kurzen Augenblick benutzt, um durch die Stube zu schleichen? Sie sah seine schwarzen, scharffunkelnden Augen. Wenn sie's dem Martin doch sagen könnte, warum ihr so bang war! Aber der sollte nur schlafen gehen,

in sein Kämmerchen oben beim Taubenschlag, da lag er sicher, dort hörte er nichts, es fand ihn auch keiner. Und wenn der Hubert, der Nikla denn schliefen, so würde sie allein wach bleiben, Obacht geben im schlafenden Haus. Ihre Ohren waren so scharf wie die des Waldtieres, die hörten draußen auch den schleichendsten Schritt. Und wenn's der Krinkhofer selber wäre — „Vater" konnte sie den jetzt nicht mehr nennen — sie würde anlegen auf ihn. Ein Schuß, ein Knall, ein unterdrückter Aufschrei — hatte sie gut getroffen? Es sollte, es durfte denen in der Mühle nichts zuleide geschehen.

In der Stube hing die Büchse des alten Müllers, Maria lud sie heimlich und stellte sie sich zur Hand in die Ecke beim Bett.

Es war am frühen Morgen, als der Krinkhofer seinen Besuch bei der Kranken gemacht hatte, nun war der Mittag vorbei. Je weiter der Tag vorschritt, desto unruhiger wurde Maria. Wenn sie nicht drinnen in der Stube war, wo die Kranke noch immer schlummerte, so strich sie draußen umher. Ruhelos. Wurden die Ställe auch nachts gut verschlossen? War es nicht besser, man ließe bald den großen Kettenhund los? Der verriet jeden, der sich heranschlich, durch sein wildes Bellen.

Es würde sich schon keiner heranschleichen! Die Brüder lachten sorglos, sie waren sich ihrer Kräfte bewußt. Warum war sie denn auf einmal so furchtsam? Besorgt sah Martin das Mädchen an, ihm allein fiel ihre Unruhe auf. Seine hellen Augen blickten in ihre tiefumschatteten dunkeln. „Du mußt endlich

emal ausschlafen," sagte er. Und dann zu den anderen: „Die Maria opfert sich auf für uns." Zärtlich sah er das Mädchen an: „Wir können't dir nie vergelten."

Nein, das konnten sie auch nicht; aber nicht so, wie es der Martin vermeinte. Das bißchen Wachen in der Krankenstube das war ja nichts, aber die Angst, die atemraubende, den Hals zuschnürende Angst und die Qual all der Wochen, in denen sie heimlich einen Kampf geführt hatte gegen den Wunsch seiner Mutter und gegen den Wunsch des eigenen Herzens, das konnte nichts, nichts mehr wettmachen!

„Maria, du schläfst diese Nacht, und ich wach'," sagte der Martin.

„O nein!" Über ihr bleiches Gesicht schoß eine fliegende Röte. Das würde sie nie und nimmer zulassen. Die Mutter war so an sie gewöhnt, sie würde sich der Sünde schämen, sollte die arme Kranke sie nur eine Stunde vermissen. Sie fuhr ordentlich auf. Da mußte der Martin still sein.

Sie saßen beim Vesperbrot in der Küche, als der Hofhund anschlug. Und dann bellte er rauh und gab sich gar nicht zufrieden. Der Hubert ging hinaus, man hörte ihn draußen laut schimpfen.

Mit rotem Kopf kam er jetzt wieder herein: „Faules Gesindel!" Waren da zwei auf den Hof gekommen, der eine mit Schlitzaugen wie ein listiger Iltis, der andere schwarz wie ein Rußköhler, und sie hatten gebettelt. Gesunde Kerle, daß die sich nicht schämten! Als er sie gehen hieß, hatten sie ihm gedroht.

„Laßt die nit gehen, haltet die auf!" Maria sprang so heftig auf, daß ihr Schemel umpolterte. „Hubert,

Nikla, Martin, haltet sie fest, haltet sie fest!" Sie stürzte zur Tür hinaus auf den Hof, lief bis zum Hoftor: „Haltet sie, haltet sie!" Aber da war kein Mensch mehr zu sehen.

„Wat is dir?" Martin umfaßte sie. Aber sie wehrte ihn ab, fast unwirsch. Was war nur mit ihr? Sie war überanstrengt. Wenn sie doch wenigstens jetzt ruhen wollte, ein paar Stunden nur! Wenn die Zeit der Nachtwache kam, versprachen sie es ihr, sie zu wecken. Der Vater und Martin wechselten bis dahin sich ab.

Wie man eine Kranke führt, so führte Martin sie die Stiegen hinauf in sein Kämmerchen; unten in der Krankenstube, wo sonst ihr Lager war, da fand sie jetzt doch keine Ruhe. Es war ihm ein lieber Gedanke, sie dort oben zu wissen: da, wo er allabendlich lag, da sollte Maria nun liegen. Er streifte ihr die Schuhe ab und hob ihre Füße auf das Bett. Sie getraute sich gar nicht auf dies reine Lager, sie kam sich selber so schmutzig vor; ein Frost schüttelte sie. Er zog ihr die Decke bis zum Kinn herauf und breitete ihr noch seine warme Joppe über. Er küßte sie. Es war ein sanfter Kuß; sie kam ihm auf einmal so elend vor und so hilfsbedürftig. Und doch war eine Leidenschaft in diesem sanften Kuß, ein „Dich will ich".

Sie schloß die Augen, damit er ihre Tränen nicht merkte; sie hielt die zurück, so lange er noch bei ihr stand und ihr die Wangen streichelte. Aber als er endlich gegangen war, brachen sie hinter ihren geschlossenen Lidern vor, drängten sich Tropfen um Tropfen durch ihre schwarzen Wimpern und sickerten schwer hinab

zu dem schmerzlich verzogenen Munde. Das war zu viel, zu viel! Nun hatte er schon seine Spürhunde ausgeschickt — oh, sie erkannte den Iltis-Jakob, den Schwarzen Peter! Und dann kam er selber. Nun, sie sollten nur kommen! Entschlossen sprang sie auf und warf die Decke von sich, aber dann sank sie mutlos wieder zurück: war sie, ein Mädchen, denn stark genug, den Dreien zu wehren? Was sollte sie tun, was sollte sie tun?! Sie wühlte ihre Stirn in das Kissen. Dies war sein Bett, sein reines und glattes Bett, in dem sie zum ersten und zum letzten Male jetzt ihre Glieder streckte — ach, sie war müd! Hier hätte sie liegen mögen und schlafen bis zum Jüngsten Tag. Eine unendliche Traurigkeit war in ihr. Unter tiefen Seufzern faltete sie die Hände.

Heute in der Stunde der höchsten Not fand sie auch eigene Worte; sie gebrauchte nicht mehr die hergebrachten, alltäglichen Worte des Gebets, sie stammelte eigene Bitten in inbrünstigem Flehen. Und wie sie sich so sprechen hörte mit Einem im Himmel, der ihr ein besserer Vater war als der auf Erden, wurde sie ruhiger. Sie stand auf, sie strich das Bett des Martin sorgfältig wieder glatt, und es war ihr, als streichele sie ihn selber. Mochte er auf diesem Kissen einst mit einer ruhen, die besser zu ihm paßte als des Hans Bast Tochter! Jetzt ging sie zu dem hinauf! Ernst, fast feierlich war ihre Miene. Sie hatte mit ihm zu reden und wenn er sie totschlug darum, sie starb gern für die in der Mühle.

Die Sterne schimmerten, sie brauchte kein anderes Licht. Sich aufs Geländer der Treppe stützend, glitt

sie lautlos hinab, ohne auf die knarrenden Stufen zu treten. In der Krankenstube hörte sie sprechen — des Müllers und Martins Stimmen — in der Küche hantierte auch einer, und als sie jetzt sich über den Hof schlich, rief drinnen im Kuhstall der Nikla: „Hü, Braune, steh!"

Der Hund lag noch an der Kette, sie machte ihn los: „Pass' auf, pass' gut auf!" Das kluge Tier sah aufmerksam nach ihrem erhobenen Finger und wedelte dann. Es geleitete sie bis ans Hoftor, blieb dann stehen und sah ihr nach.

Nun war sie unbemerkt draußen; sie ging um die Mauer herum zu dem kleinen Steg, der gleich aus dem Gärtchen über den Mühlbach führte. Die Bretter zitterten von der Gewalt des Wassers, das unter ihnen dahinschoß, und schwankten bei ihrem eiligen Schritt. Sie lief geradauf, die steilste Abkürzung hinan. Hier ließen die Müllerssöhne das gefällte Holz hinuntergleiten, die Rutsche war so glatt wie poliert, aber sie klomm sie hinan. Sie hatte gar kein Gefühl, daß das schwer war, sie merkte auch nicht, daß es jetzt dunkel war, und sie ohne Weg durch Gestrüpp sich Bahn brach. Sie raste bergan, sie mußte ja eilen, mußte ihn zurückhalten oben, und dann wieder unten zurück sein, wenn ihre Nachtwache begann. In ihren Schläfen hämmerte das Blut, vom raschen Lauf stachen ihr die Seiten, das Atmen tat ihr weh, aber sie rannte. Gott sei Dank, nun sah sie wieder die Sterne! Das Dickicht war zu Ende, sie hatte die Höhe erreicht.

Ganz einsam lag die Krinkhofer Flur, eine Ein=

öde unter nächtlichem Himmel. In der Hütte des Schmieds brannte ein Licht. Der trübgelbliche Schein sickerte durch den Türspalt. Maria drückte die Klinke nieder — verschlossen. Sie legte das Ohr an den Spalt: drinnen ein Flüstern, ein Rascheln, sie hörte die Leiter ächzen, die hinauf zum Dachgeschoß führte.

Jetzt rief der Schmied: „Wer da?"

„Ich, die Maria!"

Nun öffnete er: „Du —?" Es war Erstaunen in seinem Ton und Unwillen. „Wat willste?"

Fast war es ihr so, als wollte er sie wieder hinausdrängen, aber sie ging stracks durch den Flur und in die Stube hinein. Da war es wie immer, Feuer brannte im Herd und der Kienspan schwelte, und doch war's nicht wie immer. Hier hatten ihrer mehrere gesessen, nicht Hans Bast allein. Auf dem Tisch standen noch vier halbleere Schnapsgläser.

Sie sah dem Mann gerad ins Gesicht. Nie hatte ihre Stimme früher so wie heute geklungen, so entschlossen und jeder Unterwürfigkeit bar. „Ich weiß wohl, der Iltis-Jakob, der Schwarze Peter und der Metzger Bruttig sind bei Euch — Ihr hättet sie nit nach oben zu schicken gebraucht. Ich weiß et, Ihr wollt heut zur Nacht in der Mühl einbrechen und —" sie holte tief Atem.

„Du träumst." Er versuchte ein Lachen, aber das kam nicht recht heraus. „Maria, du träumst!" Wieder versuchte er den alten beschwörenden Ton. Aber sie schüttelte energisch den Kopf.

Woher wußte das Mädchen, was sie heut vorhatten? In einer Stunde hatten sie aufbrechen wollen. Um

die Mitternacht zog der Mond auf bis dahin mußte schon alles geschehen sein. Neben der Mahlstube schliefen die Söhne — ins Zimmer der Kranken stieg man durchs Fenster ein — das Fenster würde offen stehen, so wie er es angeordnet hatte — vor die Tür, die von hier in die Kammer der Söhne führte, schob man den Riegel — im Krankenzimmer war nur die Maria — sie würde den Mut nicht haben, zu schreien. Und durchs Mahlstubenfenster drangen derweil der Schwarze Peter und Bruttig ein, die fürchteten Tod und Teufel nicht, die wurden auch mit den Jungens fertig, sollten die in ihrer Kammer sich nicht einschüchtern und sich nicht binden lassen. Hofhund und Hofmauer waren kein Hindernis. Iltis-Jakob stand an der Haustür. So war alles aufs beste verteilt, der Plan gut gemacht — alles geschwind und leise. Und nun kam die und wollte ein Hindernis sein?!

Mit funkelnden Augen sah Hans Bast seine Tochter an: sie sollte es nur wagen, ihm zuwider zu sein! Maria hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie wieder umkehren zur Tür. „Halts Maul, setz dich, du bleibst eweil hier!“ Er packte sie bei der Schulter, sein Griff war so gewaltig, um Knochen zu brechen. Aber sie riß sich los, er vermochte es nicht, sie zu halten.

Sie ballte die Faust gegen ihn: „Ich schrei: Diebe! Räuber! Ich schrei die unten wach, sie hören euch kommen!“ Ihre Stimme, die sonst sanft war, schrillte durchdringend: „Den Franzos habt Ihr tot gemacht, den Mungel in der Linnich auch, aber denen unten rührt Ihr kein Haar an. Ich will et nit, ich tu et nit leiden!“

„Du hast nix zu leiden." Er stieß sie zur Seite, sie hatte sich vor ihn gestellt. „Aus dem Weg, Fraumensch!"

„Ich geh nit aus 'm Weg, ich bleib Euch im Weg. Ich leid et nit, dat Ihr denen wat antut. Bleibt! Ihr bleibt!" Sie packte ihn an, sie krallte sich in seine Kleider.

Er wollte sie abschütteln, aber sie hielt sich fest an ihm; wenn er sie schon gedachte zu Boden zu werfen, so gab sie geschmeidig seiner Bewegung nach, schnellte sich dann wieder auf mit ihm. Er wurde sie nicht los, sie hing ihm an, wie mit ihm verwachsen. Er keuchte, sie keuchte; sie rangen miteinander, Vater und Tochter, zwei erbitterte Feinde.

Nun ließen Marias Kräfte doch nach. „Tut ihnen nix!" ächzte sie.

Den Augenblick ihrer Schwäche benutzte der Mann; als er ihre Hände sich lockern fühlte, fuhr er ihr mit der Faust ins Gesicht und stieß sie so wütend von sich, daß sie zu Boden stürzte. „Laß deinen Fürwitz — dat haste dafür!"

Sie hatte sich weh getan, im Fallen hart die Tischecke gestreift, aber sie gab keinen Schmerzenslaut von sich. Langsam richtete sie sich wieder vom Boden auf.

Und da erschrak er. Aus einem todbleichen Gesicht starrten ihn zwei Augen an — Augen wie Flammen, Augen der Cherubim am Tag des Gerichts. Blut strömte über das Gesicht, an der Stirn klaffte eine Wunde. Und die Hand hoch erhoben, als hielte sie das flammende Schwert, so rief sie mit einer Stimme, die nicht der Maria Stimme

mehr war — sie hatte einen ehernen Klang, sie deuchte ihm schier übernatürlich: „Du bist verflucht, du Mörder! Ich zeig dich an!“

Es war ihm, als schlüge jedes Wort wie ein Hammer auf seinen Kopf. Er wollte sich wieder auf sie stürzen, ihr den Mund zuhalten, aber er konnte es nicht. Die Arme waren ihm auf einmal ganz schwach. Das war doch schrecklich, was dieses Mädchen da schrie — seine eigene Tochter!

Sie weinte plötzlich laut auf, fiel vor ihm nieder, umfaßte seine Knie: „Hört auf mich, hört auf mich! Tut ihnen nix!“

Es zuckte ihm im Fuß: sollte er sie treten, zu Boden stampfen? Aber sie weinte, wie er noch nie einen Menschen hatte weinen hören; nicht sein Weib, wenn er das schlug, und nicht einen, der ihn um Gnade bat. Dieses Weinen war fürchterlicher. Und dieses Blut, das ihr übers Gesicht rann, war auch fürchterlich. Das klagte ihn an.

„Steh auf!“ Sie war auf einmal ganz still geworden, ihre Stirn berührte den Estrich; sie stand nicht auf, blieb wie leblos liegen. Da faßte ihn ein Grauen: was hatte er ihr getan?! Um die da unten in der Mühle, um die weinte sie so? Und um die hatte er das Blut seines Kindes vergossen? Um Leute, die er haßte, weil sie all das hatten, was er nicht hatte: Besitz, Ehrbarkeit und ein ruhiges Gewissen. „Was gehen sie dich an!“ schrie er rauh.

Da hob sie den Kopf, ein weicherer Ausdruck verschönte ihr zerstörtes Gesicht: „Eine Mutter is da unten — ich hatt' als so lang keine Mutter mehr.

Der Martin is da — er hat mich lieb — wenn ich dem Hans Bast seine Tochter nit wär, könnt ich den freien." Der weiche Ausdruck verschwand, jetzt war nur noch Gram in ihrem Gesicht: „So nit."

„Ich bin der Sippschaft als Vatter wohl nit gut genug?" Er lachte in kalter Wut. „Wart, die sollen mich kennen lernen!" Und dann, eh' sie wußte, wie ihr geschah — sie konnte sich nicht mehr wehren, so gewaltig faßte er sie um den Leib — schleifte er sie zum großen Schrank. Er riß den auf — die Hinterwand wich. Er stieß die Halbbetäubte in den dunklen Raum, die Feder der Rückwand schnappte wieder ein — sie war gefangen. Sie hörte noch sein zorniges Lachen. Dann war alles still, er hatte die Schranktür verschlossen. —

Mit steifen Knien klomm Hans Bast die Leiter zum Dachgeschoß hinauf: warum ließen die oben denn nichts von sich hören? Lange genug hatten die sitzen müssen und warten auf ihn. Die Maria — die Maria —! Sie war ja jetzt still.

Da war der winddurchpustete Speicher und, durch Bretter abgetrennt, die schmale Kammer der Tochter. Aber kein Mensch. Hans Bast sah sich um: o die Halunken! Die Luke stand offen, nicht allzu tief war's zur Erde, da waren sie hinuntergesprungen, heimlich abgezogen, und ohne ihn! Die Gierschlunge! Und er hatte es doch ausgekundschaftet, den Plan gemacht! Er fluchte, aber die rechte Wut war nicht in seinem Fluchen. Noch konnten sie nicht unten im Tal sein, sollte er ihnen nacheilen? Sie würden sich herausreden: vorausgegangen, zum Auskundschaften.

Er spuckte aus: verächtliches Pack! Sie hofften die Beute allein zu machen, nicht mit ihm teilen zu müssen.

Langsam kroch er wieder in die Stube hinunter. Da war es totenstill. Wo vorhin der Tochter Stimme gebeten, geweint, gedroht und angeklagt hatte, so seltsam stark wie aus einer anderen Welt, da nagte jetzt keine Maus, und kein Holzwurm schrapte. Selbst das Feuer auf dem offenen Herd knisterte nicht mehr, es war zusammengesunken zu Asche.

Der Einsame ließ sich schwer nieder; mit einer einzigen Handbewegung fegte er die Schnapsgläser vom Tisch, daß sie klirrend in einer Ecke zerschellten. In düsterem Brüten senkte er den Kopf auf die Brust. Ihnen nachzugehen, daran dachte er jetzt nicht mehr — mochten die drunten alles allein an sich reißen! Nun wünschte er fast, die Müllerssöhne wären wach und schickten ihnen eine Ladung Schrot in die Beine. Dann würde die Maria auch Ruhe geben, ihm nicht mit ihren Bitten mehr in den Ohren liegen. Ihre Drohungen fürchtete er nicht — sie würde ihn nun und nimmer verraten, sie war sein Fleisch und Blut — aber ihr Flehen, ihr Jammern. Und dieses Weinen, dieses Weinen! Er hörte es noch immer ganz deutlich.

Der in sich Versunkene sah sich scheu um — sie war nicht mehr da. Ob ihr auch in dem luftlosen Raum der Atem ausging? Er lauschte. Der Bruttig hatte neulich gesagt, man ersticke fast da drinnen. Freilich, der hatte Stunden und Stunden im Versteck gesessen; ganz in Schweiß gebadet, naß wie eine Maus, die

voller Angst in der Falle sitzt, war er wieder zum Vorschein gekommen. Das rote Haar hatte an seiner Stirn geklebt, die mit Sommersprossen besprenkelten Hände hatten gezittert. Ob es nicht besser war, er ließ das Mädchen heraus? Schon machte er einen Schritt zum Schrank, dann ging er doch lieber zur Tür. Eingefleischte Gewohnheit trieb ihn zum Spähen.

Er stand vor seiner Hütte, das Ohr in die Richtung des Ußtals geneigt. Sie mußten jetzt lange schon unten sein. Es war auch an der Zeit, der Mond begann hell zu scheinen. Da — plötzlich ein Knall! Und nun noch mehr Schüsse. Dumpf rollten sie in den Schluchten wider, ein Echo vervielfachte sie.

Wie dumm, wie dumm, was schossen sie denn wie toll?! Sie zogen mit ihrem Schießen sich das Dorf und die Einwohnerwehr auf den Hals. Voller Unruh kletterte der Mann auf die Tanne. Nichts, was beunruhigte, konnte er sehen. Tief unten, in friedvollem Schweigen, das vor kurzem noch dunkle Tal, jetzt freundlich beglänzt vom Mondlicht. Die Sterne, die am nächtlichen Himmel geflimmert hatten, waren nicht sichtbar, das mehr und mehr flutende Mondsilber hatte alle gelöscht. Heller als am Tag sah man die Felsnasen der Mühlschlucht aus dem Wald emporragen. Es war dem scharf Lauschenden fast, als höre er den Wildbach brausen und donnern.

Sollte er hinuntereilen, den Genossen zu Hilfe kommen? Er wurde das unheimliche Gefühl nicht los: denen war der Überfall nicht geglückt. Die Schüsse, die Schüsse! Schon schickte er sich an, von der Tanne herunterzuklettern; dann blieb er doch

oben, stieg in die höchste Spitze hinauf, die unter seinem schweren Gewicht schwankte und schüttelte, hielt sich da fest und lauschte: würden sie kommen? Die Nacht war kalt, ihr Atem noch eisig hier oben; wie Wölfe kamen plötzlich dunkle Wolken daher, der Mond verkroch sich vor lauter Angst.

Frierend, ungeduldig harrend, hing der Mann oben im Baum. Noch immer kam keiner zurück. Die Hände verklammten ihm, er konnte sich kaum mehr festhalten. Vom Wind, der gegen Morgengrauen wie ein Sturm zu blasen begann und von der eigenen peinvollen Ungewißheit hin und her geschüttelt, hing er im Baum wie eine Frucht, die bald fallen muß.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten in der Mühle hatten Vater und Sohn still bei der Mutter gesessen. Als die Kranke noch immer schlief, wagten sie es dennoch nicht, leise zu flüstern. Nur nicht sie stören, es tat ihr ja so gut, zu schlafen nach den letzten Angststunden am Vormittag.

Der Alte ging Jahre um Jahre zurück; er blätterte sie um, wie die Seiten in einem Buch, in dem man seine Lieblingsstellen hat, die man immer wieder und wieder noch einmal liest. Wie schön war es doch gewesen, als er seine junge Frau in diese Stube hier führte! Die war ganz neu hergerichtet, sauber gekalkt und ein Kachelofen gesetzt, hoch und breit, der behaglich wärmte, selbst wenn es draußen fror, daß der Wald überm Bach knackte. Der Vater hatte ihm die Mühle hinterlassen ohne Schulden, er selber hatte auch nie welche zu machen gebraucht. Müller-sein nährt, von jedem Sack Korn den so und so vielten;

man braucht kein ungetreuer Müller zu sein, der mehr nimmt, als ihm zukommt. Früher, eh' all der Krieg kam und die unsicheren Zeiten, was waren da für Gespanne bei der Mühle vorgefahren! Die ganze Eifel ließ beim Ußmüller mahlen. Und wie die Frau den Haushalt verstand! Ihrer Hand glückte alles: die Blumen am Fensterchen, die Kühe im Stall, das Federvieh auf dem Hof — und die Kinder. Hier hatte sie die geboren. Das war eigentlich doch der schönste Tag, wenn sie ihn anlachte: „Vatter, als wieder 'n Jung'!" Als sei es gar nichts, so kamen die auf die Welt. Und wenn die Kinder beim Zahnen schrien, litt sie es nicht, daß er sie trug, dann stand sie nachts auf, ging mit leisen Füßen in der Stube umher und wiegte das Kindchen im Arm, bis es still war; unter der weißen Mütze guckte so lieb ihr rundes Gesicht. Auf der Kirmes konnte er noch immer Staat mit ihr machen; andere Frauen mit drei Kindern tanzten nicht mehr, sie aber war noch flink wie ein Kreisel und ebenso unermüdlich. Und als der Triebriemen ihn einmal beim Ärmel gepackt hielt, der Arm ihm gebrochen wurde, wie hatte sie ihn da gepflegt; keine Nonne, die im Kloster das Pflegen gelernt hatte, konnte geschickter zufassen als sie. Am liebsten aber saß er mit ihr auf der Bank vor der Tür, am Abend. Noch schien die Sonne ein bißchen und machte die Hänge der Felsen schön wie Purpur und Gold, vom Mühlbach wehte es kühl und erquickend nach heißem Tag, da hatte sie nach seiner Hand gefaßt und gesprochen: „So is et im Paradies!"

Des alten Mannes Kopf senkte sich wie beschwert von glückseliger Erinnerung.

Der Alte dachte zurück, der Junge nur vorwärts. Wenn die Maria erst sein war! In Martin flammte das Glück auf: dann tauschte er mit niemandem auf Erden mehr. Dann wohnten sie hier in dieser Stube, schauten aus diesem Fenster ins kleine Gärtchen, sahen den Wald im Winterschnee und in Sommersonne, saßen an diesem Tisch, schliefen in diesem Bett — so hatte die Mutter es ihm gesagt. Die gute Mutter!

Er schaute plötzlich auf sie, es war ihm, als hätte sie tief geseufzt. Ganz seltsam tief. Er sprang auf: „Mutter! Wollt Ihr wat?"

Sie gab keine Antwort.

Nun sprang auch der Müller auf, seine Erinnerungen hatten ihn eingelullt gehabt; er faßte die Hand seiner Frau: „Mutter, wat is dir?" Ihre Hand lag in der seinen, ganz ohne Gegendruck, und sie wurde so kühl.

„Maria, Maria!" Die Maria mußte gleich kommen, die wußte am besten mit der Mutter Bescheid. Aber so laut auch Martin an der Treppe rief, ihre Stimme gab ihm von oben nicht Antwort. Da lief er hinauf.

Das Bett war in Ordnung gebracht, glatt gestrichen, sie war schon aufgestanden — wo war sie denn nun? Von den Brüdern hatte sie keiner gesehen. Wo war sie, war sie denn fortgegangen?! Verstört lief Martin umher, die beiden Brüder suchten mit ihm. Sie schauten in jedem Raum nach, in Speicher und Keller, sie riefen laut ihren Namen — vergeblich.

Derweil saß der Müller bei seiner Frau, ihre Hand wurde kühler und kühler. Was war nur mit ihr? Der alte Mann beugte sich über sie, ganz ängstlich forschend.

Jetzt hörten die Söhne den Vater plötzlich laut aufschreien, sie stürzten ins Zimmer. Da stand er mitten in der Stube, reckte die Hände gen Himmel und rief: „Sie is tot."

Die Mutter tot. Ohne Klage, ohne Kampf, friedlich entschlafen. Die Söhne knieten am Bett nieder.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch schien der Mond nicht. In der Stube saß der Alte, sonst noch so aufrecht, jetzt ganz zusammengesunken. Ach, daß die Maria fehlte! Unter Tränen hatte Martin, so gut er es vermochte, die Mutter feierlich gebettet, ihr die Haare glatt unter die Haube gestrichen, ehe die kalten Hände erstarrten, sie ihr gefaltet, und das Kruzifix vom Weihwasserkesselchen an der Wand ihr zwischen die Finger gesteckt.

In den Jammer um seine Mutter mischte sich seltsame Angst um Maria. Wo war sie, was hatte sie fortgetrieben?

Der Hund lief zum Hoftor und winselte laut, seine Nase witterte ihre Fährte; er rannte ein Stück ins Dunkel hinein, kam dann zurück, den Schwanz eingezogen, setzte sich hin, hob den Kopf und heulte den Himmel an. Aus den Felsen jaulten die Marder Antwort. Es war nicht zu ertragen. Nikla jagte den Hund in den Stall und machte die Türe zu.

Nun war heilige Stille. Der Müller hatte die Söhne schlafen geschickt: nein, er wollte es nicht,

daß sie mit ihm wachten. Noch einmal wollte er ganz allein sein mit seinem Weib, die letzte Nacht wie die erste.

Martin hatte sich widersetzt, er wollte durchaus auch im Sterbezimmer bleiben — ach, er konnte ja doch nicht schlafen! Nun er aber oben im gewohnten Kämmerchen lag, nichts hörte, als das eintönige Rauschen des Mühlbachs, dämmerte er trotz allem doch ein; die Müdigkeit der Jugend übermannte Gedanken und Tränen. Bald hörte er auch das Rauschen des Wassers nicht mehr. Tief unter ihm lagen die tote Mutter und das Trauerhaus, die ganze Welt war versunken. Er stand mit Maria vorm Traualtar. —

Im Sterbezimmer flackerte die geweihte Kerze. Das Fenster stand offen; die Kranke brauchte jetzt die frische Luft zum Atmen nicht mehr, aber die Seele der Toten mußte hinausfliegen können in die ewige Weite. Der Mann saß seitlich am Bett und sah unverwandt in das stille Gesicht. Er redete murmelnd mit seiner Frau: Liebesworte, wie er sie kaum je im Leben zu sprechen gewußt, dazwischen Gebetsworte, wie sie vorgeschrieben stehen im Gebetbuch. Er fühlte Schmerz, aber sein Schmerz war andächtig: die lag wie verklärt. Und er würde ja auch nicht mehr lange zu leben brauchen, er hatte nun nichts mehr auf Erden zu tun. Die Kinder waren groß und versorgten sich selber, er gehörte zu seinem Weib. Kummer war auf seiner Stirn und doch eine heilige Hoffnung — da, ein leichter Knall!

Durchs offene Fenster fuhr etwas herein — es gab kein Glasscherbengeklirr, keinen lauten Lärm —

ohne Laut sank der alte Mann auf die Seite. Er lag auf dem gleichen Kissen mit seiner Frau.

Aber jetzt wurde es in der Mühle lebendig. Aus dem Kammerfenster der Söhne fiel Schuß auf Schuß. Die beiden hatten noch nicht geschlafen, sie hatten sich leise flüsternd miteinander unterhalten, der Gedanke, was nun, da die Mutter tot war, wohl werden sollte, hatte sie beschäftigt und wachgehalten.

„Lauf du an die Haustür," schrie Hubert dem Nikla zu. Sie waren handfeste Kerle und unerschrocken, sie teilten sich in die Verteidigung.

An der Haustür stand einer, aber er lief davon, als der Nikla unvermutet die Türe aufriß: „Holla, wat wollt Ihr?"

Erst in einiger Entfernung wagte der Kerl zu schießen, sein Schuß traf nicht. Nun schoß der Nikla. Der Räuber zog sich nach der Hofmauer zurück.

Wo kam der Hund plötzlich her? Nikla staunte. Mit gesträubtem Fell, in gewaltigen Sätzen war das große Tier aus dem Stall gestürzt; der treue Wächter hatte genau gehört, unter seinem Ansprung war die Tür gewichen.

„Bello, faß', faß'!" Der Hund fuhr dem Fremden an die Kehle, der hatte mächtig zu tun, sich des Tieres zu erwehren.

Mutig wie der Hund waren die Herren. „Nikla," schrie der Hubert, „Obacht, da laufen se schon, schick den Hund hinterher!" Er pfiff dem Hund. Diesen Augenblick benutzte der gestellte Räuber, um über die Hofmauer zu entkommen.

Man sah jetzt drei dunkle Gestalten beim Brückchen am Bach. Sie versuchten jetzt von der Wasserseite, wo keine Mauer mehr sich zog, vom Gärtchen her den Angriff. Knall, Knall — Schuß wider Schuß. Es ging zu wie in einem Gefecht. Der tapfere Hund, der sich knurrend und bellend gegen die Räuber stürzte, fiel. Wenn nun noch einer von denen in der Mühle hin war, dann war's an der Zeit, die zu stürmen.

Aber der Hubert war der beste Schütze. Plötzlich ein lauter Fluch — einer von den dreien am Bach brach zusammen. Die in der Mühle sahen's und jubelten laut.

„Nehmt mich mit —, ich bin kapores," stöhnte der Iltis-Jakob. Er packte den Schwarzen Peter mit der freien Hand um das Fußgelenk: „Laß mich nit liegen!"

Aber der Schwarze Peter riß seinen Fuß los und gab dem Verwundeten noch einen Tritt: „Geh zum Teufel — dat is für die Anne!" Sprang in gewaltigem Satz über den schwankenden Brettersteg, daß das schäumende Wasser darüberhin schwuppte, und war im Dickicht gleich verschwunden. Der Dritte ihm nach.

Die aus der Mühle feuerten noch immer. Ein Hohngelächter hallte aus dem Walde zurück.

Iltis-Jakob krümmte sich in wilden Schmerzen — sein Bauch, sein Bauch, eine Kugel im Eingeweide! Halb wahnsinnig vor Pein fluchte er denen da drüben, die ihn getroffen hatten, aber mehr noch dem Schwarzen Peter, der ihn im Stich gelassen. Wenn

er den wieder zu packen kriegte, den ließ er dann nicht mehr los, den nahm er gleich mit in die Hölle! Auf allen vieren kroch er dem Brückchen zu. Der Mond schien jetzt hell, aber die von Todesdunkel umflorten Augen fanden den Steg nicht mehr, Iltis-Jakob plumpste daneben ins Wasser.

Als die Brüder, die Büchsen schwingend, gelaufen kamen, riß der wildbrausende Bach ihn gerade fort. —

Bleich, die Stirn finster zusammengezogen, die Hände auf dem Rücken, ging der Richter im fahlen Morgenlicht in seiner Amtsstube unruhig auf und nieder; er diktierte dem Schreiber eine Eingabe an die oberste Behörde in Koblenz. Dies Aktenstück ging als dringend; ein reitender Bote, der es rascher beförderte als die gewöhnliche Post, wartete schon darauf, es mitzunehmen. Ein hochwohllöbliches Obertribunal zu Koblenz wurde dringend ersucht, wiederum die französische Polizeipräfektur dringend zu ersuchen, daß selbige, sobald als irgend tunlich, genehmigen wolle, daß die Gensdarmerieposten im Moseldepartement zu verstärken und auch die entlegenen, sonst völlig preisgegebenen Eifelorte mit gleichen Posten zu versehen seien. Eine Aufzählung der in letzter Zeit der Behörde zur Kenntnis gelangten Verbrechen, die der Bande des bekannten Johannes Bückler zur Last fielen, folgte und endete mit dem Überfall der Üßmühle.

Der Federkiel kratzte übers Papier, die Tinte spritzte. Der Schreiber zog ein schiefes Maul: der juge de paix hatte ihm heut nicht einmal Zeit gelassen, seine Kielfeder ordentlich zuzuspitzen, bei jedem schwungvollen Schnörkel gab's ein Malheur. „Sie klext," sagte er vorwurfsvoll.

„Schreib' Er nur weiter!" Und dann kam die ungefähr gleichlautende Eingabe, in französisch, zu Händen des Herrn Bürgerpräfekten.

Ob es etwas nützen würde? Verzweifelt fuhr sich Adami durch die Tolle; es war nicht der Puder allein,

der ihr dunkles Braun ein wenig heller schimmern machte, einzelne graue Fäden zogen sich schon dem noch jungen Mann durchs Haar.

Was gestern vormittag als noch unbeglaubigte Kunde nach Lutzerath hinauf gelangt war, das bestätigte im Lauf des Mittags der älteste Sohn aus der Üßmühle selbst. Zu Bertrich läuteten sie nun das Sterbeglöcklein für seine Mutter und seinen Vater zugleich. Der Hubert, sonst ein harter Junge, weinte, als er erzählte, wie der Vater durchs offene Fenster erschossen worden war, am Totenbett der Mutter. Dann aber flammte er auf im Triumph, er vergaß ganz seinen doppelten Schmerz: er und der Nikla, sie hatten es den Räubern ordentlich heimgezahlt. Der Martin oben in seiner Kammer beim Taubenschlag hatte nichts gehört — schade! — aber es war auch ohne ihn gegangen. Er hatte den einen Räuber getroffen; die beiden anderen waren leider entkommen, jenseits im Waldgestrüpp. Nun war der tote Räuber heut morgen angeschwemmt worden unterm Brückenbogen zu Bertrich; das wildstürzende Wasser hatte ihn von Felsstufe zu Felsstufe geschleudert, an einem Zacken war er zuletzt hängen geblieben. Zur völligen Unkenntlichkeit war sein Kopf zerschmettert, die Eingeweide hingen dem Halunken zum Bauch heraus.

Adami atmete tief. Einer weniger! Aber es blieben der Übeltäter noch viel zu viele übrig. Vor allem, wo steckte der Bückler selber?

Der junge Üßmüller schwor darauf, der Bückler selber war nicht dabei gewesen. Zwei von den

Kerlen waren kurz von Statur, kurz und gedrungen; der Bückler war groß und doch wieder nicht so groß wie der dritte von ihnen. Der war ein richtiger Mordskerl, groß wie ein Riese, das hatte er ganz deutlich gesehen.

Adami ging, begleitet von seinem Sekretär, mit dem jungen Ußmüller zur Mühle hinab. Da war ganz Bertrich am Vormittag zusammengelaufen; jetzt aber lag die Mühle bereits wieder still, so ruhig und friedlich, als sei es gar nicht möglich, daß die Nacht zuvor hier Mord, Kampf und Blutvergießen gewesen seien. Adami betrat mit einem leisen Gefühl des Grauens den Hof. Als er zuletzt hier gewesen war, da hatte er das hübsche Mädchen gesehen mit dem eigentümlich ernsten Gesicht und der plötzlichen Wortkargheit, die Tochter des Hans Bast Nikolai von Krinkhof. Jetzt war kein Mensch auf dem Hof, nur der Hund lag in der Hundehütte auf Stroh. Er bellte aber nicht, schlug nicht einmal an.

„Den haben se auch erschossen," sagte betrübt der Hubert, bückte sich und schob dem toten Hund noch das Stroh besser unter dem Kopf zurecht.

Sie kamen ins Haus. Eine seltsame Stille. Der zweite Sohn saß in der Küche und putzte an seinem Gewehr. Der Richter sah sich die Kammer an und das Fensterchen, aus der die Brüder die Räuber beschossen hatten. Dann traten sie in die Wohnstube. Kerzen brannten, ein Duft von Weihrauch mischte sich mit dem von Tannengrün. Vom Ehebett war der Kattunvorhang ein wenig zur Seite geschoben; wie so oft während der Krankheit der

Müllerin, saß auch jetzt Maria am Bett. Aber statt der einen, lag nun noch ein zweiter darin; sie hatten den toten Müller neben seine Frau gebettet. Seite an Seite lagen sie, ihre Körper berührten sich. Ihre Totenstarre hatte nichts Schreckliches, sie waren beide so sanft aus dem Leben geschieden, daß kein Kampf ihre Züge verändert hatte. Maria hatte sie liebreich mit Grün umsteckt. Sie hatte alles getan, was man Toten noch Liebes erweisen kann, jetzt aber fühlte sie, mit ihrer Kraft war's zu Ende.

„Wo warst du?" Damit hatte man sie hier gestern morgen empfangen. Lag irgendein Mißtrauen in dem Fragen von Hubert und Nikla? In der Frage des Martin sicherlich nicht. Er stürzte auf sie zu, er riß sie an sich, als sie bleich, stumm und verwirrt in der Tür stehen blieb. Was war hier vorgegangen? Alles, was sie befürchtet hatte — ach, und viel Schlimmeres noch! Sie brach förmlich zusammen. In leidenschaftlichem Weinen lag sie vorm Bett, ihre Hände verzweifelt ringend. Hubert und Nikla stahlen sich hinaus: der beruhigend zuzusprechen, das war des Martin Sache. Aber eine treue Seele war sie doch, sie schien die Mutter wirklich sehr zu betrauern. Warum war sie nur so plötzlich verschwunden gewesen?

Maria mußte eine Lüge sagen. Stockend nur kam ihr die von den Lippen: sie war hinaufgelaufen nach Krinkhof, um für die Kranke noch einmal von den Tropfen zu holen — es war spät geworden und dunkel, sie fiel über einen Stein und schlug sich die Stirn — der Vater hatte sie durchaus nicht mehr hinunter gehen lassen wollen. Sie glaubten es ihr.

Oh, diese Lüge! Sie brannte ihre Lippen, diese Lippen, die, ach so oft, so oft lügen mußten, wenn sie nicht schweigen durften! Konnte sie denn, durfte sie denn die Wahrheit sagen? Daß der Mann da oben sie eingesperrt hatte in seinem Schrank; die geheime Tür, hinter der sie die Wand geschlagen mit ihren Händen, mit ihren Nägeln gekratzt, die sie mit ihren Schreien erschüttert, ihr erst wieder aufgetan hatte am Morgen. Ohne ein Wort war sie an ihm vorbeigegangen; sie hatte ihn nicht mehr angesehen.

„Wein' nit so arg," bat der Martin, „wein' doch nit so!" Es war ihm schrecklich, sie so verzweifelt zu sehen. Sein Schmerz um die Eltern war groß — sollte ihr Schmerz denn noch größer sein? Betroffen stand er. Er nahm ihre Hand: „Kannste mir nit sagen, Maria, was dich noch eso weinen macht?"

Sie schüttelte den Kopf: nein, sie konnte nicht. Aber ihre Tränen versiegten. Sie erschrak. Wenn der Martin nun etwas ahnen würde?! Sie mußte sich besser zusammennehmen. Und sie raffte sich auf, trocknete ihr Gesicht ab und preßte die Lippen zusammen, damit kein Schrei ihrer inneren Qual sich ihnen entringe.

Alles, was der Tag an Pflichten erforderte, tat sie; jetzt war's getan, und nun saß sie neben dem Bett, und unten am Fußende saß der Martin, und sie waren beide ganz stumm. Und doch kreisten beider Gedanken um denselben Punkt.

Es ist etwas mit ihrem Vater — hatten sie miteinander gestritten, kam sie deshalb am Abend nicht gleich zurück? Weinte sie darum noch so viel hef-

tiger? Aber warum erzählt sie es mir nicht? Darüber grübelte Martin.

Und Maria lebte noch einmal durch, was sie erlebt hatte, und was sie immer wieder und wieder erleben würde durch diesen Mann, der ihr Vater war — nein, nicht länger erleben wollte, sie ging fort von hier! Aber wohin? — — — — — — — —

Adami war überrascht, die Tochter des Schmieds hier am Bett zu finden.

„Das ist meine Braut," sagte Martin.

Kein Schimmer eines Lächelns kam bei diesen Worten auf das Mädchengesicht. Es war ein todestrauriger Blick, den Adami auffing. Und als er ihr die Hand gab, fühlte er, wie ihre ganz kalten Finger in den seinen bebten.

Dieses Mädchen schien wahrlich keine glückliche Braut. Das war unbegreiflich. Der jüngste Müllerssohn gefiel Adami besonders gut. Aber dann dachte er nicht weiter darüber nach. Er hatte genug zu bedenken, genug zu sehen — den ganzen Schauplatz — und zu Protokoll zu nehmen. Das Mädchen sah er nicht mehr.

Es dämmerte bereits, als der Friedensrichter den Rückweg nach Lutzerath einschlug. Sein Sekretär war ein wenig voraus; ihm gab der älteste von den jungen Ußmüllern noch das Geleit. Als der zurückgegangen war, und er, nun ganz allein, um die Ecke des durch die Felsen sich windenden schmalen Fußpfades bog, saß an der Wand der Lay das Mädchen. Es schien hier gewartet zu haben, es sprang auf und trat ihm in den Weg.

„Exkusört, Herr," sagte Maria hastig, „weiß m et eweil, wer von den Räubern den Ußmüller erschossen hat?"

„Nein." Er zog das ‚nein' lang, er war erstaunt.

„Mer weiß et also nit, wie der heißt?"

„Nein," sagte er wieder und sah die Angst in ihren Augen.

Sie sprach wieder hastig: „Vielleicht hat der et getan, den die Uß unten angeschwemmt hat — nit wahr, Herr, der kann et doch gewesen sein?" Sie fragte es so dringlich, daß es ihm auffiel. Und als er sagte: „Der Täter ist noch unbekannt," schien sie aufzuatmen. „Bis jetzt unbekannt" — da war wieder die Angst in ihrem Blick.

Seltsam war die mit ihrem Fragen! Und warum paßte sie ihm hier auf, hätte sie das unten nicht auch fragen können? Als Braut des Sohnes hatte sie am Ende doch ein besonderes Interesse und — es durchzuckte ihn plötzlich: sie war die Tochter Hans Basts! Sollte sie, konnte sie am Ende mehr wissen als er und die Müllerssöhne? Er sah sie scharf an, da wurde ihr bleiches Gesicht dunkelrot und dann noch viel bleicher, als es zuvor gewesen war.

„Höre Sie mal," sagte er freundlich, aber in einem bestimmten Ton, „es ist nötig, daß Sie mir sagt, was Sie weiß. Oder —" er wollte ihr Mut machen — „was Sie auch vielleicht nur sich denkt." Er faßte nach ihrer schlaff hängenden Hand. „Wir sind hier doch nicht im Gerichtssaal, wir beide sind hier ganz allein, du kannst mir ruhig erzählen, mein Kind, was dich bedrückt. Dich bedrückt ja noch mehr als der Schmerz

um die Toten; das weiß ich. Sage es mir, es wird dir dann viel leichter werden. Oder glaubst du, ich meine es schlecht mit dir?" Sie hatte ihm ihre Hand entreißen wollen, nun ließ sie sie ihm. Er sah die Qual, die sie würgte. „Armes Mädchen," sagte er. Da brach sie in Tränen aus.

„Ich kann den Martin nit heiraten," schluchzte sie.

Also das war der ganze geheimnisvolle Kummer, der ihm auf diesem jungen Gesicht gleich beim ersten Sehen so aufgefallen war? Er war enttäuscht — bloß Liebeskummer?! Rein menschlich konnte dies hübsche Mädchen ihn nun wohl noch interessieren, aber doch nicht in dem Maße wie zuvor, als er ganz anderes vermutete. „Warum denn nicht?" sagte er, nur um etwas zu sagen.

Als habe sie diese Frage gar nicht gehört, so sah sie ihn jetzt an mit ihren tränengefüllten und unendlich angstvollen Augen. „Ihr meint doch auch nit, Herr Friedensrichter, dat et einer von hier herum is, der den Müller erschossen hat?" Ihr Atem flog, man merkte ihre Angst deutlich.

Halt, da war doch mehr als bloß Liebeskummer! Die wußte etwas — manches — vielleicht sogar vieles. Nicht umsonst war die Tochter Hans Basts so in Angst und Aufregung, vielleicht war ihr Vater Mitwisser, Mittäter — Mitwisser ganz ohne Zweifel. Es war ihm auf einmal klar: der Schmied von Krinkhof wußte um den Überfall der Mühle, er hatte, da die Tochter dort gut bekannt war, die Gelegenheit ausgekundschaftet, der Bande des Bückler den Plan gemacht, und er hatte sie hingeführt. Masche auf Masche

fügte sich dem Richter fester in dem Gewebe, das er wie ein Netz dem Krinkhofer über den Kopf zu ziehen hoffte. Also darum die Angst der Tochter?! Nicht der Martin war es und die Heirat, um die sie weinte — der Vater war es, der Vater, um den sie so bittere Tränen vergoß. Sie tat ihm sehr leid. Aber jetzt vorsichtig, nicht geradezu sie nach ihrem Vater fragen, damit er sie nicht verscheuchte wie damals!

„Der Müller war ein sehr guter Mann, nicht wahr?" fragte er sie.

„Oh, sehr gut!"

„Dann ist wohl anzunehmen, daß kein Hiesiger als Täter in Frage kommt. Das meint Sie doch sicherlich auch?"

Sie nickte langsam und sah unendlich kummervoll aus.

„Und heiraten will Sie den Martin nicht?"

Sie schüttelte wieder verneinend, aber dies Schütteln war viel energischer als vorher das Nicken.

„Das verwundert mich aber. Doch ein so lieber Mensch!"

Der Schimmer eines wehmütigen Lächelns glitt flüchtig über ihr Gesicht; dann aber wurde das um so trauriger. Vor sich hinstarrend, sagte sie gequält: „Ich kann nit." Und dann plötzlich, wie von einem rettenden Gedanken beseelt, auftatmend: „Weiß der Herr mir keinen Dienst? Ich bleib in der Mühl, bis daß dat Begräbnis vorbei is, dann aber" — sie schluckte trocken, und dann sprach sie ganz ruhig: „Der Hubert wird ja bald heiraten, sie brauchen mich dann nit mehr."

„Sie will also auch nicht bei Ihrem Vater bleiben?"

„Nein, nein!" Es war ein leidenschaftliches Verneinen.

Adamis scharfes Ohr hörte Widerwillen, Grauen, Schrecken heraus. Es durchfuhr ihn: da, da dieses Mädchen, das in seiner Einfalt nicht all das verbergen konnte, was es doch gern verbergen wollte, würde ihm, ohne daß es das beabsichtigte, helfen, vieles aufzudecken. Er durfte Maria Nikolai nicht aus den Augen verlieren. Und kurz entschlossen sagte er freundlich: „Augenblicklich weiß ich Ihr keinen Platz, außer einem bei mir."

„Zu Lutzerath?" sagte sie zögernd. Oh, das war nicht weit genug weg für sie, lange nicht weit genug! Da konnte der Martin sie ja allzeit erreichen. „Ich muß viel weiter in die Welt," sagte sie leise.

„Das kann Sie ja auch. Ich werde Ihr schon etwas verschaffen, ich weiß Leute genug. Aber das geht nicht so rasch, ich muß deswegen erst schreiben. Und wenn Sie gleich aus der Mühle fortwill —"

„Ja, ja," fiel sie ihm hastig ins Wort.

„Dann paßt's ja gerade gut bei mir. Meine Haushälterin will schon lange ihre Tochter an der Mosel besuchen, ich suche einstweilen jemand, der sie vertritt."

Es war nicht so, seiner Alten würde es sogar nicht recht sein, zu dieser Jahreszeit eine Reise zu machen, aber das half nun nichts; und mochte sie denken, was sie wollte, sie mußte sich fügen. Mit einer Überredungskunst, die ihn selbst verwunderte, sprach er auf Maria ein. Er sah ihr Zögern, ihr Zweifeln, er fühlte ganz genau: die wollte, ihrem Herzen

entgegen, fort, weit fort. Und zwar nur ihres Vaters wegen. Ja, es war so, wie er sich's dachte: der Alte war ein Verbrecher, die Tochter wußte darum, und nun suchte sie zu entfliehen. Aber das durfte nicht sein, die wichtigste Zeugin durfte ihm so rasch nicht aus dem Gesicht kommen. Seine Miene war gütig, es wurde ihm nicht schwer, diesem gequälten Geschöpf wahre Herzlichkeit zu zeigen. „Ziehe Sie nur fürs erste getrost bei mir an. Ich sorge schon." Er nahm einen Taler aus dem perlbehäkelten Beutelchen, das ihm Susanne einst gegeben hatte als erstes Brautgeschenk, und steckte ihr den in die Hand: „Also abgemacht!"

„Abgemacht," sagte sie fast tonlos. Dann reichte sie ihm die Hand.

Er sah ihr noch nach, wie sie langsam, mit gesenktem Kopf den Weg hinabschlich — die war schwer beladen!

War denn heute ein Tag, an dem alles zusammentraf? Adami war kaum oben in sein Haus getreten, als ihm ein Landjäger gemeldet wurde. Der Mann kam von der Mosel herauf. Da hatte man eine Stunde von Alf einen Menschen aufgegriffen; der mußte Tag und Nacht da im Busch gesteckt haben, er war ganz verklammt, denn die Nächte waren noch kalt. Er bellte vor Husten wie ein heiserer Fuchs und schlang wie ein verhungerter Wolf. Er schien einer von der Bande des Bückler-Hannes zu sein. Herauszubekommen war aus dem Kerl zwar weiter nichts. Wenn man ihn nach dem Bückler fragte, war er wie aufs Maul geschlagen und sehr furchtsam. Der Land-

jäger hatte ihn nicht gleich herauftransportieren können, weil er krank war — ob wirklich oder ob's nur Verstellung war, ließ sich nicht sagen — man hatte ihn einstweilen zu Alf in einen festen Stall gesperrt, bis er nach Lutzerath laufen konnte.

„Ich komme herunter," sagte der Friedensrichter rasch. Er entschloß sich kurz: es war das beste, er ritt mit dem Landjäger zusammen heute abend noch, dann blieb er die Nacht unten in Alf, nahm morgen in aller Frühe den Vagabunden ins Verhör und konnte noch am selben Tage wieder hier oben sein. Er war nicht dafür, unnütz Zeit zu verlieren. Und nun hörte er noch etwas, das ihn um so mehr zur Eile anspornte.

Der Landjäger erzählte: gestern war ein Kommando Franzosen von Koblenz gekommen, berittene Chasseurs, die hatten am Reiler Hals den Bückler abfangen wollen, der sich da Lösegeld hinbestellt hatte für ein Frauenzimmer, das von ihm verschleppt worden war in ein Haus im Wald. Das Haus gehörte einem gewissen Edinger, zu Pünderich wohnhaft. Die Franzosen hatten sich in der Kapelle versteckt, aber der Bückler kam nicht; und auch sonst keiner. Da waren sie dann überall herumgeritten und hatten auch richtig das Haus von dem Edinger ausgefunden. „Et war en französ'sche Tänzerin, die drin saß. Die soll mächtig spektakelt haben, all ihre schönen Ring waren weg. Die hätt ihr en Kerl abgenommen. Sie wußt aber nit, wer der Kerl war."

„Der Bückler!" Adami schrie laut auf. Aber dann besann er sich: konnte das sein? Vorgestern nacht

war der Überfall in der Mühle — und dann sollte zu gleicher Zeit der Bückler an der Mosel unten gewesen sein? Also war beim Überfall der Mühle der Bückler wohl nicht dabei gewesen. Es zuckte etwas in Adami auf: Freude über die Bestätigung seiner Annahme und doch ein gewisses Grauen. Alle Nerven vibrierten in ihm. Immer näher, immer greifbarer trat die Gestalt des Schmieds aus dem Dunkel heraus — ein Kerl wie ein Riese. Des jungen Müllers Aussage stimmte! Armes Mädchen! Er dachte in Mitleid an die Tochter Hans Basts.

„Natürlich der Bückler," sagte der Landjäger. „Kein anderer wär' ja so kühn. In dem Haus, wo sie die Frauensperson fanden, da war noch einer. Der lag unterm Tisch, ganz stumm und starr."

„Tot?" fragte Adami erschrocken.

Der Mann schmunzelte, laut zu lachen wagte er aus Respekt nicht: „Ne, besoffen. Der Edinger selber. So besoffen, daß er wohl heut noch nit zu sich gekommen is."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unten zu Dorf Alf, in einem Stall eingeschlossen, lag der Bursche Jean-Claude. Verzweifelt wälzte er sich auf der Streu, auf der vor ihm schon ein Ochse gelegen hatte. Was sollte er sagen, was sollte er nicht sagen? Sollte er alles eingestehen? Ach, dann kam er zu den Franzosen vors Militärgericht — sie führen ihn vor die Tore von Trier, sie legen an auf den Deserteur — ach, er kam nimmermehr zu seiner Mutter heim! Nein, er wollte nicht zurück zu den Franzosen; lieber wollte er doch noch bei den

Deutschen bleiben. Er zermarterte sein armes Hirn: was, was sagte er nur?! Die Pulse klopften ihm, sein Schädel hämmerte und sein Gesicht glühte; er hatte Fieber. Aber die Krankheit war es nicht, die ihn so peinigte — die Sehnsucht, die Sehnsucht! Der Frühling, der da kommen wollte, den er gespürt hatte vor dem Waldhaus beim frühen Sonnenaufgang, beim ersten Vogelgesang und beim Duften der Erde, der hatte ihm's angetan, der hatte ihn um sein ganzes bißchen Verstand gebracht. Wäre er lieber doch nicht weggelaufen!

Oh, wie war es noch kalt und ungetrost, wenn man die rechte Straße nicht kannte und auch keinen Menschen fand, um den nach ihr zu fragen! Stundenlang war Jean-Claude einsam im Walde umhergetappt; die Richtung, in der er zu gehen hatte, glaubte er wohl zu wissen, aber sein Kreuz- und Querlaufen ohne Weg hatte ihn aus der Richtung gebracht. Nun suchte er hinunterzukommen zur Mosel; wenn man immer an der entlang ging, war es leichter, sich zurechtzufinden. Und da hätte nicht viel gefehlt und er wäre den Chasseurs vor die Pferde gerannt, die, in Waffen blitzend, wie ein sausender Wind um die Nase des Berges fegten. O weh, französische Soldaten! Er konnte sich gerade noch in die Dornbüsche am Straßenrand werfen. Da lag er und zitterte und japste nach Luft. Er hörte und verstand die Kommandos — sie suchten jemand. Sie waren ausgeschickt, um einen zu fangen. O weh, sicherlich ihn! Er verkroch sich noch tiefer unter die Dornen. Erst als sie längst vorübergaloppiert waren,

man keinen Hufschlag mehr hörte, nicht das geringste von ihnen mehr sah, hatte er sich hervorgewagt. Wie ein gescheuchtes Huhn flattert, so sinnlos flatterte nun auch er. Hin her — her hin.

Was moselaufwärts war und was abwärts — moselaufwärts ging's nach der Heimat — das wußte er längst nicht mehr. Der Weg machte unendliche Biegungen; immer schlängelte er sich neben dem Fluß und immer um steile Bergwände herum. Um abzukürzen, fetterte Jean-Claude an denen empor, half sich an Ginstergestrüpp und ausgerodeten Strünken mühselig hinauf, kletterte an der anderen Seite ebenso mühselig wieder hinab, aber viel weiter gekommen war er drum doch nicht. Nur sah er den Berg, den er vorhin von vorne gesehen hatte, jetzt von hinten. So ging's immer wieder. Das verwirrte ihn. Er faßte sich an den Kopf und stöhnte; der tat ihm schon weh. Er fühlte sich matt werden vor Hunger. Ach, zu essen, wenn er doch nur etwas zu essen bekäme! Aber tauchte fern wo ein Dorf auf, so umging er es trotzdem ängstlich: nicht zu den Menschen! Die waren alle so böse. Die Werber hatten ihn angeschmiert, der d'Aubry hatte ihn mit dem Stiefelabsatz getreten, die Räuber hatten ihn ausgelacht — ach, nur seine Mutter, die hatte ihn lieb, trotzdem er so dumm war. Denn daß er das war, das fühlte er heute selber. Dumpf war's ihm im Hirnkasten, er konnte sich überhaupt nichts überlegen.

Er lief die ganze Nacht; was sollte er denn auch sonst machen? Ein paarmal hatte er sich niedergelegt, unter Büschen einen Unterschlupf gesucht,

aber der Boden war feucht und ließ ihm Eiseskälte durch alle Glieder rieseln. Sie wurden ihm ganz steif. Bei der Bande hatte er auch gefroren, aber so sehr doch nicht. Der und jener von ihnen war irgendwo ansässig, hatte ein Bauernhaus, eine Werkstätte, eine Köhlerhütte oder sonst einen Unterschlupf. Sie hatten sich wochenlang darin festgesetzt.

Die Eulen machten: „Huhuhu," Nachtgetier huschte; ihm war sehr bang. Und als endlich der Tag kam — o Entsetzen! — da sah er nicht weit von sich, oben auf schmalem Weg, eine Kapelle.

Noch war die Sonne nicht herauf, aber ein glühendes Morgenrot färbte den Himmel. Vier nackte Steinmauern schimmerten blutig, schiefgerutscht saß ein Dächelchen darüber, selbst das war wie begossen von Blut. „Ah, mon Dieu, mon Dieu!" Den Ort kannte er. Da — da der Weg — die Kapelle — da, da! Er erkannte alles wieder. Er sah den d'Aubry, vom Pferd gerissen am Boden, sah sich selbst von den Räubern umringt, mit Püffen vorangetrieben, vom Wege verschleppt, der ihn zu seiner Mutter gebracht hätte. O weh, o weh! Er hielt sich die Hände vors Gesicht: da hatte sein großes malheur angefangen. Fort, fort, daß nicht noch Schrecklicheres über ihn kam!

Er drehte um und rannte davon wie besessen. Er lief, bis er umfiel, nicht mehr laufen konnte. —

Was sagte er nun am besten? Sie hielten ihn für einen der Räuber. Sollte er sie dabei lassen? Ach, er war zu dumm, er wußte nicht, was sehr klug war. Hilflos in seiner Schwäche des Körpers und des

Geistes, fing er an zu beten. Als Soldat hatte er niemals gebetet, es war nicht Mode in der Armee. Nun fiel ihm auf einmal alles wieder ein, was ihn seine Mutter an Gebeten gelehrt hatte, als er noch ein Kind war, und auch das: „du sollst nicht lügen.“ —

Als der Friedensrichter am frühen Morgen sich den Stall aufschließen ließ, in dem der Gefangene eingesperrt war, erhob sich ein armseliges Etwas von der Ochsenstreu vor der Krippe, kam angerutscht auf den Knien mit erhobenen Händen und stammelte fieberglühend: „Gnade, Gnade! Ich bin der Jean-Claude — der Bursche vom Kapitän d'Aubry — ich will ja alles bekennen!“

XIX

Ernst und wortkarg ritt Adami der Gegend des Kondel zu. Vor ihm her sprang der Hund, die Zunge lang hängend, die Lefzen triefend, aufgeregt, als ginge es zur Jagd. Hinter dem Friedensrichter ritten ein paar Landjäger. Viel Leute hatte Adami sich nicht mitgenommen, die Ungeduld ließ ihm nicht Zeit dazu, und es war auch das Klügste, so wenig Aufhebens wie möglich zu machen. Nur kein Lärm, nur kein Aufsehen, nur ganz unbemerkt!

Da hatte man ja nun den Burschen, den Augenzeugen vom Reiler Hals, nach dem man lange vergeblich gesucht, den man schon tot gewähnt oder auch in falschem Verdacht gehabt hatte. Verdacht auf diesen einfältigen Jungen? Du lieber Gott! Aber was der im Stall erzählt hatte, ehe man ihn zu den Krankenschwestern ins Kloster schaffte, das spornte zur größten Eile an. Bekam der Bückler Wind, so war er über alle Berge wie immer und tauchte erst nach Monaten irgendwo auf, im Nassauischen oder Hessischen. Ob Jakob Ofenloch, der Krämer mit Tabak und Seife, überhaupt jetzt bei seiner Geliebten zu finden war, das war noch unsicher. Man mußte sich aber jedenfalls der Bläsius versichern, damit sie ihm nicht eine Warnung zukommen lassen konnte. Kam er dann hin, um sie zu besuchen — und er ginge oft hin, so sagte der Bursche — dann nahm man ihn fest.

Die drei Männer ritten schweigend. Adami hatte das Gefühl, einer Entscheidung entgegenzugehen; in

solchen Stunden vibrierten seine Nerven nicht mehr, dann wurden sie eiserne Stricke. Wieder und immer wieder überdachte er das Bekenntnis des französischen Burschen.

Der arme Schlucker! Er hatte wohl viel erdulden müssen bei seinem Hauptmann. Selbst in dieser einfältigen Seele war Haß aufgekeimt. Jean-Claude gab es ruhig zu, darüber hatte er sich keinen Kummer gemacht, daß die Räuber den d'Aubry so auszahlten. Daß der das Leben sogar hatte lassen müssen, das bedauerte er weiter auch nicht. Er hatte die Bande von der Ermordung sich heimlich erzählen hören, und er hatte wohl aufgemerkt. „Der Krinkhofer! Der mit dem schwarzen Bart! Der hat es getan," so sprachen sie. Er selber hatte den Krinkhofer nie mehr zu Gesicht bekommen; der kam wohl manchmal bei Nacht und verschwand heimlich; der Krinkhofer konnte sich unsichtbar machen; grad so wie der mit dem Pferdefuß, so sagte Backenbart-Toni.

O dieser doppelzüngige Schurke, der sein wahres Gesicht hinter dem geheimnisvollen Schleier verbarg, den er sich, phantastisch genug, überwarf. So schlau, so schlau, ein Märchenerzähler, ein Fabelerfinder und doch, Gott sei Dank, nicht schlau genug! Adami atmete auf. All diese Schlauheit war jetzt über den Haufen geworfen durch die leibhaftige Einfalt.

Jean-Claude, der einfältige Junge, den noch dazu ein Fieber schüttelte, hatte gestammelt, französisch und deutsch herausgeschluchzt: „Es ist wahr, ganz gewiß alles wahr, mein Herr, was ich Ihnen erzähle. Meine Mutter hat zu mir gesprochen heute

nacht: ‚Schankelödchen, nicht lügen!‘ Und Monsieur Bückler hat den Wagen von eine Demoiselle auf die Landstraß angehalten, er wollte gewinnen ein Lösegeld, er hat sie gebracht herauf in das Haus, wo war ich und Backenbart-Toni und Placken-Klas. Wir haben gebraten viel sehr gute Sachen. Ich mußte spreken mit ihr immer französisch. Und sie waren sehr lustik, und madame hat getanzt auf der Tisch, und ich abe gemußt servieren. Zuletzt waren alle betrunken, auch der Monsieur, der kam, pour faire la visite. Da bin ich gelaufen. Oh, grand malheur! Mein Herr, aben Sie Mitleid mit mir!“ Er rang die Hände. „Mein Herr, geben Sie mir nicht an die Franzosen, da werd' ich erschossen als déserteur. Ich bin kein déserteur, pas du tout, ich will nur gehen zu meine Mutter!“

Der Bursche hatte geweint und gezittert, er war kaum zu beruhigen. Nun, das würden die Nonnen schon fertig bekommen und ihn auch gesund pflegen. Jean-Claude konnte getrost sein, ihm würde kein Leid geschehen. Adami hatte die feste Absicht, seinetwegen bei Oberst Dupuis vorstellig zu werden, und auch die feste Überzeugung, daß sie ihn würden laufen lassen. Man kann einen Untergebenen nicht strafen, der nur seinem Vorgesetzten gehorcht hat. Und er hatte unbezahlbare Dienste geleistet, ihm gebührte Dank. Sie waren nun beide durch ihn entdeckt, Johannes Bückler und Hans Bast Nikolai, alle beide die Schrecken des Landes.

„Ich war dabei und war doch nit dabei, der Herr weiß es jetzt,“ hatte der Krinkhofer gesprochen, als

er im Amtszimmer zu Lutzerath stand, und, um einer vielleicht möglichen Anklage vorzubeugen, das Märchen von seinem Führerdienst und seiner Flucht beim Überfall auf dem Reiler Hals dem Richter aufband. Daß er das hatte glauben können! Adami wunderte sich jetzt selber, er staunte über seine Leichtgläubigkeit. Es hatte ihn dazu noch förmlich gepackt, als der große Mann damals, schon im Fortgehen, sich noch einmal umwandte und mit seltsamem Raunen sprach: „Ich sehe drei." Das Rätsel von den dreien —, der eine reitet aus Trier, ist Kapitän und nennt sich Marquis — der zweite sitzt zu Kochem, kein Marquis und doch als Marquis — der dritte liegt tot am Reiler Hals, ist nicht Marquis und auch nicht Kapitän, — das war für Adami jetzt kein Rätsel mehr. Ein Betrüger, der Kapitän d'Aubry war aus Trier geritten unterm Namen des Marquis de la Ferrière — ein zweiter Betrüger, im geraubten Kostüm des ersten Betrügers, der Räuber Bückler, saß zu Kochem und spielte den Marquis — der dritte, ein Galeerensträfling, der nicht Kapitän und nicht Marquis war, lag tot am Reiler Hals. Und jetzt sah Adami noch einen vierten, und es zog wie Grauen dabei über sein Gesicht: dieser vierte spielte den ehrsamen Mann und war ein Mörder.

Ein Mörder dieser Mann im sauberen Bauernkittel, Haar und Bart glänzend gekämmt, so reinlich wie selten einer! Ein doppelter Mörder dieser Mann mit der hohen Gestalt, der stolzen Haltung und dem Anstand, um den ihn manch Vornehmerer beneiden konnte! Ein dreifacher Mörder vielleicht dieser Mann

mit dem schönen Gesicht und den dunklen Augen, der eine Tochter hatte, die so ehrlich war, daß sie, so gern sie es verbergen wollte, ihre Verzweiflung über den Vater und das Fliehenwollen vor ihm so deutlich offenbarte. Ein Mörder dieser Hans Bast —?! Der Gedanke packte Adami, in fast schmerzhaftem Brüten zog er die Stirn zusammen. Trotz des leisen Mißtrauens, das er gleich zu Anfang gehabt, das dann geschwunden war, um stärker wieder aufzuerstehen, das sich dann zu einem ganz bestimmten Argwohn verdichtet hatte, fühlte er sich erschüttert. Mord an d'Aubry, Mord am Händler Mungel, Mord an dem Äßmüller — alle diese drei Morde und, wer weiß, welch andere noch, fielen den Krinkhofer zur Last. Und man hatte nur den Johannes Bückler gesucht!

Der Friedensrichter hatte, nachdem er den Gefangenen Jean-Claude zu Ende vernommen, einen Augenblick geschwankt: sollte er nicht lieber zuerst versuchen, sich des Krinkhofers zu bemächtigen? Aber der saß ja, sich sicher glaubend, wie der Fuchs in seinem Bau; der blieb ihm gewiß. Der wie ein Hirsch wechselnde, immer und immer seinen Stand verändernde Bückler war vorerst der Wichtigere.

Adami gab seinem Pferd die Sporen, die Landjäger taten es ihm nach; es ging dahin wie die wilde Jagd, aber lautlos. Sie suchten weichen Ackerboden oder den Wiesengrund, der eben anfing, seine gelbe Winterfarbe zu verlieren und sich in Frühlingsahnen grüner zu zeigen. Sie wollten selbst ein Klappern der Hufe vermeiden. Und doch hatten sie es noch weit.

Wo die Bläsius eigentlich wohnte, das wußten sie nicht genau, sie kannten weder das Dorf mit Namen noch das Bauernweib, in dessen Hütte sie untergebracht war. Nur „am Rondel" hatte Jean-Claude mit Bestimmtheit angeben können. Allzuviel Ortschaften kamen da nicht in Betracht; je weiter von der Mosel ab, desto dünner gesät die Dörfer. Und hier und da verstreut ein paar einsame Häuschen; das war alles.

Nun hatten sie Bengel passiert. Einige Neugierige traten vor die Tür und gafften den drei Reitern nach. Ein paar zerlumpte Kinder liefen hinter den Pferden drein und sammelten die Roßäpfel auf, die sie fallen ließen; die brachten sie der Mutter zum Verbrennen im Herd.

Adami fand, daß sie schon zu viel Aufsehen erregten; es war klüger, sich zu verteilen. Wer stand ihm denn dafür, daß dem Bückler nicht sofort gemeldet wurde: drei Reiter nahen. Er hieß die Landjäger langsamer folgen und stob allein vorne weg. Der Hund setzte in großen Sprüngen neben ihm her. In einer anderen Mission zu reiten, wäre heut ein Vergnügen gewesen. Was sein Lutzerath oben noch gar nicht zu hoffen wagte, das ging hier unten schon mit sichtbarem Schritt. Überall an den Weißdornhecken die ersten grünenden Spitzchen, am wilden Stachelbeerbusch auch schon die Triebe und da an der Schlehe, die sich tief über den Rain neigte, die früh sich öffnenden weißen Knöspchen. Noch keine Blüte, die gleich einer weißen Wolke an jedem Straßenhang ruht, aber nur eine kleine Weile noch und auch sie war da. Im

tiefen Grund hinter Bengel spazierte hochbeinig und langsam der erste Storch durch die Wiese, ab und zu bückte er sich und tauchte den langen Schnabel tief ein. Als der Reiter vorbeigaloppierte, erhob er ein warnendes Geklapper.

Langsamer, langsamer! Adami zügelte sein Pferd. Spähend sah er rundum: alles ganz menschenleer. Wiesenschaumkraut, blaßlila und zart, überschäumte die Fläche des Tales, die der Kondel im Hintergrund abschloß. Und siehe da, die ersten goldgelben Himmelschlüssel, die Boten des Frühlings! Der Reiter atmete tief die hier so viel weichere Luft ein, selbst beim ruhigeren Traben wurde ihm jetzt schon heiß. Wenn es ihm nicht gelang, zu dieser Zeit noch den Bückler zu fassen, dann war's wieder vorbei; wurden die Wälder erst dicht und undurchdringlich, dann war der nicht mehr zu finden.

Wenn man nur wüßte, wo das Haus lag, darin die Bläsius steckte! Er stand in den Steigbügeln und reckte sich lang. Dahinten tauchte Springiersbach auf, das Dorf, und nicht weit davon die Abtei. Dies Dorf war zu groß, da wohnte sie nicht. Schon neigte der Nachmittag sich gegen den Abend, zu den Waldhöhen des Kondel stiegen vom Tal bereits weißliche Nebel auf. Wenn doch jemand sich nahen würde, den er noch ausfragen könnte, ehe der Fuchs vollends braute, und der Mond, der heut voll werden mußte, jeden sich Nahenden schon von weitem verriet!

In verschiedenen einsam liegenden Hütten hatte Adami schon vergebens geklopft und durchs Fensterchen hineingeschaut; in den meisten war niemand zu

Haus, oder nur ein paar einsame Kinder glotzten ihn an. „Wohnt hier eine Frau Ofenloch?“ Ahnungslose Kinder, die konnte er ja getrost fragen. Aber sie blieben die Antwort schuldig, bohrten den Finger in die Nase und sagten verängstigt kein Wort. Hin her — her hin war der Reiter schon oftmals geritten.

Die angespannte Aufmerksamkeit ließ Adami selber nicht müde werden, aber sein Pferd wurde es. Er schaute sich um nach den Landjägern, sie waren noch nicht zu sehen. Aber etwas anderes kam des Weges, aus der Richtung Springiersbach her, ein Mann mit dem Packen. Und eine schlanke Weibsperson ging ihm zur Seite, deren Kopftuch grellrot leuchtete selbst im Dämmerschein. Ein wandernder Krämer. Wenn das Jakob Ofenloch wäre und bei ihm die Bläsius!

Adami spornte sein Pferd, es setzte auf die beiden zu, daß sie laut aufschrien: „Gott der Gerechte!“

Der Mann, dem der Rücken gebeugt war unter dem Packen, riß die Schlanke zur Seite: „Blümchen, gib Obacht!“ Dann dienerte er.

War das nicht ein alter Bekannter? Herz Rosenblatt aus Reil an der Mosel? Der Friedensrichter erkannte ihn gleich. Das waren dieselben schlaugutmütig glänzenden Augen, die ihn oben zu Lutzerath traurig angesehen hatten; sie waren mit der Zeit noch trauriger blickend geworden, und der ganze Mann, unter der Last des ewigen Packens, beugte sich noch tiefer nach vorn.

Herz Rosenblatt war hocherfreut: „Der Herr Friedensrichter!“ Und sehr neugierig auch: „Wo will

der Herr noch hinreiten so spät?“ Es war ihm sofort klar: der suchte hier etwas. Bereitwillig bot er sich an: „Kann ich dem Herrn sein zu Diensten vielleicht?“

Adami überlegte: sollte er den Rosenblatt offen fragen? Das war zuviel Vertrauen. „Ich reite spazieren,“ sagte er kühl.

„Der Herr Friedensrichter reitet spazieren, ei weh, e bißche e weiter Spazierritt von Lutzerath her!“ Rosenblatt wendete sich zu seiner Tochter: „Siehste, Blümchen, das is der Herr Friedensrichter, der gute Herr, der deinem Tate geschenkt hat en Taler! Aber der Taler hat nit gemacht die Liebe. Herr Friedensrichter, daß Sie geredt haben wie en Mensch zu 'nem Menschen, das wird der Jüd Ihnen niemals vergessen.“

„Wie geht es Ihm denn?“ fragte Adami.

„'s will nit eso recht mehr,“ seufzte Herz Rosenblatt. „Seit die Räuber mirs Haus geplündert haben zu Reil, bin ich kapores. Allein kann ich nit mehr auf den Handel gehen. Meine Tochter Blümchen,“ stellte er seine Begleiterin vor.

Ein paar wunderschöne nachtdunkle Augen sahen Adami an. Er war überrascht: solch eine Tochter hatte der alte Jude? Sie stand barfuß mit schlanken Beinen im Kot der Straße. Ein schmales, mattgelbliches, edles Gesicht; aller Zauber des Morgenlandes lag noch auf dieser Jugend am Moselufer. Sie war die Schöne des Hohenliedes, bis sie verblühte hier in der Armut, und ihre Schlankheit zerfloß im Fett des Weibes mit den vielen Kindern. Adami lächelte unwillkürlich: wie neugierig ihn das Mädchen

ansah! Ganz wie der Vater. Und dabei doch der Blick so traurig; auch wie beim Alten. „An den Wassern von Babylon saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten" — das fiel ihm ein.

Er schenkte dem Blümchen einen Taler. Und nun fragte er doch: „Sagt einmal, Rosenblatt, hat Er nichts vom Bückler gehört? Der soll doch wo hier herum sein?"

Der Jude verneinte erschrocken und hob abwehrend beide Hände: „Gott soll hüten, ich weiß von dem Menschen nix! Aber neulich hab' ich einen gesprochen, den Ofenloch, 'n Krämer wie ich, der sagte: ‚Nu is Ruh im Land, der Bückler is nach Hessen verzogen.'"

Glaubte der Jude das wirklich oder tat er nur so? Adami sah ein listiges Zwinkern in den dunklen Augen. Herz Rosenblatt mußte vorsichtig sein, er war durch Schaden gewitzigt, und wollte ihm doch wohl gern auf die Fährte verhelfen! Erwartungsvoll sah er den Händler an.

Der nickte unmerklich nach einem Häuschen hin, das weit, weit hinter Springiersbach, kaum noch zu erkennen, wie ein graues Klümpchen am Abhang des Kondel klebte. Er hob nicht den Finger, er drehte den Kopf nur unmerklich: „Da wohnt der Ofenloch. Er hat meinem Blümchen geschenkt das schöne rote Tuch, was sie trägt um den Kopf. Er hat ihr auch versprochen was Güldenes, wenn sie wird schenken ihm einen Kuß." Er hob wieder die Hände: „Gott der Gerechte, wo kann der Ofenloch, arm wie ich, was Güldenes schenken dem Blümchen für einen Kuß! Der Mann muß doch sein ganz meschugge."

Das war alles nicht ohne Bedeutung gesagt. Adami verstand den Juden vollkommen: kein anderer wie der Bückler tat so etwas. Schwach gegen alles, was einen Weiberrock anhatte. Er nickte dem Rosenblatt zu: „Kommt gut heim!" Und dann gab er seinem Pferd die Sporen. Bald war er weit fort von Herz Rosenblatt und seinem Blümchen, die mühselig, durch die Pfützen der von wärmerer Sonne hier gänzlich erweichten Straße, Reil zustapften.

Adami hatte nicht Zeit, auf seine Landjäger zu warten. Welch glücklicher Zufall, der ihm den Rosenblatt in den Weg geweht hatte! Es galt, den zu nützen. Er stob durch Springiersbach. Wo der Weg sich kreuzte, stand ein uraltes Heiligenbild. Da ging's hinunter nach der Mosel — da hinauf nach dem Kondel. Er bekreuzte sich flüchtig. Schon war der Abend da.

Als er dem einsamen Häuschen zuritt, das, fern allen anderen Behausungen, wie ein Schwalbennest zusammengekleistert und dreckig, an einem Rasenhang klebte, ging schon der Mond auf. Er war noch nicht ganz herauf, sein Licht zitterte noch im Streit mit Wolken und Bäumen und machte alles wesenlos und ungreifbar. Ein unheimlich dämmerndes Licht und eine Stunde, in der es nicht gut tut, wenn man ganz allein ist. Adami fühlte das, er hätte doch vielleicht nicht so vorausreiten sollen. Im Hui fielen allerlei trübe Gedanken über ihn her. Er dachte plötzlich auch an die einstige Braut. Wenn Susanne jetzt seine Frau wäre, würde er sich gewiß nicht so rücksichtslos allem aussetzen, was nun kommen konnte.

Er gab sich keinen Illusionen darüber hin. Aber so hatte er ja kein Glück zu verlieren.

Er pfiff dem Hund, der eine Katze jagte: „Miro, hierher! Du bleibst bei mir, Miro. Paß' auf!" Er fühlte nach seiner Waffe.

Nun war er am Haus. Durch das einzige Fensterchen, hinter dem trüber Lichtstrahl blinzte, schaute er in die Stube. Er konnte nichts sehen. Aber er hörte drin Stimmen.

In der Stube von Julie Bläsius lag das Hänneschen in Krämpfen. Die starren Augen in dem dicken Kopf blickten noch starrer zur Decke; der kleine Körper wurde hin- und hergeworfen, die Füßchen waren zum Leib hinaufgezogen, die Händchen so fest zusammengeballt, daß man sie nicht hätte aufmachen können, ohne sie zu zerbrechen.

Als Julie ihren Hannes angeschleppt hatte, war es schon später Abend gewesen; da die französischen Reiter umherstreiften, hatten sie für Stunden versteckt im Busch liegen müssen. Als sie endlich nach Haus gelangten, schlief der Knabe noch immer, schlief so fest, wie ihn die Julie beim Morgengrauen verlassen hatte.

Die Alte war sehr stolz: „Esu hat hän geschlof den ganzen Dag!" Daß sie ihm immer wieder und wieder sein Lutschbeutelchen in Mohntee getunkt hatte, das sagte sie nicht.

In der Nacht wachte der Vater auf von einem gellenden Schrei. Im nächsten Augenblick war er schon an der Wiege. Und nun wankte auch Julie

verschlafen heran. Krämpfe schleuderten das Kindchen fast aus dem Kissen. Sie standen entsetzt.

„Dat sein eweil die Gichter," tröstete die Alte, „die han mein Könder als oft gehatt, die gehn vorüwer!"

Aber sie gingen nicht vorüber. Die Eltern standen dabei, von Schrecken ganz starr. Stunde auf Stunde verrann.

„Et micht als die Zähn," tröstete wieder die Alte. Aber ihr selber war es nicht geheuer, selbst ihrer Gleichgültigkeit dämmerte etwas. Das Kind wurde ganz blau.

„Hättst du et nit allein gelassen, wär et eweil nit eso krank," stöhnte Bückler vorwurfsvoll. „Warum biste mir auch nachgerannt?" Er hob die Faust gegen Julie.

„Weil du kein andre bei dir haben sollst, weil ich allein zu dir gehör, ich, immer und ewiglich!" Sie sah ihn starr-trotzig an.

Da ließ er die Faust sinken. Sie hatte recht, sie beide gehörten zusammen, dies war ihrer beider Kind. Und er hielt ihr die Hand hin: „Sei mir nit bös!"

Als der Tag weiter vorschritt und keine Besserung eintrat, verlangte Julie nach einem Doktor. Aber sie trauten sich nicht, einen zu holen; der könnte sie ja erkennen. Julie jammerte laut; nun sie sich mit dem Hannes ausgesöhnt hatte, erwachte auch wieder ihr Gefühl für das Hänneschen. Sie gab sich gar nicht zufrieden. „En Dokter, en Dokter, wenn mir doch nur en Dokter hätten!"

Da, in der höchsten Not, fiel dem Hannes der Krinkhofer ein. Alles was wahr war, der kurierte gut, der tat mehr Wunder als ein gelernter Doktor! Er machte sich auf nach Krinkhof.

Der Weg war weit, er rannte durch den Kondel, der Schweiß lief ihm in Strömen. Wenn er den Krinkhofer nur zu Hause antraf! Wäre es noch wie vordem gewesen, so hätte er leicht einen von der Bande nach Krinkhof hinauf schicken können und selber beim Hänneschen bleiben. Aber wo waren die alle hin? Wie in die Winde zerstoben. Er runzelte noch besorgter sein heute ohnehin kümmerliches Gesicht: der Schwarze Peter und Iltis-Jakob schienen verloren. Backenbart-Toni und Placken-Klas hatten sich auch noch nicht wieder gemeldet; schliefen die noch immer oben im Edinger seinem Haus? An den anderen Brüdern — es waren ihrer über dreißig — lag ihm nicht halb so viel; die waren nur aus Gewohnheit beim Handwerk und stumpf, bei denen kam nicht die rechte Lust dran hinzu.

Wo der Bursche Jean-Claude geblieben war, ob der sich mit dem Toni und dem Placken-Klas glücklich verzogen hatte, daran dachte er nicht. Sein ganzer Sinn war bei dem Kinde geblieben. Wie mochte es jetzt dem Hänneschen gehen? Er würde seinen Knaben doch noch lebendig wiederfinden? Jesus, Hans Bast mußte mit ihm kommen, Hans Bast mußte helfen! Und wenn er seine Seele dem Teufel verschreiben sollte.

Wie ein Besessener rannte der geängstigte Vater. Jetzt war er auf Kaisersherberg. Verschnaufend sah

er sich einen Augenblick um. Sommertage fielen ihm ein, laue Nächte, von Glühwürmchen durchfunkelt, in denen sie hier sich gelagert hatten. Da war alles so gut gegangen. Schön war's hier gewesen. Hei — es blitzte in seinen Augen auf —, wenn's erst wieder so weit war! Dann sollte das Moselland erst recht einmal staunen, die ganze Welt. Dann war der Hannes ihr König! Er lachte laut auf. Aber dann verfinsterte sich sein erheitertes Gesicht rasch wieder: noch war es lange bis dahin.

Je höher er nach Krinkhof hinauf kam, desto weniger war vom Frühling zu merken; tot lag noch der Waldboden, die Buchen zeigten kein Leben, finstergrün nur ragten die Tannen. Die Eifel vor ihm lag noch fest im Schlaf. Buckelauf, buckelab, durch Schluchten, über Höhen. Die Schmiede auf dem höchsten Buckel lag windeumweht. Er stürmte sie eilig.

Gottlob, Hans Bast war zu Haus!

Der Krinkhofer saß am Herd und rupfte zwei weiße Tauben. Wenn die Maria nicht heraufkam zu ihm, brauchten die auch nicht länger zu leben, dann briet er die sich. Eine Unlust lag dem Mann in Leib und Seele. Alles war fehlgegangen, der Tod des Ußmüllers ohne jeden Zweck. Gut, daß der Iltis-Jakob so zerschlagen war, daß ihn niemand erkannt hatte — aber wo waren die beiden anderen geblieben? Er fühlte Unruhe. Nun, wenn die Spürnase kommen sollte, nachforschen wegen der Mühle, so lag er krank. Schon seit drei Tagen. Wußte von nichts, hatte niemand gesehen. Er beschloß,

sich sofort ins Bett zu verkriechen. Nun kam aber auf einmal der Bückler, atemlos, Schweißtropfen auf der Stirn, und quälte ihn: „Komm doch erunter zu meinem Hänneschen, et is eso krank. Du kannst ihm helfen. Um Jesu Barmherzigkeit willen, komm doch, komm!" Bittend faltete er die Hände und bückte sich tief.

Es hatte dem Krinkhofer geschmeichelt, daß der andere so vor ihm kroch. Als er noch zögerte, denn nur ungern gab er den Plan auf, sich krank zu stellen, fing der geängstigte Vater an zu weinen. Die Tränen kollerten ihm über das Gesicht.

Da hatte Hans Bast sein Haus abgeschlossen und war mit dem Bückler hinuntergegangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hans Bast schlug sogleich Feuer und zündete ein Lichtstümpfchen an, er hielt es dicht vors Gesicht des Kindes: das Flämmchen bewegte sich, noch blies durch die Nase der Atem, den das verkrampfte Mündchen nicht mehr von sich gab. Die Bläsius hielt auch noch eine Kerze. „Höher dat Licht," gebot ihr Hans Bast.

Nun reckte sie ihren Arm, und alle drei streckten sie ihre Köpfe über die Wiege; der unsicher flackernde Schein zeigte ihre sich bückenden, sich wieder aufrichtenden und wieder zusammensinkenden Schatten riesengroß an der Wand.

Lebte das Hänneschen noch? Das kleine Flämmchen bewegte sich nicht. „Tot?" schrie der von seinem raschen Lauf noch eben glühheiße Hannes, jetzt plötzlich zusammenschaudernd wie unter einem Eishauch.

Draußen knurrte böse ein Hund. Das Bauernweib zeterte auf. Man hörte gedämpft eine Stimme, und nun kauderwelschte die Alte drauflos.

Sie achteten drinnen auf nichts, hörten nicht, was draußen vorging, sie waren alle drei zu sehr hingenommen: oh, das Flämmchen bewegte sich ja wieder! „Et lebt noch, et lebt!" frohlockte der Vater.

Die Tür ging auf. Von der Alten hineingewiesen, die neugierig den Hals hinter ihm reckte, betrat der Friedensrichter die Stube. Er sah im Halbdunkel drei Gestalten. Deutlich zu erkennen war keine von ihnen, aber er wußte: der, den er suchte, der war hier. Der Ofenloch, ja der war drinnen, der hatte eben den Doktor geholt, das hatte die Alte eingestanden.

„Im Namen des Gesetzes!" Die Stimme war laut — eine Posaune des Gerichts. „Johannes Bückler, Ihr seid verhaftet!"

Ein unterdrückter Aufschrei. Im gleichen Augenblick waren beide Lichter erloschen, das große sowie das Stümpfchen; aber dunkel war es drum doch nicht im Raum, denn als habe der Mondschein, der bislang mit dem Schein der Kerzen gekämpft, nur auf Verrat gelauert, so goß er jetzt all sein Licht zum Fenster herein. Die Stube war plötzlich ganz hell.

Drei Gesichter starrten. Von der Überraschung überwältigt stand Bückler. Jetzt aber machte er einen Satz: auf dem Tisch, auf dem Tisch, da lag seine Waffe!

Der Friedensrichter vertrat ihm den Weg, der Hahn seiner Pistole knackte. „Kein Widerstand — oder ich schieße! Hände hoch!"

Unwillkürlich gehorchte der Räuber. Aber gehetzt flogen seine Blicke umher — wenn sich Hans Bast nur auf den Kerl stürzen wollte! Zu zweien wurden sie auch ohne Waffen Meister über den, und die Julie konnte ihm ein Bein stellen.

Aber Hans Bast hatte anderes im Sinn. Auch ihm war der Schreck wie eine Lähmung gekommen, aber schon hatte er die überwunden. Er drehte sein Gesicht anscheinend etwas erstaunt, aber freundlich-ruhig Adami zu: „Der Bürger Friedensrichter? Sieh einer an!"

Adami verschlug's fast den Atem: der — der — der auch hier?! Jetzt erst erkannte er den großen Mann mit dem schwarzen Bart. Also nicht ein Doktor, wie die Alte sagte. Ihm schwindelte. Das hatte er nicht erwartet — alle beide auf einmal!

Der Krinkhofer sagte gelassen: „Wat wollt Ihr? Ihr seid ja närrisch! Hier dem armen Mann sein Kind is krank. Er hat mich geholt bis von Krinkhof."

Krank — krankes Kind —?! Was der Halunke auch vorschützen mochte! Adami machte einen hastigen Schritt auf den Krinkhofer zu. Er wollte ihm die Hand auf den Arm legen: „Auch Ihr seid verhaftet."

Aber Hans Bast war nicht so leicht einzuschüchtern. Verächtlich lächelte er: „Wat Ihr alles wollt! Den verhaften und mich verhaften? Seht Euch selber vor!" Auch er hatte augenblicklich keine Waffe zur Hand, aber er hatte Fäuste, die waren wie Schmiedehämmer, und die schwang er jetzt drohend. Die freundlich-ruhige Maske war gefallen, nun zeigte der Wolf auf einmal die Zähne.

Die Bläsius kreischte: „Packt ihn, packt ihn, er is allein!“

Es hatte Adami förmlich gelähmt, auch den Krinkhofer hier zu finden. Aber die Gefahr, in der er sich befand, gab ihm die Fassung wieder, er erkannte seine schwierige Lage: zwei sich gegenüber, die vor nichts zurückscheuten, die ja auch nichts mehr zu verlieren hatten. Er pfiff — der Hund stürzte sich kläffend in die Stube mit geifernder Zunge. „Miro, faß!“

Den Bückler stellte die Bestie, sie sprang ihm gegen die Brust und packte ihn vorn beim Hemdkragen; er durfte sich nicht rühren.

Der Richter stand dem anderen gegenüber. Sie sahen sich in die Augen, so wie einst oben in Krinkhof, und heute doch noch anders. Heute glimmte kein verstohlenes Feuer mehr, heute loderte die Flamme der Feindseligkeit offen in Hans Basts Augen. Und auch der Richter blickte wild, alle Kühle in seinem Auge war geschwunden. Endlich, endlich hatte er den, der schlimmer war als jener Strauchdieb dort, den der Hund im Schach hielt! Er atmete rasch: wenn Hans Bast sich nun auf ihn stürzen würde?! Er konnte dann schießen, auch treffen, aber das hieße einen Schuldigen aller irdischen Gerechtigkeit zu glimpflich entziehen. Jeden Augenblick erwartete Adami einen Angriff, aber er irrte sich.

Hans Bast sagte ruhig, nur eine leise Schwankung der tiefen Stimme verriet die geheime Erregung: „Ich weiß nit, warum Ihr Euch alteriert. Ich geh ja als mit. Ich han Euer Wort, Friedens-

richter, da dran halt ich mich. Ich war dabei und war doch nit dabei" — er hob mahnend den Finger — „vergeßt dat nit!"

Dumpf grollte der Hund, der Bückler hatte sich zu rühren gewagt — ein Blick nach dem Fenster: wenn er das erreichen könnte, hinaussprang! Noch gab er die Hoffnung nicht auf. Mehr als zehnmal auf seiner Laufbahn war es ihm ähnlich, nicht besser ergangen, er war jedesmal noch davongekommen. Warum sollte es nicht auch diesmal gelingen? „Ruft Euern Hund zurück," bat er, „dann will ich alles gestehen!"

„Miro, hierher!" Ungern gehorchte der Hund. Diesen Augenblick benutzte der Gewandte, mit einem Satz hatte er das Fenster erreicht, er sprang in die Scheibe — klirr, klirr — schon wäre er draußen gewesen, hätte ihn eine Faust nicht beim Kragen gehabt, gerade als seine Füße schon freien Boden berührten.

„Holla!" meldeten sich die Landjäger. Eine Begegnung mit Herz Rosenblatt hatte sie zur Eile getrieben und hergeführt. Sie kamen gerade recht. Noch wußten sie nicht, wen ihre Fäuste da festhielten trotz allen Sträubens. Der geschmeidige Bückler zappelte wie ein an der Angel hängender Fisch.

Er wäre doch noch entkommen, hätte nicht drinnen plötzlich eine Weiberstimme grell aufgeschrien: „Tot is et!" Da schüttelte er die haltenden Fäuste ab, setzte unversehens wieder durchs Fensterchen in die Stube zurück und heulte über seinem Kinde: „Hänneschen, du mein lieb, lieb klein Hänneschen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Karren war herbeigeschafft worden noch in selbiger Nacht. Darauf lagen hinten im Stroh, mit Handschellen und einem Fußkloß, wie man ihn dem Vieh, das es in der Mode hat, von der Weide zu rennen, ans Hinterbein bindet, und zudem noch mit eiserner Kette aneinander geschlossen, die beiden Gefangenen. Vorn, rechts und links vom Kutscher je ein Landjäger, hinter dem Karren wieder ein Paar, ein Trupp bewaffneter Bauern noch beiderseits nebenher; man hatte alles aufgeboten, dessen man habhaft werden konnte. Es ging gen Koblenz. Eine weite Fahrt.

„Se bringen hän, se bringen hän!" Das galt dem Bückler. In die nächstliegenden Ortschaften war wie ein Feuer, das mit der Schnelle des Gedankens von Halm zu Halm läuft und immer weiter und weiter schnell fliegt und springt, die Kunde gelangt: „Se han den Hannes gekriegt!" Alles stand auf der Straße.

Als der Karren bei Sonnenaufgang über die Straßen von Kochem rasselte, duckte sich der Bückler tief. Sie fuhren auch beim Wirtshaus ‚Zum goldenen Esel' vorbei, und da konnte er selbst jetzt nicht ein ganz kleines Lächeln unterdrücken: das war doch schön gewesen, als er die da so trefflich genasführt hatte! Darüber kam ihm langsam wieder ein wenig bessere Laune zurück. Gott sei gedankt, das Hänneschen war ja nicht tot gewesen, als die Julie so geschrien, sie hatte das nur gemeint, weil es auf einmal zur Ruhe gekommen war vor den Krämpfen. Wenn das Hänneschen erst größer war, dann ließ er dem

aus seinem hellblauen Rock, in dem er so staats gewesen war, ein schönes Wämslein machen; das Tuch war dann akkurat so in der Farb wie die Augen vom Jung'. Er konnte sich's jetzt schon gut vorstellen. Das eine nur verdroß ihn arg, daß die Julie sich so benommen hatte, wie sie es getan. Als der vom Gericht sie Näheres befragte, schrie sie fast überlaut: „Mich geht der Bückler nix an!" Er sie nichts angehen—?! Und nur wenig vorher hatte sie so anders gesprochen: „Immer und ewig gehör ich zu dir —" wie reimte sich das zusammen? Er grübelte darüber, das Gesicht auf die Brust geneigt, bei jedem Stoß des Wagens noch mehr in sich zusammenschüttelnd. Sie hatte sich ihm auch nicht an den Hals gehängt. „Nehmt Abschied," hatten sie gesprochen, da hatte sie ihm kaum die Finger gereicht; als er sie umfangen wollte, wich sie zurück. „Donner und Doria, verlogenes Mensch!" Er fluchte, aber es war ihm doch elend zumute.

„Die Weiber, hm, die Weiber!" Der Krinkhofer verzog geringschätzig den Mund. „Die sind wie die Hummeln; haste Honig, schlecken se dich, haste keinen, stechen se dich." Das war kein Trost.

Hans Bast rauchte. Den Tabaksbeutel und die Pfeife hatte man ihm gelassen. Ein Bauer schlug Feuer und stopfte sie ihm. Nun paffte er schweigend in den nebligen Morgen hinaus. Frühnebel stiegen vom Fluß auf, die Felder dampften.

Als gegen Mittag die Sonne ihre bleiche, noch halbverschleierte Scheibe am Himmel zeigte, hatte sich die Begleitmannschaft verstärkt; jetzt hatte sie

Kompagniestärke, und noch viel Volks rannte in Scharen nach. Kein Fürst, der durch sein Land zieht, konnte sich größerer Eskorte rühmen und auch nicht größerer Aufmerksamkeit. Kinder schrien: „Vivat den Hannes!" Erst als die Landjäger ihnen das verboten, schwiegen sie. Auch Erwachsene trabten atemlos am Straßenrain nebenher und hofften, einen Blick auf den Berühmten werfen zu können.

Der Hannes saß jetzt ganz aufrecht und freimütig, es machte ihm großen Spaß, die Leute seinetwegen so rennen zu sehen. Ein paar hübschen Mädchen, die so eilig herbeiliefen, daß ihre Röcke flogen und man die blaubestrumpften Waden bis zum Knie herauf sah, winkte er mit den Augen. „E Küßche, gib Küßche!" schrie er ihnen lachend zu. Ein Landjäger schlug ihn aufs Maul, schnell wollte er die Hand heben, um den wieder zu schlagen, da merkte er erst so recht, daß er gefesselt war. Und nun ward er niedergeschlagen. Was würde werden mit ihm, mit der Julie und mit dem Hänneschen?! Er hatte das Bedürfnis, zu reden.

„Kamerad," fing er mit einem der Landjäger an. Himmel noch einmal, war das nicht der Andrees, den er einstmals, noch ganz zu Anfang, vor der Bande geschützt hatte, als der Gensdarm vom Pferde gefallen war und sie ihm gleich den Garaus machen wollten? Er war erfreut: eine bekannte Seele, noch dazu eine, die ihm dankbar sein mußte! „Kamerad, he, kennste mich noch? Nit weit von Kirn war et!"

Aber der Andrees warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu und guckte dann auf die andere Seite.

Ob sie die Julie auch gefangennahmen? Und wer blieb dann bei dem Hänneschen? Dieser Gedanke folterte ihn. Er rührte Hans Bast mit dem Ellbogen an, so viel konnte er sich nur noch regen. „Wenn ich nur wüßt, ob ich bei 't deutsche Gericht komm oder bei die Franzosen? Bei die Deutschen han ich noch lang kein Angst" — er warf die Lippen auf — „aber bei die Franzosen. Wat geschieht da mit uns?"

Hans Basts Gesicht veränderte sich um keinen Zug, es war ruhig wie immer, nur etwas finsterer vielleicht. Ihm war das Aufsehen, das sie erregten, die größte Pein. Er wies mit den Augen nach dem Ast eines kahlen Apfelbaumes hin, auf dem ein Rabe saß und in Pausen krächzte: „Krah, krah."

„Kopf ab," sagte der Krinkhofer und versank wieder in Schweigen.

XX

Zum Umsinken müde war der Friedensrichter nach Lutzerath zurückgekommen. Auch der Hund war langsam geschlichen, und das Pferd hatte den Kopf hängen lassen. Adami hatte das Gefühl, als habe er einen gewaltigen Berg erklommen, den Gipfel erreicht und dürfe nun ruhen; freilich nicht allzu lange. Noch war da der Abstieg. Und der bot noch Mühen genug. Noch blieben Glieder der Bande zurück, wenn deren Häupter auch gefangen waren. Aber ohne den Krinkhofer, der die Pläne ausheckte, und ohne den Bückler, der sie spielend ausführte, waren sie nicht zu fürchten mehr; bald würden sie auch im Garn sein, armselige Drosseln, die sich an den Beinen aufhängten.

Langsam war er geritten, ein müder, einsamer Sieger. —

Und einsam lag die Ützmühle, so still, als sei niemand in ihr. Die Alten waren begraben. Zu Bertrich auf „Blasius Päsch", wie der windumwehte Friedhof im Volksmund heißt, hatte man Mann und Frau in ein Grab gelegt, die schmalen Särge dicht nebeneinander. Es war ein stattliches Trauergeleit, ganz Bertrich ging hinter den Särgen her. Es wäre keiner zu Haus geblieben. Selbst der rote Bruttig, der Metzger, war früher von seinem Schweinehandel zurückgekehrt, ging nun als letzter im Zug, hielt sich die Mütze vors Sommersprossengesicht und betete andächtig laut. Die Rede des Geistlichen war ergreifend; er hatte dem Paar nur Lob zu zollen. Friedlich hatte das gelebt, trotz Krieg, Hunger und der Pestilenz der

Räuber im Lande; es war allen ein Beispiel gewesen. Und friedlich war es denn auch gestorben; trotzdem eine Mörderhand sich gegen den Müller erhoben, hatte er die Schrecken des Todes nicht zu verspüren gebraucht. Am Bett seines Weibes ward er plötzlich abgerufen; Hand in Hand, wie sie auf der Reise des Lebens gegangen, traten sie nun die Reise ins Himmelreich an.

Die Schulkinder sangen lateinische Worte, die sie nicht verstanden, aber sie sangen sie hell, selig in den Tag hinein, der auf den Zehen stand und über die Berghöhen, die in der Runde das Tal umschlossen, helläugig und freundlich hinuntergucte.

Viele schluchzten, auch die Söhne weinten. Nur die Pflegerin der alten Äßmüllerin, die Tochter von Hans Bast, weinte nicht. Sie hatte bis zur letzten Minute geschafft; der ganze Hof stand voll Wagen, Anverwandte waren gekommen, und die Bräute von Hubert und Niklas. Wie betäubt war sie; sie tat alles ganz recht, aber es war eine andere Maria, die den Kuchen backte und für die Gäste einen Tisch deckte. Es war auch noch immer die andere Maria, die dann im Grabgeleit ging, die Augen niedergeschlagen, das Betbuch, um das der Rosenkranz geschlungen war, in den unmerklich zitternden Fingern. Mit blassen Lippen murmelte sie: „Herr, gib ihnen die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihnen." Sie kniete, sie sah in die Gruft — „Amen, amen" sangen die Schulkinder — sie streute Erde hinab mit kalter Hand, sie wischte dann die Erde vom Kleid ab,

kehrte sich den Leidtragenden zu und reichte ihnen die Hand. All dies tat die andere Maria.

Aber nun, als die Gäste fort waren, auch die Bräute, denen Hubert und Niklas das Geleit gaben, nun durfte sie wieder die alte Maria sein. Und sie weinte aus Herzensgrund.

Martin kam zu ihr in die Küche, wo sie die Tassen und Teller abwusch. Ihre Tränen rannen ins Spülfaß. Es war ja das letztemal, daß sie hier schaffte, morgen ging sie nach Lutzerath. Vergebens hatte sie sich heute nach ihrem Vater umgeschaut, sie glaubte, er würde beim Begräbnis sich zeigen, schon damit ihn die Leute sahen; aber er war nicht da. Gott sei Dank, Gott sei Dank nicht! Sie hätte sein Antlitz nicht sehen mögen. Um Jesu Barmherzigkeit willen, vielleicht tat sie ihm unrecht, dann mochte es ihr angerechnet werden dereinst. Jetzt konnte sie nicht anders.

„Maria, mein liebe Maria," sagte der Martin, als er in der Tür stand. Er war noch traurig und doch froh, endlich mit ihr allein zu sein. Auf seinem Gesicht lag ein Schimmer von Glück. Er breitete nach ihr die Arme.

Sie blickte auf ihre Hände nieder, unter denen das Geschirr zu klappern anfing. Sie konnte ihn ja nicht ansehen.

„Du hast für unsere Mutter alles sehr schön gemacht. Akkurat so, als hätte sie dat alles selber gemacht. Ich dank dir auch, Maria. Ich werd et dir noch besser danken, wenn wir erst verheirat sind."

Sie zuckte zusammen: o weh, er fing davon an! „Hör', Martin," sprach sie beklommen, „wunder dich

nit, aber ich bleib eweil nit hier — ich darf nit hier bleiben. Et schickt sich eweil nit." Das fiel ihr ein wie ein rettender Gedanke. Heute, heute konnte sie es ihm noch nicht sagen. Nur noch ein paar Tage Aufschub! Heute fiel es ihr gar zu schwer. Wenn sie oben zu Lutzerath war, dann, ja dann gleich! „Der Hubert is mit seiner Braut an die Mosel, der Nikla is auch weg — wat sollten die Leut wohl sagen, wenn mir zwei in der Mühl so ganz allein blieben!" Scheu wagte sie einen Blick.

Er nickte: das sah er wohl ein, aber er hätte gedacht, sie hielte so ängstlich nicht auf die Sitte. „O Maria," stieß er heraus, „bei uns zwei is dat doch ebbes ganz anderes. Wat brauchen mir zwei viel zu fragen nach dem, wat die Leut sagen. Mir zwei kennen uns doch. Ich weiß, wat ich von dir zu halten hab'. Die Mutter selig hat mir alles erzählt — sie hat dich lieb gehabt, ihr Segen liegt auf dir — ich halt dich ebenso hoch und heilig, als wenn du eine wärst, zu der man nur beten muß. Ich rühr dich nit an, kannst dich drauf verlassen. Bleib, Maria, wat willste nach Krinkhof? Ich hab' mit deinem Vatter nit viel im Sinn."

Das Herz stand ihr still: ahnte er etwas? Kamen die gleichen Gedanken auch ihm, Gedanken, die sie verfolgten bei Tag und bei Nacht, die sie so ruhelos umtrieben, als hätte sie selber Böses getan? „Ich geh nit nach Krinkhof," sagte sie kleinlaut, den Blick noch immer niedergeschlagen, „ich geh zum Friedensrichter nach Lutzerath. Kuck," — sie zog einen Laubtaler aus der Tasche —, „den hat er mir gegeben, als

er letzthin hier war. Ich soll bei ihm Magd sein — nur für en Weil," setzte sie rasch hinzu, als Martin auffahren wollte.

Nein, das war ihm doch gar nicht recht, dann hätte er noch lieber gesehen, sie bliebe so lange bei ihrem Vater; das hatte sie doch nicht nötig, als seine Braut noch als Magd zu gehen. Er war unmutig. „Ich leid dat nit!"

„Nur für'n Weil, für en ganz kleine Weil," sagte sie bittend, „et is ja nit lang mehr."

„Bis zur Hochzeit," ergänzte er. „Morgen geh ich zu unserm Pastor, bestell dat erste Aufgebot; worauf sollen wir dann noch warten?" Er stieß einen Seufzer aus. „Weiß Gott, mir wird jeder Tag zu lang. Ach, Maria —" er trat plötzlich neben sie und riß sie an sich, daß ihr der Atem verging — „ich hab' dich ja so lieb, so lieb! Und wenn ich dran denk, daß du bald mein Frau bist, dann wird mir der Kopf ganz schwindelig, ich hör nit, ich seh nit, ich hab nix im Sinn mehr als dich, dich allein!"

Sie konnte sich nicht sträuben, sie lag ihm im Arm, eine wehrlose Beute von Glück und Schmerz. Beide Hände schlang sie ihm um den Hals und faltete sie ihm im Nacken. So nah mit ihrem Gesicht vor dem seinen, sahen ihre Augen tief und dunkel in seine blauen: wie waren doch des Martin Augen so treuherzig offen, die brauchten ja auch keinen Blick zu scheuen. Es übermannte sie schier. Was hatte sie, sie denn verschuldet, daß sie zum Martin nicht sprechen durfte: „Ich will gern dein sein —?!" Sie küßte ihn, wie jemand küßt, der für immer Abschied nimmt.

Er spürte nicht die Verzweiflung in diesen Küssen, er fühlte nur die Liebe heraus und ein großes Verlangen. Sie seufzten beide im ungelöschten Brand einer großen Sehnsucht.

„Ich bin deiner nit wert.“ Sie nahm sich zusammen und schob ihn von sich.

Da lachte er hell: „Du meiner nit wert? Ich bin deiner nit wert — o Maria!“ Er wollte sie wieder an sich ziehen.

Aber sie stieß ihn fast wild zurück: „Laß mich!“ Und dann lief sie zur Tür: „Die Sonn geht schon unter, laß mich, ich muß vor Dunkel in Lutzerath sein.“ Sie ließ sich nicht halten. Er bat, er beschwor sie: nur bis übermorgen, bis morgen wenigstens sollte sie bleiben, er brachte sie dann selber herauf; warum denn so eilig? Er schlang den Arm um sie, trotzdem sie widerstrebte, er hielt sie am Kleid fest. Sie riß sich los. Er gab ihr tausend gute Worte, es nutzte alles nichts.

„Du gehst, und ich bleib eweil ganz allein,“ sagte er zuletzt traurig. Da gab sie es wenigstens zu, daß er sie noch ein Stück Weges begleitete; auch das hatte sie zuerst nicht gewollt. — — — — — — —

Nun war Maria Nikolai schon Tage oben in Lutzerath. Sie war schweigsam, sprach nur das Notwendigste. Gegen die Redseligkeit seiner allzeit geschwätzigen Alten stach diese Schweigsamkeit doppelt ab, Adami empfand sie als Wohltat und doch als eine Stille vor Sturm. Fragte dieses Mädchen denn gar nicht nach seinem Vater? Ahnte ihr Schlimmes und hielt ihr die Angst deswegen den Mund zu? Viel-

leicht hatte er es sich nur eingebildet, daß sie ahnungsvoll sei. Dem widersprach aber dies blasse Gesicht mit den Augen, in denen er oft glaubte, Verzweiflung dämmern zu sehen, widersprach das ganze gedrückte und scheue Wesen. Wie das Mädchen dastand: gesenkten Kopfes, die Arme schlaff hängend — wie sie ging: müde, gebeugt unter Lasten, die das Auge nicht sah — wie sie arbeitete: fleißig und doch ohne Lust am Schaffen — wie sie sprach: mit einer Stimme, die in ihrem tiefen Klang keine Jugend mehr hatte, nur Klage — das alles sagte ihm mehr als genug. Die hier a h n t e nicht nur, die w u ß t e. Aber ob Hans Basts Tochter auch wußte, daß ihr Vater jetzt gefangen saß zu Koblenz? Adami überlegte: nein, das nicht. Maria konnte es nicht wissen, sie hatte noch mit keinem Menschen im Ort gesprochen, sie hatte das Haus seit ihrem Hiersein noch nicht verlassen. Der Müllerssohn war auch noch nicht oben gewesen. Vielleicht, daß der gar nicht mehr kam — ehrlicher Leute Sohn und die Tochter eines Mörders, nein, das ging nicht an! Das Mädchen tat Adami sehr leid. Es war das beste, sie erfuhr bald und schonend von ihm, was sie wissen mußte, ehe rohe Mäuler es ihr kundtaten.

Noch hatte sie nichts gewußt. Denn als er von einem Ritt heimkam und sie das Pferd beim Kopf hielt, während er es abzäumte, sagte sie: „Wart Ihr drüben im Krinkhof? Is mein —" sie verbesserte sich — „is der Hans Bast zu Haus?"

Er war in Gedanken gewesen, jetzt sah er sie plötzlich betroffen an: wie kam sie darauf? Er war gerade

in Krinkhof gewesen. Da stand die Hütte im Winde, kein Mensch hatte sie wieder betreten, eine verlassene Katze saß auf der Schwelle und miaute kläglich. Er hatte alles verschlossen und mit dem Amtssiegel versehen.

„Was willst du von deinem Vater, Maria?"

„Nichts. Aber ich mußt heut an ihn denken."

Nun war die Gelegenheit da, nun mußte er die ergreifen, ihr die Wahrheit beibringen. Aber feige, wie er sonst niemals war, fühlte sich der Mann vor diesen Mädchenaugen.

Er hätte sich nicht zu fürchten gebraucht; sie hatte kein Weinen, kein Jammern bei dem, was er ihr erzählte, keine Verwunderung, keine Anklage, aber auch keine Entschuldigung. Stumm, mit einem Gesicht, aus dem alles Blut entwichen war und auch alle Jugend, hörte sie alles wider den Vater an. Adami hatte sie mit sich ins Amtszimmer genommen. Seinen Sekretär hatte er fortgeschickt, er hatte das Gefühl, ihr das letzte bißchen armseligen Stolz erhalten zu müssen.

Da, wo der Krinkhofer einst vor dem Schreibtisch gestanden hatte, stand jetzt seine Tochter. Das Licht des Tages lag voll auf ihr. Und wiederum fiel es Adami auf, wie sehr sie dem Vater ähnlich war. Dasselbe schöne, stolze Gesicht. „Wußtest du, was dein Vater war?" fragte er sie.

Sie neigte langsam den Kopf: ja, und schüttelte doch gleich darauf: nein. Was sollte sie sagen, die Antwort war „ja" und auch „nein". Der Mann da wußte ja auch schon alles; er hatte Hans Bast ge-

fangengenommen, Hans Bast lag in Ketten. Und den Ußmüller sollte Hans Bast auch erschossen haben? Und wie war's mit dem Mungel? Sie hörte Namen und dachte nicht nach, sie konnte nicht denken, sie fühlte nichts als Entsetzen. Die Zähne in die Lippe verbissen, stand sie bewegungslos. In ihrem Kopf ward es mit einemmal ganz leer, sie hätte gar nichts mehr darin. Sie hörte ein ungeheures Getöse, vor ihren Blicken ward's schwarz. Aber sie fiel nicht um.

Ein seltsames Mädchen! So stumpf. Keine einzige Träne. Adami wunderte sich: stand der Vater ihr so fern, daß sein schreckliches Schicksal sie nicht einmal bewegte?

Es war still im Zimmer, eine ganze Weile. Winterfliegen, vom Sonnenschein geweckt, surrten am Fensterglas auf und nieder; Kinder kamen von der Schule draußen vorbei, man hörte das Trappeln ihrer Nägelschuhe und ihr fröhliches Schwatzen.

„Werden sie ihn tot machen?" fragte plötzlich Maria.

„Wer Blut vergißt, des Blut soll wieder vergossen werden," sagte ernst der Richter. „Wie wir ihn aburteilen, das deutsche Gericht, kann man noch nicht wissen. Die Franzosen werden ihn zum Tode verurteilen, er hat den französischen Hauptmann ermordet. Dafür allein gebührt ihm schon Tod."

„Dafür nit — o nein, dafür nit!" Laut aufschreiend streckte plötzlich das Mädchen beide Arme abwehrend aus. „Ihr wißt ja nit, warum er den tot gemacht hat!"

Der Aufschrei war so gewaltig, die Miene so verstört, die bis dahin Stumme so laut und voller Leidenschaft, daß Adami stutzte.

Maria war verwandelt, alle scheinbare Gleichgültigkeit verschwunden; die Hände ringend, schrie sie überlaut: „Dat hat mein Vater für mich getan, für mich! Der hatt' mich ja angefallen, als ich allein ging auf dem Weg von Trier, — in't Gebüsch hatt' er mich geschleppt, wehren konnt ich mich da nit mehr. Herr, Herr!“ Sie fiel vor dem Friedensrichter nieder und hob bittend die gerungenen Hände: „Dafür darf meinem Vatter nix geschehen!“

Des Richters Augen wurden groß und starr. Was — was sagte sie? Angefallen worden auf dem Weg von Trier, ins Gebüsch geschleppt — vergewaltigt, das meinte sie doch ohne Zweifel, und d'Aubry, der Ermordete am Reiler Hals, der, der war jener Schurke?! Hans Bast hatte ihn ermordet — der Vater hatte die Tochter gerächt! Alles war so seltsam, so verworren und doch so folgerichtig, unleugbar klar. Und dieses Mädchen log nicht.

Er faßte sich an die Stirn, die Stube drehte sich plötzlich — er war auf der Straße von Trier — er sah ein einsam wanderndes Mädchen — Trier, Trier! — er sah die Simeonstraße, das Patrizierhaus, die schöne Susanne hinter dem Blumenfenster. „Mein Gott, mein Gott,“ stöhnte er auf. Maria, Susanne, d'Aubry, Hans Bast — die Gesichter jagten sich. Er faßte um sich, als suche er einen Halt, und seine Hand sank auf den Scheitel der Knienden.

„Steh auf!“ Er zog sie empor. „Erzähle mir alles.“

Sie faßte sich, seine Miene flößte ihr Mut ein: ja, der verstand sie, der wußte, warum Hans Basts Tochter jetzt auf einmal wieder zum Vater hielt. Das

gab ihr Worte. Die jagten sich; mit glühenden Wangen sprach sie. Aller Schreck der Überfallenen, alle Verzweiflung der Beraubten, alles Entsetzen der den Schänder Wiedererkennenden, der die Rache Wünschenden und doch vor der Rache Zitternden spielte sich vor Adami ab.

Er atmete gleich rasch mit ihr, er fühlte das Blut ebenso heiß in seinen Adern: Rache für die Entehrten — Susanne, Maria! Und es hallte ihm mit Dröhnen in den Ohren, was er einst hier in stiller Stunde gelesen hatte: „Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Hans Bast! Groß und finster, und doch ganz so schrecklich nicht mehr stand, er vor ihm. Der Schmied von Krinkhof ein Verbrecher! Aber war der Mord an d'Aubry auch ein Verbrechen? Vor dem Gesetz ja. Aber vor der Menschlichkeit? Er wußte sich keine Antwort, seine Seele war bedrückt. Auf seiner Stirn perlte der Schweiß, als Maria aufgehört hatte zu sprechen. Er empfand nicht nur ihre Qual nach, er hatte auch eigene Qual. Susanne! Lange hatte er ihrer nicht gedacht, hatte nicht an sie denken wollen, und der Beruf, sein Pflichteifer, sein Ehrgeiz hatten ihm geholfen dabei. In dieser Stunde dachte er noch einmal an sie, und so, als ob er sie noch immer liebte. —

Es war ein verstörter Tag. Die Sonne, die am Morgen freundlich geschienen, hatte sich am Mittag verkrochen, nun zog noch einmal Schneegewölk herauf — oder brachte es erlösenden, auch die winterliche Eifel befreienden Regen? Adami sah von seinem Fenster das Band der Straße mit den demütigen Bäumchen, und auch er war demütig. Erbärmlich

wie diese windgezausten, geduckten Ebereschen standen die Menschen, sie grünten im Frühling und versuchten das Blühen, und dann kam das Schicksal, der unbarmherzige Wind, und duckte ihnen die Krone.

Der Mann fühlte sich ohnmächtig. Alle Erfolge, die er erreicht hatte, erschienen ihm heute zwecklos. Zwei schuldige Häupter würden fallen: Johannes Bückler — Hans Bast Nikolai — und noch andere vielleicht ihnen folgen, aber was wurde damit erreicht? Ein abschreckendes Beispiel wurde gegeben, und doch wurden die Menschen nicht besser dadurch. Geschlechter würden kommen, Geschlechter gehen, Zeiten über die Länder hinrasen, die aus ihrem Bauch wiederum Kriege gebaren, und diese Kinder zeugten wiederum Söhne, die Räuber waren, Diebe und Mörder. Er fühlte sich ganz verzagt und ganz machtlos.

Gott sei Dank, daß es an seine Tür klopfte! Er wurde abgelenkt. Der jüngste Außmüller war es, der bei ihm eintrat. „Nun, was führt Ihn denn her?" Er sah es, der junge Mann hatte etwas Besonderes auf dem Herzen.

Verlegen stand Martin und nahm seinen Hut bald in die rechte Hand, bald in die linke. „Ich möcht die Maria sprechen. Sie will ja nit, dat ich bei sie komm. Aber ich muß sie sprechen." Das letzte sagte er fest. Sein ehrlicher Blick sah Adami offen ins Gesicht: „Friedensrichter, Ihr wißt et, der Krinkhofer sitzt im Gefängnis, ihm wird der Prozeß gemacht — steht et arg schlimm um ihn?"

Der Friedensrichter bestätigte: „In der Tat."

Der junge Mann nickte: „Dat hab ich mir gedacht. Darum muß ich die Maria sprechen. Ich will ihr sagen: dat ändert nix zwischen dir und mir. Da können die Leut sagen, wat sie wollen, und wenn der Hubert und der Nikla auch noch so dawider sind."

„Er will sie doch heiraten?" In der Stimme Adamis klang einiges Erstaunen.

„Warum denn nit?" Nun war der Martin erstaunt. Wie konnte der Friedensrichter nur daran zweifeln? „Die kann doch nix für dat, wat ihr Vatter getan hat. Aber sie will nit. Jetzt weiß ich, warum sie immer und immer mich hingehalten hat mit unserm Verspruch." Er war ganz gerührt. „Ach, Herr, da kann en Mann weit suchen, bis er so eine wieder findt. Un wenn sie zehnmal en Vatter hätt' wie der Hans Bast, heiraten tät ich sie doch. Kann ich die Maria nit emal zu sprechen kriegen?"

Adami hatte dem jungen Mann still zugehört, nun ging er selber, ihm die Magd zu holen. Er hatte Maria geheißen, sich niederzulegen, ihre Augen hatten so krankhaft fiebrig geglänzt, und sie schien ihm nicht ganz ihrer Sinne mehr mächtig. Aber als er jetzt an ihre Kammer klopfte, antwortete sie nicht; er sah hinein, sie war nicht darin und auch nicht in der Küche. Er rief laut nach ihr. Im ganzen Haus war sie nicht. —

Maria hatte auf ihrem Bett gelegen; ihr Inneres war wie ausgeweidet, nur das Herz war noch darin geblieben, das drehte sich rastlos herum in der hohlen Brust, es war qualvoll. Wenn sie doch schlafen könnte! Aber das konnte sie nicht, wachen Auges

mußte sie immer starren hinaus durchs Kammerfensterchen über die Felder, die noch unbestellt lagen, hin zum Felsenhaupt der Lay, deren oberster Scheitel sich über das Hochland reckte. Da — da vorbei ging der Fußpfad hinab zur Mühle. Es war so ein lieblicher Weg, aber sie würde ihn nie mehr gehen. Diese Schluchten, diese Wälder, diese Wiesen, diesen Wildbach nicht mehr sehen. Ach, diesen Weg war sie zuletzt mit dem Martin gegangen! Noch fühlte sie all die Küsse, die er ihr aufgedrückt hatte; sie hatten sich gar nicht trennen mögen. Und doch war das noch nicht der letzte Abschied gewesen. Morgen mußte sie nun auch von hier fort!

Seit Maria gehört hatte, daß Hans Bast in Koblenz gefangen saß und welches Los seiner harrte, hatte sie nur noch den einen Gedanken: Flucht. Sie mochte den Martin nicht mehr sehen, sie schämte sich zu sehr. Und wenn sie hier länger blieb, dann konnte sie ihm nicht entgehen, er hatte ja gesagt: „Ich komm herauf zu dir, und wenn du et auch nit willst, ich komm doch!" Er würde ihr aufpassen. Flüchten, sich flüchten! Sich und den Vater ihm ganz aus dem Weg räumen, damit er wenigstens von allem frei kam. Ach, und er würde des noch froh werden. Denn jetzt wußte er es ja auch, was sie schon längst wußte! Sie kniff die Augen zu, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Nein, sie könnte dem Martin nie mehr begegnen. Es könnte wohl sein, er käme nicht mehr herauf — ach, er hatte vielleicht gar nicht mehr den Wunsch und kein Verlangen mehr, sie zu sehen! — dann dürfte sie ruhig

hier bleiben. Aber nein, nein, das hielte sie dann nicht aus: ihm so nah sein und doch nicht bei ihm sein dürfen, nein! Es war das einzige, sie machte sich morgen beim ersten Tagesstrahl auf, verließ auch dieses Haus und lief davon. Was rannte sie denn so unsinnig? Ach, es wollte sie ja gar keiner mehr einholen! Sie weinte.

Da tauchte vor ihren tränenverschleierten Blicken plötzlich eine Gestalt in den Feldern auf, eine wohlbekannte. Sah sie recht? Sie sprang vom Bett, drückte sich nah ans Fensterchen und starrte mit brennenden Augen hinaus. Er war es, er war es! Sie sah ihn näher und näher kommen, raschen Schrittes ging er. Schon konnte sie sein Gesicht deutlich erkennen, sein blondes Haar hell unterm Hut flattern sehen. Jetzt aber schnell fort! Wohin? Sie huschte eilends zum Haus hinaus, Regen fing an zu klatschen. Oh, daß sie ihm nur nicht zu begegnen brauchte! Sie verkroch sich beim Pferd in den dunkelnden Stall.

Hier fand sie Adami. „Hier bist du?" Er war sehr verwundert. Sie stand hinterm Pferd ganz in die Ecke gedrückt. „Der Martin ist da!"

„Wat will er?"

„Dich sehen, mit dir sprechen."

„O nein, o nein!" Sie wehrte wild ab.

Das Mädchen war wirklich krank, es zitterte ja. „Komm ins Haus, Maria!" Er sprach freundlich zu ihr. Das konnte er wohl verstehen, daß sie verstört war, aber nun war der Martin ja da, und der war ein so verständiger Mensch, ein so prächtiger Mensch, der würde sie trösten. Aber je mehr er zum Lobe

des jungen Mannes sprach, desto hartnäckiger drückte sie sich in die Ecke.

„Ich will ihn nit sehn — nie, nie mehr sehn — um Jesu willen, oh, so laßt mich doch!"

„Maria," rief da des Martin Stimme. Es war ihm zu lang geworden im Zimmer, er war nachgekommen. Nun stand er im Stall, und es war, als sei der dunkle Raum heller geworden. Seine Stimme klang zuversichtlich und frei. „Wenn du nit zu mir kommen willst, dann komm ich zu dir und hol dich herein. Komm, Maria!" Er nahm sie bei der Hand und zog sie aus der Ecke.

Adami sah erstaunt, daß sie sich ziehen ließ; aber es war etwas Mechanisches darin, wie sie die Füße setzte, und sie hielt die Augen geschlossen. Er folgte dem Paar ins Haus und hieß es eintreten in sein Wohnzimmer, nicht in die Amtsstube, die so öde war.

Da saßen sie nun zu dreien, er auf dem Kanapee unter einem, jetzt in allen Amtshäusern des Rheinlandes verbreiteten Stich: „Napoleon Bonaparte, der erste Konsul" — die jungen Leute auf zwei Stühlen ihm gegenüber. Maria hing nur auf einem Stuhleckchen, wie gewillt, jede Minute aufzuspringen und davonzulaufen. Aber Martins Hand hielt sie fest. Die schwarzen Wimpern beharrlich auf die bleiche Wange gesenkt, die dunklen Brauen zusammengezogen, daß sie sich wie düstere Schatten über der Nasenwurzel berührten, den Mund fest geschlossen, so saß sie stumm.

„Warum läufst du fort vor mir?" fragte Martin. „Ich lauf dir doch nach. Und wenn du bis dahin läufst, wo die Welt 'n End hat."

Sie rührte sich nicht.

Er sprach weiter: „Ich hab dat Aufgebot gestern bestellt. Nächsten Sonntag hängen wir aus an der Kirch. Über vier Wochen bist du mein Frau.“

„Nein,“ sagte das Mädchen. Es sah nicht auf.

„Doch,“ sagte der Bursche. Fester drückte er ihre Hand und sah sie liebreich an. „Hast du mich denn nit e bißche lieb?“

„Doch, doch,“ schluchzte sie plötzlich, „ich hab dich sehr lieb, aber gerad darum will ich dich nit. Du sollst kein Frau haben, auf die alle Leut mit Fingern zeigen: dat is dem Hans Bast seine Tochter, der war en Räuber und —“, sie schrie auf, riß sich los und verbarg ihr Gesicht in den Händen. „Martin, und wenn et dazu noch wahr wär, dat eine Kugel vom Hans Bast deinen Vatter getroffen hat — o Jesus Maria, dat wird doch nit auch noch wahr sein?!“

„Sei ruhig!“ Der Martin sprach zuversichtlich. „Ich glaub dat nit. Und dat ich et nit glaub, dat is doch die Hauptsach. Und wenn et wär, kannst du dafür? Ich lieb dich, ich will dich, und alles andere geht mich nix an!“

Adami wunderte sich über den Müllerssohn — so jung noch und soviel Energie! Und eigentlich nur ein einfacher Mensch, ein Landkind, und doch so viel Feingefühl. Und vor allem so große Liebe! Es wurde ihm plötzlich heiß, es stieg ihm wie Scham zu Kopf: war denn auch er dieser Unbekümmertheit fähig, die alles andere beiseite läßt und einzig und allein dem Trieb folgt, der den Baum blühen läßt und

die Frucht reifen?! Sein Gesicht war sehr ernst. Er beneidete diesen jungen Menschen und bewunderte ihn zugleich. Und mit dieser Bewunderung kam ihm auch eine Beruhigung. Ach, was hatte er sich so oft um des Landes Schicksal gegrämt und um des Volkes Seele gebangt! Wozu das Bangen, wozu die Trübseligkeit? Aus dem Volk selber kam doch die Erneuerung, das fand sich zurecht wieder ganz allein. So wie diesen hier gab es noch manchen, viele, und ihnen wurden Söhne geboren — nein, ihm brauchte nicht bange zu sein um ein Volk, das im tiefsten Kern voller Kraft war und gesund!

Freundlich sah er den jungen Mann an und nickte ihm zu. Dann drückte er Maria sanft nieder auf ihren Stuhl: „Du sollst ihm folgen, getrosten Mutes. Du hast vielleicht an ihm gutzumachen, was, weiß ich jetzt noch nicht. Wir werden es erfahren, wenn Hans Bast seinen Mund auftut. Aber wartet nicht, Kinder, werdet schon eher Mann und Frau; ihr kommt sonst nicht zur Ruhe. Heutzutage muß man Mut haben — der Martin hat ihn. Willst du dich so von ihm beschämen lassen, Maria? Mich dünkt, es ist Feigheit von dir, wenn du nicht seine Hand nimmst. Halte dich fest an ihr!"

Damit ging er hinaus und ließ die beiden allein.

XXI

Der Frühling regierte im Mosselland, es war eine Pracht, die Obstbäume zu sehen. Links und rechts des Flusses blühten sie wie Sträuße, rosa und weiß. Ein Aufatmen ging durch die Natur, der der starke eisige Winter eine Kappe übergezogen hatte, unter der sie schier erstickt war. Jetzt atmete sie auf, und, mit ihr befreit, atmeten die Menschen. Aber nicht nur froh über die wärmere Luft und den Sonnenschein, man war auch einer Last ledig geworden, deren Schwere man jetzt erst, da man sie los war, so recht ermessen konnte. Nun konnte man doch ruhig wieder seines Weges gehen, der Wanderer hatte nicht nötig, angstvoll zu laufen, wenn's im Gebüsch raschelte, die Juden konnten zu Markt ziehen ohne eine Eskorte von Gensdarmen, die Bauern brauchten nachts nicht ihre Ställe zu verrammeln, die Einwohnerwehren nicht Pulver und Blei zu verknallen; die Dörfer lagen wieder dunkel in friedlichem Schlaf, und die Städtchen schlossen ihre Tore nicht schon bei Dämmerschein. Gott sei Dank, der Bückler saß gefangen zu Mainz und der Nikolai zu Koblenz!

Die Geliebte des Bückler, die Julie Bläsius, hatte es versucht, ihn zu befreien, aber es war ihr nicht geglückt. Als er transportiert wurde nach Mainz, begleitet von einer ganzen Kompagnie Fußsoldaten und noch vou berittenen Chasseurs dazu, waren viele Leute zusammengelaufen, um zu gaffen. Da machte sich an den Sergeantmajor, der den Transport kom-

mandierte, ein Frauenzimmer heran, das war hübsch und so freundlich, daß sich der Sergeantmajor schon den Bart strich und sich etwas versprach. Aber als sie ihm drei Karolin anbot, wenn er ihr erlauben würde, ein Wörtchen mit dem Bückler zu parlieren, da witterte er etwas. Keine Beteuerungen halfen und auch kein Lamentieren, er nahm die freundliche Schöne fest, und Julchen Bläsius kam auf den gleichen Wagen mit ihrem Hannes.

Auch andere wurden nach und nach aufgegriffen, binnen einer Woche schon allein sieben Stück. Es war, als ob die Mitglieder der Bande den Kopf verloren hätten. Und eine Mutlosigkeit war über sie gekommen: was nützte nun auch alles Leugnen und Wehren, wenn zu Mainz ihr Hauptmann saß, und die Richter, die so schlau waren und so auszuquetschen verstanden, ihm nach und nach einen Namen nach dem anderen abpreßten.

Johannes Bückler nannte seine Genossen alle und bekannte freimütig, welche Taten er mit ihnen begangen hatte. Ein ellenlanges Protokoll war aufzunehmen, die Untersuchung war von einer Weitläufigkeit ohne Grenzen. So viele Diebstähle, Straßenräubereien, Überfälle, Brände, Verbrechen aller Art. Und so viele Teilnehmer! Siebenundsechzig Angeklagte waren nun beisammen zu Mainz. Unter ihnen auch Weiber: Julie Bläsius, Buzliesen-Amie und noch ein paar Mädchen, die Liebchen des Bückler gewesen waren. Stöße von Akten wurden geschrieben, sie wurden gedruckt; jedes kleinste Detail mußte berücksichtigt werden. Ein Spezialgericht war eingesetzt

worden. Seine Advokaten hatten dem reuigen und fleißig betenden Bückler geraten, die Gnade des ersten Konsuls anzurufen.

Es würde sicherlich Herbst darüber werden, bis die Anklageakten verlesen werden konnten und ein Prozeß, auf den Tausende begierig wie auf ein Schauspiel warteten, zu Ende ging. Die Verhandlung sollte im Marmorsaal des ehemals kurfürstlichen Schlosses stattfinden. Das Rheinland harrte voller Ungeduld und fiebernder Neugier.

Zwei Mitglieder der Bande, Iltis-Jakob und der Schwarze Peter, die Bückler in seinen Aussagen besonders belastet hatte, waren aber noch nicht eingefangen. Der Hauptmann wußte auch nicht, wo diese beiden geblieben waren. Er schlug vor, man sollte über sie den Hans Bast einmal befragen, vielleicht wußte der Bescheid. Aber Hans Bast Nikolai wußte nichts über sie; er wußte über gar nichts Bescheid und über keinen.

Als man den Bruttig ihm gegenüberstellte, der zu Koblenz saß, kannte er den — ja, er hatte Fleisch bei ihm in Bertrich gekauft, zuweilen auch einen Schnaps getrunken — aber er wußte nichts von einem Streit des Bruttig mit dem Händler Mungel. Wußte auch nicht, daß Bruttig sich gerühmt hatte, es sei ihm ganz gleich, ob er einen Kalbskopf abschnitte oder einen Menschenkopf.

„Betrunkenen-Geschwätz!“ Hans Bast lächelte.

Dieses Geschwätz von dem Kalbskopf war es, das gegen den Bruttig zeugte. Jetzt bei dem allgemeinen Aufräumen hatte man ihn verhaftet. Der Ermordete

in der Linnich hatte den Kopf nicht mehr aufgehabt, sondern neben sich liegen. Das würde dem Bruttig den Kopf kosten! Wieder lächelte Hans Bast.

Er saß nun schon seit Monaten im Militärgefängnis zu Koblenz. Es lag am Ende der Stadt, die dunklen fensterlosen Zellen waren an die Stadtmauer angebaut, und diese stieß wiederum an einen hohen, fast senkrechten Wall. Auf dem Wall patrouillierten immer zwei Schildwachen, bei Tag und bei Nacht, und hatten scharf geladen. Wochenlang hörte Hans Bast in der Nebenzelle, darin der Bruttig saß, schaben und bohren: aha, der Holzwurm schrapte! Auch wenn gegen das erste Morgendämmern eine Stille im Gebäude war wie die des Grabes, vernahm er ein Brechen und Bröckeln wie von Mauerwerk und ein vorsichtiges Flüstern. Der Bruttig mußte sich mit seinem Zellennachbar auf der anderen Seite verständigt haben und mit dem zusammengelangt sein. Ob der Bruttig nun nicht auch versuchen würde, sich mit ihm ins Einverständnis zu setzen? Er brauchte nur an die sie trennende Wand zu klopfen, die Sprache verstanden sie ja alle.

Die Arme über der Brust verschränkt, lauschte Hans Bast auf seiner steinharten Pritsche, er hatte sich aufgesetzt, so konnte er besser hören. Wie die emsig schafften! Und so, wie sie nebenan unablässig kratzten und schabten und bohrten, Nächte um Nächte, durch Wochen und Wochen, so bohrte ein Gefühl in ihm, das ihm das Haupthaar grau machte und den schwarzen Bart mit vielem Silber durchsträhnte: sie hatten ihn alle vergessen! Sein Freund Bruttig,

den er nicht verraten hatte, der fragte ihn nun nicht einmal: willst du mit? Ob er mitgemacht hätte, das wäre ja noch die Frage gewesen. Er war müde. Die Gefängnisluft, das stete Eingeschlossensein bekamen ihm nicht gut, er fühlte, die Kraft seiner Jahre war hin; nur die Kraft, sich äußerlich stark zu halten, hatte er noch. Die Freude wollte er ihnen doch nicht machen, daß er klein wurde. Den Gefängnisgeistlichen, der ihn besuchen wollte, wies er barsch ab: er brauchte keinen Pfaffen. Aus dem, was nach dem Tode kam, betete der ihn doch nicht los.

In einem schweren, stürmischen Regen, in dem die schwarze Walpurgisnacht sich gefiel, wagten Bruttig und noch zwei Arrestanten, die neben ihm in der Zelle gesessen hatten, die Flucht. Es brüllte und toste in der Luft und warf klappernd die Ziegeln vom Gefängnisdach herunter. Die Gefangenen hatten ein paar Steine aus der alten Mauer losgebrochen und sie tagsüber immer wieder geschickt eingefügt, Nachts aber dahinter gegraben, gegraben. Durch das Loch waren sie nun ausgeschlüpft, zum Wall hinaufgekrochen, als die Schildwache gerade wechselte. Aber jenseits des Walles war ein wassergefüllter Graben, zwanzig Fuß tief, und das wußten sie nicht.

Hans Bast, der wie immer schlaflos horchte, hörte etwas plumpsen; gleich darauf hörte er Schüsse und verworrenes Geschrei. Er lächelte.

Man fischte den Bruttig heraus und brachte ihn wieder ein. Der eine Genosse war ersoffen, den anderen hatte die Patrouille erschossen. Und nun wurde des Bruttig Sache eiliger betrieben, man

hatte weder die Lust noch die Zeit mehr, einen so verwegenen Ausbrecher länger zu hüten. Er wurde zum Tode verurteilt und in die Mörderzelle gebracht.

Es wurde jetzt überhaupt nicht viel Federlesens gemacht. Der erste Konsul hatte einen neuen Mann zum Generalkommissar der vier Departements ernannt, Jeanbon-St. André. Der besaß neben der Macht die Klugheit, sich selber persönlich um alles zu kümmern. Auch hielt er die Instruktionen, die er von Frankreich empfing, so geheim, daß er seine Briefe mit eigener Hand schrieb und sich keines Sekretärs bediente. Die vielen Bureaus wurden eingeschränkt. Lässigkeiten im Amt ahndete er unbarmherzig — er sprach von der „Schläfrigkeit deutscher Beamten" — und verschmähte es sogar nicht, die Beamten sich gegenseitig ausspionieren zu lassen. Und er begann auch sofort mit dem Bau einer großen Straße von Mainz bis Koblenz, die weitergeführt werden sollte die Mosel hinauf bis nach Trier. Neue, gut fahrbare Chausseen über die Eifel, an Stelle der alten gefährlichen Wege durch Walddickicht und entlegene Täler, würden es dem Gesindel nicht mehr so leicht machen, sich zu verbergen und über Postwagen und Reisende herzufallen.

Hans Bast erfuhr von der Hinrichtung des Bruttig. „V o r mir?" sagte er. Weiter sagte er nichts.

Der Sommer war gekommen, er spürte ihn nicht. Bleich, aber ganz ruhig saß er in seiner Zelle. Wenn er hätte ausbrechen wollen, so hätte er es damals mit dem Bruttig zusammen gut gekonnt, meinte der Schließer, die Zellen waren nur getrennt durch

dünne Zwischenwände. So erließ man ihm die Fesseln, die man anderen Gefangenen anlegte, obgleich er dreifachen Mordes angeklagt war. Erstens: mit Bruttig zusammen des Mordes am Händler Mungel. Bruttig hatte so ausgesagt, freilich dann widerrufen, aber gesagt ist gesagt. Ferner war er angeklagt, den Besitzer der Ußmühle durchs Fenster erschossen zu haben. Die schwerwiegendste Bezichtigung war aber die, daß er es war, der den Kapitän d'Aubry von der französischen Besatzungsarmee in der Schlucht am Reiler Hals erstochen hatte.

Hans Bast leugnete. Bei der Anklage wegen Mungel und bei der Konfrontierung mit Bruttig zuckte er die Achseln. Als ihm der Mord am Ußmüller vorgehalten wurde, lächelte er nur; es schien ihm nicht der Mühe wert zu sein, darüber auch nur ein Wort zu verlieren. Beim Verhör über den Mord an d'Aubry berief er sich auf den Friedensrichter von Lutzerath; der wußte, er war damals auf dem Reiler Hals wohl dabei gewesen und war doch nicht dabei gewesen. Er hatte den Wunsch, diesen Mann zu sprechen. Weiter keinen Wunsch. — — — — —

Der Friedensrichter Adami fuhr nach Koblenz. Es war ein leuchtender Sommermorgen, als sein Chaischen an der Ußmühle vorbeirollte. Er hörte die Hühner laut gackern und die Tauben gurren — die Ußmüllerin fütterte die wohl schon? Er sah im Geist Maria, die junge Frau, auf dem Hofe stehen, vor ihr das bunte Hühnervolk, emsig die Körner pickend, und, um ihr dunkles Haupt flatternd, die weiße Wolke der Tauben. Und der junge Ußmüller

stand in der Haustür und freute sich an dem schönen Bilde. Gott sei Dank, daß die beiden zusammengekommen waren, trotz allem! Sie hatten es nicht leicht, die Brüder waren uneins mit dem Martin; so lieb ihnen die Maria früher gewesen war, als Schwägerin mochten sie die Tochter des Angeklagten Hans Bast doch nicht. Die Brüder hatten sich nun endlich dahin geeinigt, daß sowohl der Hubert wie der Nikla auf den Hof des Schwiegervaters zogen; sie ließen den Martin mit seinem Weib allein in der Ußmühle sitzen, den Moselanerinnen war die ohnehin zu einsam gelegen und nicht sonnig genug. Der Brüder Teil am Vermögen blieb auf der Mühle stehen.

Adami hatte schon öfter einen Besuch bei dem jungen Paar gemacht, heute hatte er Scheu, einen von ihnen zu sprechen. Wenn die Maria wüßte, daß er morgen zu ihrem Vater ins Gefängnis trat! Das würde alles, was sich eben hatte mühsam beruhigen lassen, wieder aufwühlen in ihr. Ihr von Angst zu Angst, von Kummer zu Kummer gehetztes Gesicht war wieder runder geworden und jugendlich weicher. In dem Blick, mit dem sie ihren Mann ansah, keimte etwas von Glück. Er hatte das beobachtet — sollte er diesen Keim nun schon wieder vernichten?

„Voran, voran,“ trieb er den Kutscher an, „fahr rascher zu!“

Noch waren es die alten steinigen Landwege, auf denen man durchgerüttelt wurde bis ins Mark der Knochen; die Räder holperten, die Pferde quälten sich ab, aber man konnte doch wenigstens jetzt, un-

behelligt von Wegelagerern, fahren. Hie und da entdeckte Adamis Auge Männer, die im blanken Feld oder auf einer Höhe abmaßen, absteckten und Stangen aufpflanzten. Was machten die da? Dann merkte er es: aha, die bezeichneten jetzt schon den Verlauf der großen Straße, die die Franzosen zu bauen unternahmen. Immerhin ein verdienstliches Werk, und wenigstens das würde eine gute Erinnerung an die Zeit der französischen Herrschaft sein.

Es war eine weite Fahrt. Staubig und ermüdend. Ein paarmal schon hatte er in den letzten Monaten amtlich hinuntermüssen nach Koblenz zum „Peinlichen Tribunal von Rhein und Mosel". Er hatte mehrere Vernehmungen. Aber morgen würde er zum erstenmal in die Arrestzelle jenes Mannes treten, der das schreckliche Ende, dem er entgegenging, verdient haben mochte nach dem Gesetz. Wenn die Geschworenen den Angeklagten nun aber freisprachen von der Tat an dem Mungel, und wenn es seine Kugel nicht war, die den Ußmüller getroffen — beide Söhne hatten ihn nicht unter den Angreifern mit Bestimmtheit erkannt —, dann blieb nur die Tat an d'Aubry. Und muß ein Vater dafür seinen Kopf unters Fallbeil legen, weil er seine Tochter an einem Schurken gerächt hat? Das quälte Adami.

Es war Abend, als er Koblenz sich näherte. Im Dorf Güls hatten sie noch einmal die durstigen Pferde getränkt, in Moselweiß hatte er sich dankbar eine Handvoll der goldenen Mirabellen aus dem Korbe gelangt, den ein freundliches Mädchen ihm anbot. Von der Kastorkirche war das Aveläuten

schon verklungen. Aber noch war es hell, das lange Licht des Sommers noch nicht zu Ende gegangen. Er sah ein Moselschiffchen langsam und vorsichtig durch das reißende „Gänsefürtchen“ seiner Anlegestelle bei der alten kurfürstlichen Moselbrücke zufahren. Die Schiffer sangen. Klangvolle rheinische Stimmen drangen zum Festungswerk der Kartause hinauf. Oben stand die französische Schildwache, das Gewehr geschultert, horchte dem Gesang und blickte sehnsüchtig moselaufwärts — da weit, weit sein Frankreich!

In Lützel-Koblenz lärmten die Kinder. Im dörflichen Vorort der Stadt spielten sie auf der Straße, rannten barfuß und machten ein großes Geschrei.

Auf dem freien Platz, der Blick hat auf Mosel und Rhein und den Ehrenbreitstein gegenüber, dessen gewaltiger Felsen schier unangreifbar die Festung trägt, die jetzt die Franzosen geschleift hatten, drehten sie einen Ringelreihen um den Freiheitsbaum. Nun stand der schon manches Jahr hier — Adami erinnerte sich genau des Tages, an dem die junge Eiche gepflanzt worden war, mit Musik und Böllerschüssen und festlichem Gepränge — aber viel größer geworden war der Baum noch nicht. Trotzdem ein Gitter ihn umgab zur Schonung, waren Kinder hinübergeklettert, unnütze Hände hatten am Stämmchen gerüttelt — „Maikäfer flieg!“ — und hatten Namen eingekerbt in seine Rinde. Wie spärlich und welk schon sein Grün hing, schlaff an unkräftigen Ästen! Kein frisch-feuchtes Lüftchen vom Rhein her schien es neu beleben zu können. Der arme Baum, verstaubt an der staubigen Straße, würde eingehen.

XXII

Aus der lachenden Rheinsonne kommend, die den Strom zum goldenen Spiegel gemacht hatte und den trotzigen Brocken des Ehrenbreitstein glanzvoll bekrönte, war Adami wie blind, als ihn der Schließer durch schmale, nach Schimmel riechende Gänge des alten Gefängnisses führte. Er tappte im Dunklen. Schlüssel rasselten. Er trat ein in die Zelle.

Hans Bast hatte gebückt auf seiner Pritsche gesessen, nun richtete er sich auf, seine Höhe stieß fast oben an. Eine sehr kleine, dicht vergitterte Luke über seinem Kopf gab spärlich ein bißchen Licht, man konnte sich nur eben erkennen. Der Gefangenenwärter war mit hineingekommen und faßte an der Tür Posto.

„Laß Er uns allein," sagte der Friedensrichter.

Der Mann stand unschlüssig, dann murmelte er etwas und ging: wenn der Herr es so wollte, dann hatte er zu gehorchen, aber der Herr tat's auf eigene Gefahr. Für alle Fälle blieb er draußen an der Tür stehen. Aber wie er auch horchte, es blieb drinnen ganz friedlich.

Ist das Hans Bast von Krinkhof? hatte Adami zweifelnd gedacht. Der hier war ja fast weiß!

Der alte Mann nickte: „Setzt Euch, Bürger Friedensrichter," und schob ihm den einzigen Schemel hin.

Ja, das war Hans Bast doch, dieselben großen schwarz glänzenden Augen, die noch immer etwas von Feuer hatten; selbst die lange Haft hatte das ihnen nicht nehmen können. „Er hat mich zu sprechen gewünscht," sagte Adami. Es war ihm beklommen.

„Hat Er ein besonderes Anliegen?“ Er fragte es teilnehmend. Heute am Morgen schon hatte er die Verteidiger des Angeklagten gesprochen und auch den Präsidenten des Tribunals — für Hans Bast war nichts mehr zu hoffen. Der Präfekt würde unter allen Umständen das Todesurteil unterzeichnen. Ob der Gefangene wußte, wie es um ihn stand?

Hans Bast ließ seinen Blick fest auf Adami ruhen. Er sagte: „Ich hab Euch gehaßt, ich hätt Euch beinah emal durch't Fenster erschossen.“ Er lachte — es sah wenigstens wie ein Lachen aus — der andere hatte eine unwillkürliche Bewegung gemacht, war sich über die Stirn und durch die Haartolle gefahren. „Ich sag ja nur ‚beinah‘. Aber ich hätt Euch ebensowenig erschossen, wie ich den Äßmüller erschossen hab, weswegen sie mich a u ch angeklagt haben.“ Er legte den Kopf ein wenig hintenüber und schloß die Augen halb, als sänne er nach. „Ich hätt Euch oftmals erschießen können, Ihr seid viel allein geritten. Aber Ihr habt zu viel Mut — ich konnt et nit tun.“

Adami nickte: jawohl, er war dem hier ein nicht zu unterschätzender Gegner gewesen, sie hatten sich gegenüber gestanden von Anfang an. Wie offen der jetzt war!

„Habt Ihr den Mungel denn umgebracht in der Linnich?“

„Dafür hat der Bruttig bluten müssen.“

„Wißt Ihr, daß er es getan hat — und allein? Ihr spracht mir damals, als ich oben in Eurem Haus war, von dem Bückler und seiner Bande.“

Es funkelte etwas hinter Hans Basts halb geschlossenen Lidern „Da wollt ich Euch einseifen. Aber

Ihr habt mich eingeseift. Der Bückler hat et vielleicht auch getan; vielleicht mit dem Bruttig, vielleicht ohne den Bruttig, vielleicht war et auch der Bruttig allein." Er zuckte die Achseln. „Wir drei werden uns ja bald wieder treffen. Auf dem Schindanger. Da sind wir ganz unter uns, sitzen auf unsern Gräbern, nachts Uhrer zwölf, schieben mit unsern Köpfen Kegel, so lang bis der Hahn kräht."

Es durchschauerte Adami: eine grausige Phantasie! Und der sagte das so, wie einer eine Schnurre erzählt! „Malt Euch doch nicht so schreckliche Bilder aus, Nikolai."

„Schrecklich?" Hans Bast schüttelte langsam den Kopf: „Dat is doch nit schrecklich. Aber wißt Ihr, wat schrecklich is?"

Adami glaubte die Antwort zu wissen: das Fallbeil. Aber er sprach sie nicht aus.

Der andere las sie ihm vom Gesicht. Er sagte: „Nein, nit dat Fallbeil. Ihr könnt sicher sein, ich werd die letzte Nacht vor meiner Hinrichtung ruhiger schlafen als meine Richter."

Welch ein Mensch! Adami fühlte wieder den gleichen Schauer. Gab der sich nur so stark, um noch bis zum Schluß alle Welt zu täuschen, eine Größe zu zeigen, die er im Grunde gar nicht besaß? Oder war dieser Verbrecher wirklich ein so großer Verbrecher, daß man nur bedauern konnte, seine Größe so abgeirrt zu sehen? Wer hatte diesen Menschen geboren, wer an dieses Mannes Wiege gesessen? Der Mund war Adami wie zugehalten, er saß schweigend.

„Ich hätt eine Bitt, Bürger Friedensrichter. Gerad an Euch. Denn Ihr werd't se erfüllen. Eins is mir

schrecklich: könnt Ihr et nit machen, dat ich nit im roten Hemd muß zum Richtplatz gehn? Der Hans Bast, den Ihr Euch nit denken könnt — Flügelmann der kurtrierschen Garde, als junger Kerl in stolzer Montur — der soll nun, als alter, sich im roten Hemd auf seinem letzten Gang zeigen?"

Der Gefangene sprach mit soviel Bewegung, wie er sie bisher nicht gezeigt hatte. „Sprecht für mich, laßt mich nit so verschandeliert im Mörderhemd vor die Leut treten — gebt mir en weiß Hemd!" Er hob bittend die Hände.

Ein wunderlicher Mensch — so hart, so verstockt, und dann solche Bitte! Adami neigte bejahend den Kopf: „Ich will's versuchen und deswegen sprechen. Ich denke, es wird Ihm diese Bitte genehmigt werden."

„Merci!" Hans Bast atmete sichtlich auf.

Adami fühlte, der Mann war nun zugänglicher. Und er benutzte das. „Wollt Ihr nicht endlich gestehen, Hans Bast? Wozu Euer hartnäckiges Leugnen? Es verschlechtert nur Eure Lage. Ihr habt den d'Aubry umgebracht?!"

„Nein." Der Angeklagte blickte vor sich hin, jetzt war der frühere harte Ausdruck wieder auf seinem Gesicht.

„Ich weiß es." Der Richter legte ihm die Hand auf den Arm. Es klang wie mahnend und deutlich betont: „Ich w e i ß es."

„Was hat die Maria gesagt?"

„Eure Tochter hat jede Aussage verweigert; das ist ihr gutes Recht!"

„Ich hab den d'Aubry nit umgebracht." Die Stimme klang ganz ruhig, keine Miene veränderte sich in dem kalten Gesicht.

„Ihr habt den Diener des d'Aubry vergessen, der seinen Herrn begleitete auf dem Reiler Hals. Der hat ausgesagt. Ihr seid dadurch schwer belastet und — überführt, Nikolai!"

Wollte der nun noch leugnen? Er wurde bleich, bleicher noch, als er zuvor gewesen war, aber jetzt glühend rot, alles Blut schien ihm zu Kopf gestiegen; er ballte die Fäuste: „Hund verfluchter, hätt ich den lieber kalt gemacht!" Mit lautlosen Schritten lief er in der Zelle umher, er stieß gegen die Mauern. Wie ein Tiger im Käfig!

„Gesteht, Hans Bast, gesteht! Ihr seht, leugnen hilft nicht, denn auch der Bückler hat gegen Euch ausgesagt. Und ich weiß auch, warum Ihr den d'Aubry umgebracht habt."

„Warum?" Der Umherrennende stand plötzlich still, dicht vor Adami, seine Augen funkelten ihn wild an.

„Und kann Euch hierin verstehen. Laßt doch die Franzosen auch wissen, was ich weiß, ich rate Euch gut. Und sie werden Euch deswegen nicht zum Tode verurteilen, Milderungsgründe annehmen. Einen Vater, der seine Tochter —"

„Hört auf!" Hans Bast unterbrach ihn rauh. „Spart Euer Red! Ich will nix von den Franzosen, auch mein Leben nit. Von Hans Bast seiner Tochter sollen sie nix zu wissen kriegen, und kein Mensch auf der Welt nit — die is zu schad. Ich hab den d'Aubry nit umgebracht und damit basta." Er ließ sich schwer

auf den Schemel fallen, von dem Adami bei seinem drängenden Zureden aufgestanden war, stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte sein Gesicht in die Hände.

Eine lange Weile blieb es still. Hans Bast rührte sich nicht. Schlief er? Tiefe gleichmäßige Atemzüge schienen es zu künden. Adami überlegte: was sollte er denn noch sagen? Wie den noch zu überreden versuchen? Hartnäckig blieb der ja bei seinem Leugnen — hier war alles umsonst! Leise rührte er an des Zusammengesunkenen Schulter: „Habt Ihr Eurer Tochter etwas zu bestellen, Hans Bast? Ihr wißt, daß sie den jungen Müller geheiratet hat. Möchtet Ihr sie nicht noch einmal sehen?"

„Ich will sie nit sehn. Ich hab viel Unrecht an ihr getan. Sie soll mich vergessen — auf daß es ihr wohlergehe auf Erden."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Schloß, das der letzte trierische Kurfürst, Clemens Wenzeslaus, sich vor jetzt noch nicht fünfundzwanzig Jahren erbaut hatte mit aller Pracht, fand die Verhandlung gegen Hans Bast Nikolai, den Schmied von Krinkhof statt. Der Andrang war groß. Der gewöhnliche Saal im Gerichtsgebäude wäre viel zu klein gewesen; hier hatte man nun den großen früheren Ballsaal für die öffentliche Verhandlung gewählt. An der Erzstatue des dicken Wenzeslaus vorbei strömte die Menge; man drängte, man puffte, man quetschte sich durch, man bat, man stöhnte, man schimpfte, man gelangte endlich hinein. Karten waren ausgegeben worden, man zahlte willig vierund-

zwanzig Franken für einen Platz auf der Galerie. Würdevoll schauten die Bilder der trierischen Kurfürsten auf erregte Männer und Frauen. Das war eine Spannung unter dem mächtigen Tonnengewölbe des Ballsaals! So sehr hatte vormals selbst das Herz eines verliebten Fräuleins dem erwählten Junker, der sie zum Tanz führen sollte, nicht entgegengeklopft, wie das Herz der Menge jetzt klopfte. War das ein verstockter Sünder! Keiner war je abgeurteilt worden, der so dreist, so kalt die Geschworenen ins Auge gefaßt hätte. Jeden einzelnen von ihnen besah er sich ganz genau, nicht gerade frech, aber doch so, als wolle er begutachten: bist du auch fähig, mir recht das Urteil zu sprechen?

Schon so ein alter Mann! Sein Haar war weiß, und vor kurzem sollte sein Bart doch noch pechschwarz gewesen sein. Jetzt waren nur die Augen schwarz. Es grauste die Frauen: schwarz wie die Nacht. Und wieviel Schreckliches hatten die schon gesehen! Blut, Blut! Da war der Johannes Bückler, der zu Mainz mit seiner Bande des Endurteils harrte, doch einer, den man bedauern konnte. Wie gut geartet war der! Leute, die es genau wußten, erzählten, daß er ganz heiter sei, weil er noch immer hoffte, begnadigt zu werden. Er hatte ja auch offen, ohne Rückhalt bekannt, von sich und seiner Bande wahrheitsgemäß alles ausgesagt. Nun durfte er ab und zu seinen Knaben sehen, man brachte ihm den ins Gefängnis. Er spielte mit seinem Hänneschen „Kuckuck“. Ach, ein liebevoller Vater! Alle Frauen waren gerührt, wenn sie sich dieses Bild ausmalten.

Wie anders war der hier! Noch ehe die Anklagen verlesen wurden, sprach der Zuschauerraum ihn schon „schuldig“: er hatte den französischen Offizier umgebracht, den armen Handelsmann und den Besitzer der Mühle natürlich auch. Und Gott weiß wen noch! Gerüchte flogen durch die Stadt, grausige Geschichten; die Kinder fürchteten sich, abends zu Bett zu gehen. Auf der Galerie im großen Ballsaal wisperte es, tuschelte, raunte, aufgeregte Menschen steckten die Köpfe zusammen: hatte man je so etwas gehört, war's möglich, zehn Menschen hatte der tot gemacht? Seine eigenen drei Frauen umgebracht und noch seine Tochter dazu. Der reine Blaubart! Sein Bart war nicht umsonst, wie bei jenem im Märchen, so blauschwarz und unheimlich gewesen. Und gelb das Gesicht, die Augen wie Kohlen. Ein Mensch, wie ein böser Geist, wie ein dunkles Rätsel. Warum gestand der Mann nicht? Des Mordes an dem Franzosen war er doch glatt überführt, aber er gab ihn noch immer nicht zu. „Nein, nein,“ und sonst kein Wort.

Die Verteidiger des Angeklagten, ein alter berühmter Advokat und ein junger, der dadurch berühmt zu werden hoffte, machten viele Worte, sie redeten stundenlang, gewandt und glänzend. Die Augen halbgeschlossen saß der Angeklagte — hörte er zu? Man wußte das nicht; es sah aus, als ginge ihn alles nichts an. Nur als der Präsident ihm sagte: „Wie kommt das denn, daß Sein Haus der Sammelplatz aller Halunken gewesen ist?“ sagte er schlagfertig: „Nit alle sind bei mir eingekehrt. Euch, Citoyen Collège, hab ich nie drin gesehn.“

Eine unerhörte Frechheit war das! Ein heimliches Lachen ging durchs Publikum; aber es waren auch viele entrüstet. Der Angeklagte hatte die Augen groß aufgemacht und den Kopf nach dem Präsidenten gedreht. Der gebot Ruhe. Das heimliche Lachen war ein lautes geworden, dazwischen Zischen und Ausrufe: „Unverschämt!" „An den Galgen mit dem Kerl!" „Die Guillotine ist noch zu gut für den!" Es war eine große Unruhe. Der Vorsitzende selber hatte die Ruhe verloren, er wurde nervös: wenn das Publikum sich nicht still verhielt, mußte er den Saal räumen lassen!

Fünf Tage hatte die Verhandlung gedauert. Sie war eine Qual. Die Hochsommerhitze war unerträglich, die Luft im überfüllten Saal von vielen schwitzenden Menschen verbraucht. Der Präsident und die Beisitzer, die Advokaten und die Geschworenen hatten hochrote Köpfe, Damen fielen in Ohnmacht. Nur dem Angeklagten schien es nicht zuviel zu sein.

Man hatte die großen, bis zum Boden reichenden Fenster des Saals, dem Rhein zu, geöffnet. Eine satte Sommersonne goß herein. Hans Bast wandte sich ganz nach dem Fenster hin, eine Welle von Luft flutete ihm über die Stirn, er erschauerte leicht. Eben hatten ihn die Geschworenen des Mordes an Mungel freigesprochen. Auch die Schuldfrage am Tode des Müllers verneinten sie jetzt.

Ein Murmeln ging durch den Saal, ein erstauntes: „Ach?" Und es schwoll an, schwoll immer mehr an, wurde zum Brausen. Der Präsident rührte die Glocke, einmal, zweimal, dreimal: „Ruhe!" Menschen

waren aufgesprungen, standen auf den Zehen, machten die Hälse lang, hingen mit halbem Leib über die Brüstung der Galerie: Herr Gott, sie würden ihn doch nicht auch des Mordes an dem Franzosen freisprechen?!

Hans Bast sah noch immer zum Fenster hinaus: ah, die Sonne, die satte, und der spiegelnde Rhein, und der Ehrenbreitstein, der stolze Felsen jenseits des Stromes! Er trank das goldene Bild mit seinen Augen.

Nun die dritte Anklage! Der Spruch der Geschworenen lautete auf schuldig. Wieder Brausen im Raum. Beistimmendes Flüstern war lauter und lauter geworden, zu laut. Wieder ertönte die Glocke des Präsidenten. Der Angeklagte erhob sich, der Richter setzte sich das Barett auf. Atemlose Stille. Hans Bast Nikolai war zum Tode verurteilt worden. — — —

Ob der auch so ruhig und unbewegt heute bei seiner Hinrichtung sein würde wie gestern und all die Tage bei der Verhandlung? Das fragte sich heute ganz Koblenz. Der stumme Mann, dieser Mensch wie ein Rätsel, hatte die Neugier erregt. Durch die Gefängnismauern sickerte nichts, aber die Verteidiger, die den zum Tode Verurteilten in aller Frühe, eine Stunde vor der Hinrichtung noch besuchten, wußten, daß er die Nacht ganz leidlich verbracht hatte. Er beklagte sich nur, daß die Eisen, die man ihm, wie es üblich war, in der letzten Nacht um die Füße geschlossen hatte und um den Hals, ihm unbequem gewesen wären. Sie hatten gedrückt, und

er hatte auch nicht gut gelegen deshalb. Aber wahrhaft ärgerlich war es ihm, daß sein porzellanener Pfeifenkopf, aus dem der Tabak so besonders gut schmeckte, zu Boden gefallen und zerbrochen war. Diesen Pfeifenkopf beklagte er laut und weniger wortkarg, als man's sonst an ihm gewohnt war. Er beschrieb ihn ganz ausführlich mit all seinen Vorzügen.

Der junge Advokat erinnerte sich, eine ähnliche Pfeife zu besitzen, gefällig eilte er nach Hause in die Löhrstraße und holte sie. Er schenkte sie dem Verurteilten und ein Paket Tabak dazu. Hans Bast bedankte sich sehr erfreut, er drückte dem jungen Herrn mehrmals die Hand: „Merci, merci!“ Es stieg wie lebendige Röte dabei in sein Marmorgesicht und seine kalte Stimme wurde herzlicher, wärmer. Nun wußte man doch, dieser verstockte Verbrecher, dieser Block von Stein, war auch ein Mensch.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In der ersten Augustnacht, in der alle Stimmen des Sommers von Lebensfülle und Lebensgenuß heiß-brünstig flüsterten, und Rhein und Mosel vor Liebesverlangen, sich zu vereinigen, lauter rauschten, hatte man da, wo sie zusammenfließen, auf dem freien Platz mit dem Freiheitsbaum das Gerüst aufgeschlagen. Vormals stand hier der Galgen der Stadt. So hoch wie die kleinen Häuser von Lützel-Koblenz ragte der oberste Querbalken, von dem die blanke Schneide herabhing. Nun brauchte man nur an dem Strick zu ziehen, der am linken Pfosten ent-

lang lief und — siehe! — schon sauste blitzschnell die Schneide herunter.

Die Arbeiter, die am Gerüst schafften, schwitzten, die Nacht war heiß und die Arbeit eilig. Sie ließen sich aus dem nächsten Wirtshaus Schoppen auf Schoppen holen, jung lief das Weinchen durch die durstigen Kehlen. Die einzelnen Teile der Guillotine wurden fertig gezimmert und gestrichen geliefert, aber noch mußten sie mit vieler Sorgfalt zusammengefügt werden. Die Galerie, die oben um den hohen Unterbau herumlief, wollte gar nicht recht passen. Ein Sägen, ein Hämmern, ein Rütteln, ein Klappern, ein Raspeln und Klopfen begann in der Nacht. Die Sterne lächelten nieder. Als sie verblaßten und das Morgenrot freudig erglomm, da schob man eben die Bretterstufen der Treppe zum Hinaufsteigen ans feste Gerüst heran. Und nun war alles fertig.

Es kamen auch schon die ersten Neugierigen aus der Stadt. Wenn Hans Bast Nikolais Geschick auch nicht in dem Maß das Rheinland erregte wie das von Johannes Bückler, dem Volkshelden, so waren doch viele gestern nach Koblenz geströmt. In den Anlagen, an den Ufern des Flusses nächtigten sie. Von der Mosel, bis von Trier her, kamen Leute. Es war mancher dabei, der den Schmied von Krinkhof persönlich kannte, sogar schon gekannt hatte, als der noch Flügelmann bei der trierischen Garde gewesen war. Wenn solche sich trafen, sprachen sie mit einigem Mitleid; sie waren aber auch die einzigen. Einst so ein schmucker Kerl — wie war der nur dahin gekommen, vom Paradeplatz bis hierher aufs Schafott?!

Ein wackliges Männlein bekreuzigte sich und murmelte leise: „Gott bewahr unsere Enkel vor gleichen Tagen!" Der Wacklige rannte dann, er wollte doch auch gut sehen. Und so rannten viele: zum Schafott, zum Schafott! Diese Hinrichtung war nur das Vorspiel, bald würde man zu Mainz noch ein größeres Schauspiel sehen; man sprach von zwanzig, die da aufs Blutgerüst sollten, der erste von ihnen war der Bückler selber.

Ein junger Tischlergeselle schob eine Karre heran, ein anderer hatte sich vorne vorgespannt, sie pfiffen beide hell das bekannte Lied: „So geht es in Schnutzel-Putz-Häusel — da tanzen die Ratten und Mäusel." Sie brachten einen Sarg heraus auf ihrer Karre, einen rohen Brettersarg mit lockigen Hobelspänen und Sägmehl gefüllt. Im Bogen wichen die Fußgänger aus. Die Burschen aber lachten: „Ei wat, der Kopp, der Kopp liegt ja noch nit drin!"

Leer stand der Sarg nun vor dem Gerüst und wartete stumm. Alles wartete, die Natur und die Menschen. Noch war die Sonne nicht ganz heraus, leichte Morgennebel stiegen vom Rhein auf. Endlich enthüllte sie voll ihr strahlendes Angesicht. Eine Stimme begann zu klagen, ein Stimmchen, dünn und piepsig, mit jämmerlichem Bimbim: das Armesünderglöcklein. Wimmernd ertrank sein Läuten im Klappern von Pferdehufen, im Trappeln von Füßen, im ganzen Laufen und Treiben des Volkes und des Militärs.

Carabiniers waren beordert, sie bildeten einen Kreis ums rotangestrichene Gerüst. Dahinter noch

eine Reihe Chasseurs zu Pferde. Es wurde niemand durchgelassen, nur Offiziere der Besatzungsarmee und höhere Beamte der Stadt; sie zeigten Passepartouts vor.

O wie schade, daß keine Häuser in nächster Nähe waren, aus deren Fenstern man hätte zusehen oder auf deren Dach man hätte kriechen können! So mußte man denn die Bäume benutzen. Es standen ihrer aber leider nicht viele hier; der schwache Freiheitsbaum bog sich fast unter dem Gewicht schmutziger Straßenjungen. Auf dem Fluß schaukelten langsam Nachen, vollbeladen mit Leuten, die das Schauspiel von hier aus zu sehen hofften. Auf der Kartause reckte die Schildwache den Hals; sie konnte von so weit nichts erkennen, aber dumpf hörte sie unbestimmtes Wogen von Stimmen. Und nun plötzlich, durchdringend laut, einen einzigen Schrei: „Sie kommen!"

Der Karren fuhr vor, mit einem mageren Rappen bespannt. Ein langgezogenes „Ach" der Enttäuschung; verwundert sahen die Gaffer drein: der hatte ja nicht das rote Hemd an?! War der denn kein Mörder?!

Im weißen Hemd, wie er es erbeten hatte — sein einziger Wunsch — verließ Hans Bast Nikolai den Wagen. Ohne auf die Hand zu achten, die man ihm stützend bieten wollte, sprang er herunter.

Mit festen Schritten ging er dem rotgestrichenen Gerüst zu, die Stufen hinauf. Er brauchte keine Hilfe. Aber der Kapuzinermönch, der bei ihm gesessen hatte im Wagen, ihm zugesprochen hatte während des ganzen Weges mit Gebet und Tröstung, der brauchte

Hilfe, man schob ihn neben dem Verurteilten die Treppe hinauf.

Ein Augenblick Pause — die Pause letzter Erwartung. Ein Kind schrie plötzlich grell auf. Ein Knabe lag in Krämpfen am Boden; seine Großmutter hatte ihn hergeschleppt, er sollte das Blut des armen Sünders warm trinken, das vom Richtblock traufte, sie wollte es auffangen, ein Becherlein hatte sie dazu mitgebracht. Solches Blut heilte die fallende Sucht.

„Stuß," sagte der Mann mit dem hohen schäbigen Hut und dem Ziegenbart, der neben ihr stand, und schubste die Alte mit ihrem Becher beiseite: „Stuß!" Und dann zu sich selber: „Gott soll hüten! Herz Rosenblatt, warum biste gekommen her? Aus purer Neugier. Ei weh, kannst's doch nit mitansehen. Nu, ich geh wieder!" Er drängte mit Geschmeidigkeit sich aus der Menge heraus und verschwand mit flatterndem Rock eiligst gen Koblenz.

Oben auf dem Gerüst stand Hans Bast Nikolai. Nur einen Augenblick noch. Wollte er noch etwas sprechen? Kein Wort. Er sah den Mönch, dem er während der Fahrt kein einziges Mal den Kopf zugewendet hatte, auch jetzt nicht an. Als der ihm das Kruzifix vorhielt, schob er's beiseite. Sein Blick flog zur Mosel hin, die sanft dahinfloß, er sah in goldenen Fernen die Berge der Heimat — von hier, so hoch oben, sah man sehr weit. Er sah das alles noch einmal, ein seltsamer Ausdruck flog über sein starres Gesicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wo man Hans Bast Nikolai von Krinkhof begraben hat, weiß niemand.

Aber in Mainz, vor dem Weisenauer Tor zeigt man zwanzig Pappeln, darunter zwanzig gerichtete Räuber begraben sind von der Bande des Schinderhannes. Er selber liegt unter dem dicksten und größten Baum.